Chronik der Stadt Charlottenburg



Chronik

der Residenzstadt Charlottenburg.

Ein Stadt- und Kulturbild

von

Dr. Ferdinand Schultz
Direktor des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums

zu Charlottenburg.

Charlottenburg
Verlag von Bodo Grundmann.
1887.

Sr. Hoheit

dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Gnädigster Erbprinz!
Durchlauchtigster Erbprinz und Herr!

Als ich im Frühling des Jahres 1884, auf dem altklassischen Boden der Akropolis weilend, die hohe Freude hatte, Ew. Hoheit zu begegnen, stellte mich Ew. Hoheit dem begleitenden Herrn Dr. Schliemann vor mit den Worten: „Hier ein Mitbürger von mir aus Charlottenburg!" Dies Wort, an geweihter Stätte gesprochen, habe ich im Herzen bewahrt. Es zeigte mir, daß Ew. Hoheit sich nicht nur als Bewohner des Residenzschlosses, an das sich so viele teure Erinnerungen des Königshauses der Hohenzollern knüpfen, betrachte, sondern auch als Bürger der Stadt, die sich zu den Füßen desselben ausbreitet. Ew. Hoheit tritt damit in die Fußtapfen des ersten Bewohners dieses Schlosses nach Sophie Charlotte, Friedrichs, des ersten Königs in Preußen, der nicht nur ein Bürger der von ihm gegründeten Stadt, sondern auch der Bürger Meister in derselben sein wollte. —

Wem könnte ich daher diese Chronik der Residenzstadt Charlottenburg anders widmen als Ew. Hoheit, welche jetzt mit Deren Erlauchter Gemahlin aus Hohenzollernstamme das Königsschloß der Hohenzollern bewohnt?

Daß ich Ew. Hoheit nichts Vollkommenes zu bieten imstande bin, ist mir wohl bewußt. Ist doch alles menschliche Schaffen unvollkommen, am meisten aber vielleicht das, wobei „das kleine Menschenkind sammelt wechselnde Gerüchte, schreibt sie in ein großes Buch und darüber „„Weltgeschichte."" Indessen habe ich mich bemüht, nicht nur das, was aus den vergilbten Blättern der Archive, aus den verblichenen Schriftzügen längst Verstorbener und aus den verstaubten Folianten alter Bibliotheken herausgelesen werden konnte, sondern auch, was lebendige Ueberlieferung mir zuführte, zu sammeln und, von dem Licht der allgemeinen Geschichte beleuchtet, darzustellen. Die Schwierigkeit des Unternehmens wird die etwaigen Mängel entschuldigen.

Ich bitte daher Ew. Hoheit, das Werk, welches zugleich zu einem Ehrendenkmal der Hohenzollern sich gestaltet, freundlich aufzunehmen und darin zugleich einen Ausdruck der hohen Verehrung und treuen Anhänglichkeit zu erblicken, in der ich stets Ew. Hoheit mich verbunden fühle, und in der ich die Ehre habe, mich zu nennen

Ew. Hoheit

Charlottenburg,
im September 1887.

unterthänigen

Dr. Ferdinand Schultz.

Inhalts-Verzeichnis.

Charlottenburg! Wie viel Vorstellungen verschiedenster Art und mannigfaltigster Färbung ruft doch dieser Name hervor! Dem einen bedeutet er das Schloß mit seinen anziehenden vaterländischen Erinnerungen und das Mausoleum inmitten der dunklen Schattengänge seines Parkes. Seine belebte Phantasie führt ihm die Bilder der geistvollen Fürstin Sophie Charlotte und ihres hohen Gemahls Friedrich, des ersten Königs in Preußen, vor die Seele und läßt ihn eine Zahl edelster Fürstinnen der Hohenzollern-familie erblicken, eine Luise, eine Elisabeth, eine Kaiserin Augusta, so daß sein Herz von warmen patriotischen Empfindungen geschwellt wird. Dem andern ist es die anmutige Villenstadt, welche trotz des großstädtischen Treibens, das hier jetzt waltet, immer noch einen hübschen Ruhesitz im Alter oder mindestens doch eine angenehme Sommer-

frische nach dem Lärm und Staub der Hauptstadt zu gewähren imstande ist. Ein dritter verbindet mit demselben die Vorstellung von Flora mit Bilseschen oder Roßbergschen Konzerten oder denkt an Wettrennen und erfrischenden Labetrunk nach denselben auf dem Spandauer Berge. Einem vierten ist es aus früheren Zeiten bekannt als Urtypus der Kleinstädterei, die sich trotz der Nachbarschaft der Residenz in dieser Stadt noch lange erhalten hatte und gerade wegen derselben nur um so greller hervortrat, eine Vorstellung, welche auch nicht einmal besserer Belehrung weicht. Er nennt die Stadt daher wohl „Charmottenburg" und bezeichnet sie als ländliche Wohnstätte mit dem Namen „Charlottendorf" oder in komischer Namenverzerrung „Schlorrendorf", so daß sich ihm unwillkürlich Vorstellungen aufdrängen von philiströsen Gestalten, die mit Zipfelmütze, Schlafrock und Pantoffeln vor der Thüre stehen oder aus den Fenstern lugen. Ja letztere Vorstellungen sind merkwürdiger Weise in so manchen Kreisen der Residenz haften geblieben, und es giebt nicht wenig stolze Spreeathener, welche von Charlottenburg nur die sogenannten „berechtigten" Eigentümlichkeiten kennen. So wenig heute, wo Pferdemarkt und Wettrennen die Straßen Charlottenburgs beleben, der bekannte Spruch auch passend erscheinen mag, für sie gilt dennoch:

„Spandauer Wind,
Berliner Kind,
Charlottenburger Pferd
Ist alleweil nichts wert."

Vielleicht ist einer nebenher auch Litteraturkenner und weiß aus seinem Heine, daß das „schönste" Berlinisch in Charlottenburg gesprochen wird.

So viel ist gewiß, nur wenige kennen die Stadt wirklich genauer, — vielleicht am wenigsten kennen sie die Berliner —, die Zahl derer aber, die ihre Geschichte kennen, ist eine äußerst geringe, auch unter den Einwohnern der Stadt selbst. Und doch bietet die Vergangenheit Charlottenburgs anziehende Punkte genug. Ist es nicht schon an sich fesselnd, die Entstehung einer Stadt in ihrem ersten Ursprung kennen zu lernen? Und hier haben wir eine Stadt vor uns, die wie mit einem Zauberschlage aus dem märkischen Sande hervorsprang, und das zu einer Zeit, welche noch keine zwei Jahrhunderte vor der unseren zurückliegt. Die Stadt selbst aber ist in Wahrheit zu einer Ausdehnung und Bedeutung gelangt, wie sie wohl nicht einmal der große Leibniz ahnen konnte, als er ihr — allerdings mit der damals üblichen höfischen Schmeichelei — eine Weissagung von ihrer künftigen Größe und Bedeutung in die Wiege legte.

Alles dies sind Momente, welche das Interesse eines jeden Lesers erregen müssen, dem die Geschichte der Menschheit etwas mehr ist als die Aufzählung berühmter Schlachttage und die Zusammenstellung langer Reihen von Königstabellen.

Indessen wo finden wir die Quellen?

Schon die Geschichte derselben trägt etwas von dem originellen Charakter an sich, welcher der Lokalgeschichte Charlottenburgs nun einmal eigentümlich ist. Der Forscher, welcher sich zum ersten Male an das Studium derselben heranwagt, ist fast ratlos. Die Akten der städtischen Registratur boten noch bis vor kurzem so gut wie nichts; besitzt dieselbe doch nicht einmal die Stadt-Urkunde. Jedenfalls haben sich die alten Ratsherren aus dem „Federfuchsen" nicht viel gemacht und die ehrwürdigsten Aktenstücke der Makulatur und anderen Zwecken geopfert.

Den Pfarrakten ist es noch schlimmer ergangen. Ein Pfarrer Erdmann, der im Jahre 1773 starb, hatte verordnet, daß ihm seine sämtlichen Skripturen mit in den Sarg gegeben würden. Er meinte damit einige wenige Kanzelreden, die er abwechselnd der Reihe nach jahraus jahrein gehalten hatte; die Leichenträger, welche keinen Unterschied zwischen den einzelnen Skripturen zu machen wußten, packten aber die sämtlichen Pfarrakten zusammen und legten

sie ihm statt der Hobelspähne in den Sarg. Doch was nach dieser Richtung hin an authentischen Quellen mangelt, das ersetzt reichlich durch Naturwüchsigkeit und Originalität eine Pfarrchronik aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Sie ist das Werk eines früheren Ober-Predigers, mit Namen Dressel. Dieser Geistliche war von 1778 bis nach den Freiheitskriegen Pfarrer der jungen Residenzstadt und hatte noch die ältesten Leute derselben gesprochen, welche Zeugen der Anfänge Charlottenburgs gewesen waren. Die originelle Persönlichkeit desselben ist mit seinem derben Humor und keckem Freimut so recht ein Typus einer älteren jetzt fast ausgestorbenen Generation von Geistlichen. Er hält auf seine Sporteln, verschmäht es nicht, am Hofe zu Hildburghausen einen kleinen Spielgewinn einzustreichen; er erwirbt sich durch Bauspekulation ein kleines Vermögen; er ist zu Haus kein allzu zärtlicher Ehemann, als Tischgenoß außer dem Hause aber von unerschöpflicher Laune und kerniger Derbheit. Dabei ist er aber ein treuer Geistlicher, welcher für das Schulwesen aufs eifrigste bemüht ist und der Stadt ein Schul- und ein Armen- und Krankenhaus baut. Auf seine Mitbürger, die ihm dies wenig Dank wissen, ist er sehr schlecht zu sprechen und wünscht sich die Macht, einem jeden der Ratsherren hundert Hiebe aufzählen lassen zu dürfen, „und wenn sie die Zunge bei dieser Operation

aus dem Halse heraussteckten." Die Notiz von der Stiftung einer Bürgerfahne mit der Devise: „Der vereinte Bürgersinn" begleitet er mit der beißenden Bemerkung, daß der vereinte Bürgersinn nirgends weniger heimisch sei als in Charlottenburg. So gestaltet sich diese Pfarrchronik aus einer Lokalgeschichte zu einem Kulturbild von allgemeinem Interesse und höherer Bedeutung. Freilich ist die Zuverlässigkeit derselben nicht überall kontrollierbar, indessen kann man leicht erkennen, wo der Schreiber flunkert; überdies hat sich uns da, wo sich Aktenmaterial zur Vergleichung bot, seine Zuverlässigkeit größer erwiesen als zu erwarten war.*)

Aber wie oft dem Wanderer auf seinem Wege Wasseräderchen begegnen, die sich mit einander vereinigen und zu Bächen, endlich zu Flüssen werden, so geht es auch auf unserem Gebiete dem Forscher. Oft findet er verstreute Notizen, die mit anderen an sich bedeutungslosen ein helles Licht

*) Von ähnlicher Originalität ist ein Aktenstück desselben Verfassers, welches uns durch befreundete Hand zuging und von welchem auch gelegentlich in diesem Büchlein Gebrauch gemacht werden wird: „Hierinne befinden sich Nachrichten, welche auf eine nähere oder entferntere Art meinen Herrn Nachfolgern im Amte zu wissen nützlich werden können. Ich bitte also meine nachbleibenden Freunde oder Kinder recht ernstlich und inständigst nebst allen Kirchenakten auch diese Bogens meinem Herrn Successor und zwar diese ihm allein und besonders und keinem andern zuzustellen. Dressel 1803."

auf frühere Zeiten werfen und einen tieferen Blick in Zustände der jungen Stadt thun lassen.

Von ergiebigeren Quellen dieser Art führen wir an: „Beschreibung des Kreises Teltow und Geschichte der Städte in demselben“ von Joh. Chr. Jeckel (Prediger in Teltow seit 1700). Dieselbe ist nur im Manuskript vorhanden und wurde uns seiner Zeit durch den eifrigen Forscher der Geschichte Berlins, den verstorbenen Herrn Stadtarchivar Fidicin, abschriftlich mitgeteilt.

Ferner ist mit Dank anzuerkennen, daß aus dem Staub von über anderthalb Jahrhunderten durch die Sorgfalt und Umsicht des jetzigen Herrn Oberbürgermeisters so manches Aktenstück des städtischen Archivs in unsere Zeit herübergerettet ist, von dessen Existenz man früher keine Ahnung hatte.

Endlich birgt — last not least — das Geheime Staats-Archiv unter seinen reichen Schätzen auch ein, wenn auch nicht vollstäudiges, so doch wichtiges und zum Teil recht wertvolles Material.

Lützow.

Die Spreeufer in der Nähe von Charlottenburg waren im Mittelalter größtenteils von Wald bedeckt, der sich von Spandau bis in die Gegend von Köpenik hinzog. Stellenweis wurde derselbe von Haide und Busch unterbrochen. Insbesondere gedieh in dem weißen Dünensande des alten Meeresbodens die Fichte, spärlicher war der Eichenbestand. In den Wäldern befanden sich zahlreiche Fenns, Sümpfe und Teiche, wie sie noch heute der Grunewald an manchen Stellen aufzuweisen hat; wo die wellige Bodenerhebung den Abfluß des Wassers hemmmte, bildeten sich Seeen, von denen manche, wie der Lietzen-See, auch nach Ausrodung des Waldes, wenn auch mit geringerer Wassermasse stehen blieben. Dieser Schilderung, wie sie eine genauere Betrachtung der Örtlichkeit an die Hand giebt, entspricht auch das Bild, welches der Presbyter Orosius im fünften

Jahrhundert unserer Zeitrechnung von einem großen Teile Norddeutschlands entwirft. Gering noch waren die Stellen, wo der Wald ausgerodet und dem Ackerbau Raum verschafft war, wogegen an den sumpfigen Stellen nach Beseitigung des Waldes Wiesen entstanden, wie wir sie noch heute nach Spandau hin in der Nonnen- Meckeritz- u. a. Wiesen erblicken. Wald und Bruch, Haide und Wiese bestimmten wesentlich den Charakter der Landschaft, wie sie sich in den Zeiten auch noch des ausklingenden Mittelalters den Augen des Beschauers darbot. Eine ernste und doch das Gemüt beweglich ansprechende Landschaft! —

Der Wald war der Lieblingsaufenthalt des Germanen; in seinem heiligen Schweigen ahnte er etwas Göttliches und noch heute redet der Wald seine zum Herzen dringende Sprache zu jedem deutschen Gemüt. Jener grüne Wald aber, welcher stehen blieb, als die Ufer der Spree längst ausgerodet waren, der Grunewald, ist auch heute noch das Lieblingsziel der Pilgerfahrt bei unseren Neugermanen von den Ufern der Spree.

Es waren naturgemäß keine Ackerbauer, welche sich in diesen Gegenden niederließen, sondern Jäger, die das Wild des Waldes erlegten, und Fischer, welche die Bewohner des unter dem Einfluß der Wälder mit reicherer Wassermasse fließenden Spreestroms erbeuteten. Letztere benutzten ihre Beute

offenbar nicht allein zu eigenem Lebensunterhalt, sondern suchten auch durch Vertrieb derselben bei den Nachbarn ihre Ware zu einer Quelle des Verdienstes für sich zu gestalten. Den Ackerbau trieben sie wohl nur so weit, als er für den spärlichen Bedarf nicht entbehrt werden konnte. Nach und nach steigerten sich aber die Bedürfnisse, und so mußte diesen ein kleiner Teil des Waldes geopfert werden; wo aber aus dem Fenn des Waldes Wiesen entstanden waren, da hütete man das Vieh, so daß nach und nach von den Jägern und Fischern der Spreeniederung bäuerliche Niederlassungen gegründet wurden, und Dörfer entstanden. Auf solche Niederlassungen zur Zeit der Germanen im Gebiet des heutigen Charlottenburg lassen die Funde von Urnen und thönernen Geräten, wie sie zur Zeit Sophie Charlottens auf dem Terrain des Schloßgartens und vor einigen Jahren auf dem von Herrn Geheimrath Siemens erworbenen Felde hinter seinem Grundstück in der Berlinerstraße gemacht wurden, schließen. Von den germanischen Stämmen waren es die Semnonen, welche hier in diesen Gegenden ihre Niederlassungen hatten. Waldverhaue und eigenartige Umwallungen, wie sie uns das wohlerhaltene Muster der Herthaburg auf Rügen zeigt, werden die Schutzwehren derselben gebildet haben.

Nachdem diese fortgezogen und die Gegend

in den Stürmen der Völkerwanderung menschenarm geworden war, wurden diese Landstriche von den Slaven besetzt, von denen die Stämme der Wilzen und Wenden hier festen Fuß faßten. Ein Slavensitz war denn auch lange Zeit die Gegend um Charlottenburg. Die Spree war hier, wo jetzt der Schiffahrtskanal mündet, in zwei Arme gespalten und umschloß eine Insel mit einem Hügel. Hier stand die Slaven-Veste Casow: wie der Fund von Pfeilspitzen vermuten läßt, auf dem heutigen Freundschen und Gebauerschen Terrain. Weiter stromabwärts entstand Lutze, das heutige Lützow, oder, wie es häufig, insbesondere im vorigen Jahrhundert, genannt wird, Lietzow oder Lietze.

Ein Fischerdorf war es anfangs ohne Zweifel. Darauf läßt seine Lage am Spreeufer schließen, vielleicht auch der Name, welcher in wendischer Fischersprache die beim Fischfangen zum Heranlocken der Fische gebräuchliche Kienspahnleuchte bezeichnen soll.*)

Im Jahre 1134 zog Albrecht der Bär in die Mark und brach die Burgen der Wenden. Der Wendenfürst Pribislav aber, der in diesen Gegenden herrschte, hängte seinen Schild und sein Horn zum Dank für die Rettung aus Feindes

---

*) Andere glauben es „Busch", noch andere „Sumpf" übersetzen zu dürfen.

Hand an einen Baum gegenüber der Havelinsel bei Spandau und wurde Christ. Darauf ward das Christentum von dem Sieger gepflanzt, welches auch in Casow und Lietzow Fuß faßte, bis beide Orte dem Jungfrauenkloster in Spandau zugesprochen wurden. Dieses war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts (vielleicht 1239) gegründet worden und hatte ausgedehnte Besitzungen in der Umgegend. Außer Lützow gehörten ihm die Dörfer Lankwitz, Dahldorf, Tegel und andere Ortschaften, sowie der Forst, welcher nach seinen Besitzerinnen den Namen der Jungfernhaide erhalten und bis auf den heutigen Tag behalten hat. Auch erinnern noch eine Zahl von anderen Namen, wie der Nonnenbusch, der Nonnendamm, die Nonnenwiese an die ehemaligen Besitzerinnen dieser Gegend. Aus Casow machten die Nonnen einen Hof; in Lützow wurde für das ausgerodete Terrain von 13 Hufen Feldmark à 30 Morgen, also 390 Morgen, 6 Kossätenhöfe errichtet. Später waren 6 Bauern und 6 Kossäten hier. So finden wir Lützow unter den Askaniern, den Wittelsbachern und den Luxemburgern. Das Landbuch Kaiser Karl IV. (1347—78), welches aus dem Jahre 1375 stammt, führt es unter den Dörfern der Mark auf.*) Wenn es angiebt, daß es aus einem Hofe entstanden sei,

---

*) S. Beilage I.

so bezieht sich dies darauf, daß die Besitzerinnen, die Nonnen in Spandau, welche zugleich den Hof Casow besaßen, die Austeilung der Ackergüter vorgenommen hatten. Der Ackerbau trat nunmehr vorwiegend an die Stelle der Fischerei, wodurch der Wald immer mehr ausgerodet wurde. Außerdem beschäftigten sich die Einwohner viel mit Bienenzucht, und der Honig aus Lützow wurde bald eine beliebte Speise im Refektorium der Nonnen zu Spandau. Aus einer Notiz dürfen wir schließen, daß in Lützow auch Wein gekeltert wurde, wie solches in früherer Zeit nicht selten auch in Norddeutschland geschah. Noch im 16. Jahrhundert wurde die Zahl der Kossätenhöfe auf 8 vermehrt (zwischen 1550—80).

Die Feldmark der Lützower war sehr ausgedehnt. Auf dem sogenannten Kirchberg, dem Platze, wo heute die Luisenkirche steht, zogen die Lützower ihre Ackerfurchen. So ziemlich der gesamte Grund und Boden, auf dem das heutige Charlottenburg steht, gehörte zu ihrem Gebiet. Nach Wilmersdorf zu schied ein Bruch dasselbe von dem Nachbardorfe. Noch bis zur Zeit der Gründung Charlottenburgs stand hier Wald und zwar ebensowohl von Eichen- wie von Nadelholz, Nach Berlin und Alt-Schöneberg zu erstreckte sich das Lützower Gebiet über das ganze Land an dem jetzigen Schiffahrtskanal bis zur Potsdamerstraße in

Berlin hin, woran heute noch die „Lützowstraße" erinnert. Diese Teile wurden von den Lützowern im Jahre 1860 abgetreten. In der Verfügung des Ober-Präsidiums der Provinz Brandenburg vom 27. März 1860 werden diese Teile bezeichnet als der zu Charlottenburg gehörende Teil der Lützower Feldmark zwischen Alt-Schöneberg und dem zoologischen Garten, der südwestlich durch die alte Lützowerwegstraße (Lützow-Straße), nördlich durch den Landwehrgraben begrenzt wird. Diese Teile wurden zu Berlin geschlagen.

Das Dorf war ringförmig angelegt, wie fast alle Slavendörfer; 14 Häuser umstanden im Ring die Kirche. Diese war klein, wie es auch die heutige ist, und hatte keinen eigenen Pfarrer. Das Dorf war eine Filiale von Wilmersdorf.

Sehr in Ehren scheinen die Lützower ihre Kirche nicht gehalten zu haben. Denn sie verfiel anfangs des vorigen Jahrhunderts, und obwohl man angefangen hatte, dieselbe auszubessern und dazu schon 200 Rth. aufgewendet hatte, vollendete man den Ausbau doch nicht, ließ vielmehr das aufgestapelte Holz verfaulen und Kalk und Mörtel nutzlos liegen.

An ihrer Stelle und auf denselben Grundmauern ließ der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. das kleine anmutige gotische Kirchlein im Jahre 1842 bauen, welches so recht zu stiller Einkehr in sich

selbst und innerer Erhebung zu Gott einladet, und die Pietät wohlhabender Einwohner schmückte dasselbe mit einigen hübschen Bildern.

Im Herbst des Jahres 1708 vernichtete ein Brand fast ganz Lützow. Die Abgebrannten erhielten den Befehl sich in dem neugegründeten Charlottenburg niederzulassen; 1720 verschwand denn auch Lützow als eigene Gemeinde und wurde mit Charlottenburg vereinigt.

Man könnte sich vorstellen, daß in dem alten Lützow ein ländliches Stillleben geherrscht habe, wie dies heut der Fall zu sein scheint; jedoch war es ein zu eigner Schlag Menschen, der hier wohnte, um zu dieser Vorstellung zu berechtigen. Es war eine ungebändigte Naturkraft hier vorhanden; die Leute waren derb und grobkörnig, mißtrauisch, händelsüchtig und rechthaberisch. Indessen dürfte manche rauhe Schale immerhin einen trefflichen Kern in sich geschlossen haben. Noch lange blieb die Eigenart der Lützower auch gegenüber der verwandten Charlottenburger erkennbar, ja bis in die neueste Zeit hinein bewahrte der Lützower einige seiner angestammten „berechtigten“ Eigentümlichkeiten. Mancher der älteren Einwohner Charlottenburgs erinnert sich wohl noch eines in dem letzten Jahrzehnt verstorbenen Lützower Originals, bei dem treffliche Eigenschaften des Kopfes und des Herzens sich mit einer rauhen Außenseite

vermählten. Man nannte ihn schlechthin den „Schulzen von Lützow".

Lützow mit seinem ausgedehnten Ackergebiet ist aber und bleibt immer der Hauptbestandteil des heutigen Charlottenburg, und wenn sich jetzt stolze Villen auf dem Nollendorf-Platz oder in der Motz- und Kurfürsten-Straße erheben, so ahnt der Bewohner oft wohl schwerlich, daß hier einst der derbe Lützower seine Fluren bestellte.

Heut aber stellen wir uns unter Lützow jenen idyllischen Platz vor mit den schattigen Bäumen, der anmutigen Kirche, dem ländlichen Friedhof und den umgebenden meist einfachen Landhäusern, einen Platz, in dessen Mitte sich jetzt ein Kriegerdenkmal — der Flensburger Löwe — erhebt, der Zielpunkt so manchen Festzuges der Kriegervereine an vaterländischen Gedenktagen.

Lützenburg.

(1695—1705.)

Kurfürst Friedrich III. hatte die Erbschaft seines großen Vaters, des großen Kurfürsten, angetreten. Ein Staat war nach den verheerenden Stürmen des dreißigjährigen Krieges im Norden Deutschlands geschaffen worden, der in kräftiger Entwickelung heranreifte, um dermaleinst die Führerschaft in Deutschland zu übernehmen und ein neues Reich zu gründen, welches das alte an Macht und Ansehen weit überstrahlen und bestimmend in die Geschicke der europäischen Völker und damit der übrigen Welt eingreifen sollte. Friedrichs Aufgabe war, dem ihm überkommenen Erbe auch nach außen hin das Ansehn zu verschaffen, das ihm nach seiner Bedeutung gebührte. Daher umgab er seinen Hof mit dem Glanze, der seiner Stellung nach den An=

schauungen der damaligen Zeit gemäß war. Vorbild für denselben war, wie fast überall, der glänzende Hof Ludwig XIV., welcher diesen Glanz insbesondere in Errichtung von Prachtbauten und Anlagen von Parken und Gärten ans Licht treten ließ. Zur Entfaltung einer solchen Thätigkeit sollte sich dem prachtliebenden Monarchen bald auf dem Boden Lützows eine ausgezeichnete Gelegenheit bieten.

Seine Gemahlin Sophie Charlotte unterstützte das Werk ihres Gemahls in ihrer Weise. Entsprossen aus einem Geschlecht, welches bestimmt war, den Thron des stolzen Albion zu zieren, mütterlicherseits entstammend von jenem unglücklichen Winterkönig Friedrich von der Pfalz und seiner schönen Gemahlin Elisabeth aus dem Hause der Stuart, deren Andenken aus glücklichen Tagen Altheidelberg in einer Abteilung seiner Schloßbauten bewahrt, war sie nicht nur durch Schönheit, sondern vor allem durch Gaben des Geistes und des Herzens geziert, die um so heller ans Licht traten, als sie, wie bei ihrer Ahnin, der glänzenden Maria Stuart, aufs reichste und tiefste ausgebildet waren. Sie schmückte sowohl selbst durch Blüten des Geistes den Hof, als sie auch die bedeutendsten Männer der Zeit um sich sammelte, welche, wie der große Leibniz, die Zierden des Hofes bildeten. Mit diesen verkehrte sie gern in ernsten und tiefen Gesprächen. War sie des kalten und leeren Hof-

treibens müde, so sehnte sie sich wohl nach einem Asyl, wo sie sich in ungezwungener Weise ihren Lieblingsneigungen hingeben könnte. Ein solches ihr zu schaffen, stimmte ebensowohl mit den Wünschen ihres hohen Gemahls überein, als dieser sich dazu verpflichtet fühlen mußte.

Sophie Charlotte hatte nämlich ihrem Gemahl das ihr gehörige Gut Caput bei Potsdam abgetreten, und Friedrich hatte versprochen ihr als Gegenleistung ein Lustschloß in der ländlichen Umgebung Berlins zu schaffen. Nun galt es, die Stelle für dasselbe ausfindig zu machen. Lange war man darüber unschlüssig. Weißensee und Malchow wurden in Vorschlag gebracht, aber nicht annehmlich befunden. Endlich wurde auf einer gemeinsamen Spazierfahrt in der Umgegend von Lützow die Stätte entdeckt, welche alle Ansprüche befriedigte. An der Stelle, wo heut das Schloß sich erhebt, stand damals eine Theerhütte. Dieselbe war umgeben einerseits von Aeckern und Wiesen der Lützower Bauern, andererseits von Wald und Buschwerk, das sich insbesondere nach der Gegend von Fürstenbrunn und nach dem Spandauer Berge zu dichter entfaltete.

Was konnte wohl der Grund zur Wahl dieser Stätte sein? Dressel philosophiert hierüber, indem er die Anhöhe von Fürstenbrunn mit seiner Quelle, welche im vorigen Jahrhundert sogar als Heilquelle

geschätzt wurde, für viel geeigneter zur Anlage eines Landhauses hält: „da die Gegend um Berlin herum nicht zu denen gehöret, wo die Natur ihre Schönheiten verschwenderisch ausgetheilet hat, so war es wohl kein Wunder, daß derselben der Platz, wo jetzt das Schloß steht und der Königl. Lustgarten ist, noch am besten gefallen mußte, weil nicht nur die Spree vorbeifließt, sondern auch über Wiesen und Felder eine schöne Aussicht nach dem Walde zu ist, welcher jetzt die Jungfrauenhaide genannt wird. Hierzu kam noch, daß der Weg hierher durch den Thiergarten führt und also Schatten gewährte." Allerdings dürfen auch wir wohl die Nähe der Spree und des Tiergartens als wesentlich mitbestimmende Punkte bei der Wahl des Ortes ansehen. Der Weg nach Spandau führte zwar ehemals auf dem rechten Spreeufer entlang an einem Gasthof „zum Stern" vorbei über Martinickenfelde, doch konnte man nach Lützow auch auf dem linken Ufer gelangen. Dies geschah auf einem Sandwege, welcher von der Straße „Unter den Linden" wie heute über den „großen Stern" führte. Bei letzterem standen einige Bildsäulen, von den Berlinern „die Puppen" genannt, woraus das geflügelte Wort „bis an die Puppen" entstand.

Bequemer und anmutiger als dieser Sandweg war freilich der Weg zu Wasser. Dieser

wurde von den Anwohnern der Spree auf einer sogenannten Treckschuyte zurückgelegt. Es war dies ein Schiff, welches durch Pferde, bisweilen auch durch Menschen, vom Ufer aus mittels eines an demselben befestigten Strickes fortbewegt wurde. Sophie Charlotte mochte sich bei der Wahl des Ortes in ihrem romantischen Geiste wohl schon die Lust ausmalen, nach echt venetianischer Art in einer Barke, die ein Gondolier in venetianischer Tracht lenkte, die Fahrt stromabwärts zurücklegen zu können, wie sie dies später in Wirklichkeit ausführte.

Gegen die Wahl des Platzes erhoben zwar die Amtskammer und die Jägerei begründete Bedenken und machten eindringliche Vorstellungen; man blieb aber dem einmal gefaßten Entschlusse treu. Und so wurde denn ans Werk geschritten.

Der Grund und Boden, welcher für die neue Anlage erworben werden mußte, gehörte dem Oberhofmarschall von Dobrzynski. Derselbe besaß das Gut Ruhleben, zu welchem auch das zu erwerbende Land gehörte. Auf diesem hatte er ein Landhaus, ein Umstand, der vielleicht mit zur Wahl des Ortes beigetragen haben mag. Denn das Haus wurde mit dem Boden angekauft. Es erwies sich aber freilich als viel zu klein für den kurfürstlichen Hofhalt, und nun zeigte Friedrich seine ganze fürstliche Freigebigkeit gegenüber seiner

geistreichen und von ihm trotz aller Verschiedenheit der Neigungen innig geliebten und innerlich verehrten Gemahlin. Er setzte in den ersten drei Jahren die Summen von 6000, 9000 und 8000 Thlr. aus, die nacheinander auf Schloß und Anlagen verwendet werden sollten. Einer anderen Nachricht zufolge erhöhte er diese Summen noch bis auf 12000 Thlr. jährlich, wozu die Kurfürstin selbst noch jährlich 5—6000 Thlr. fügte.

Das zum Schloß gehörige Gebiet dehnte sich ursprünglich viel weiter aus, als es heute dem Beschauer sich darstellt. Es reichte nämlich nach Süden zu bis zum sogenannten Karpfenteich, den es mit umfaßte, und schloß bis zu diesem das ganze Straßengebiet von der Schloßstraße im Westen bis zur Berlinerstraße im Osten in sich. Am Karpfenteich entlang führte ein Fußweg, der von dem Platze, wo heute das Schulhaus in der Kirchstraße sich befindet, ausging und bei dem sogenannten Nachwächterhäuschen in der Schloßstraße mündete. Dieser bildete nach Süden zu die Grenze, während nach Norden die Spree den Abschluß machte.

Für die Anlagen nicht herangezogen wurde der ganze nördliche Theil, auf dem heut das Belvedere steht. Es ist dies das sogenannte Aha, eine Name, welcher eine Gegend am Wasser be-

zeichnet.*) Die Anlagen schlossen hier mit dem Wasserlaufe ab, welcher unmittelbar hinter dem — übrigens erst später angelegten — Karpfenteich nach Westen zu fließt. Es scheint hier früher ein Hauptarm der Spree gewesen zu sein, wenigstens deutet der Name der „alten Spree", welchen die Fortsetzung dieses Wasserlaufes noch heute führt, darauf hin. Und in der That konnte so ein hübscher Abschluß der ganzen Anlage gewonnen werden, wenn ein nicht zu unbedeutender Wasserarm die Grenze bildete.

Der südliche Teil wurde für Küchengärten, Wirtschaftsgebäude und Wohnungen der Hofbeamten verwendet. Noch trennte keine Straße den Platz, der heute „Luisenplatz" genannt wird, von dem Terrain zwischen Schloß- und Berlinerstraße. Dagegen wurde alsbald eine Baumallee von der Stelle, wo das Schloß stehen sollte, bis zu der heutigen Schloßstraße geführt und fand in dieser ihre Fortsetzung. Die Wiese im Süden wurde zu einem Karpfenteich eingerichtet und erhielt so den Namen, den sie noch heute führt. Diese Bestimmung wurde aber bald aufgegeben. Vielleicht — so bemerkt Dressel boshaft — mögen

*) Das Wort ist verwandt mit aqua und erscheint bald als „Ache" bald als „Ahe" oder „Aae"; in den slawischen Endungen von Ortsnamen wird es in au oder ow umgewandelt, wie in Spandau, Lützow.

die Lützower den Teich der Kurfürstin oft ausgefischt haben. Auch andere Wiesen gehörten zum Schlosse, von deren Ertrag Pferde und zwei Kühe gehalten wurden, obgleich, wie eine Eingabe vom Jahre 1711 andeutet, das Futter für das Vieh in dem Lust- und dem Küchengarten gewonnen wurde. Diese waren, wie aus einer Notiz auf dem Titel eines Aktenstücks hervorgeht, vom Gute Dahlem abgetreten.

Im Jahre 1695 entfaltete sich an der Stelle, wo die Theerhütte stand, heute aber das Schloß steht, reges Leben. Unter Leitung des Oberbaudirektors Nehring — so berichtet eine alte Teltower Chronik — begann eine Compagnie Dragoner und eine von der Infanterie den Eichwald und das Gesträuch abzuräumen und unter Beihülfe von hundert Arbeitsleuten die Alleeen durchzuschlagen. In den Jahren 1696 und 1697 wurde noch eine Kompanie Soldaten hinzugezogen. Der Fund von Urnen, den man bei der Wegräumung des Gesträuches machte, zeigte, daß man sich auf einer alten Begräbnisstätte befand. Vielleicht waren es Helden germanischen Stammes, vielleicht auch die Helden der alten Wendenveste Kasow, deren sterbliche Ueberreste hier bewahrt wurden.

Für die Anlage der Gärten und des Parks wurde ein Gärtner eigens aus Paris verschrieben.

Es war dies Nikolas Godeau, welcher Pläne von dem berühmten Le Nôtre mitbrachte. Mit dem Bau des Schlosses aber wurde der große Schlüter beauftragt. Ursprünglich war nur ein kleines Landhaus projektiert worden, und der Plan zu einem solchen war es auch, der von Schlüter entworfen und ausgeführt wurde. Man erkennt dasselbe deutlich, wenn man sich von dem Mittelbau des Schlosses Kuppel und Flügel wegdenkt. Es bleibt dann eine Villa im italienischen Renaissancestil übrig mit drei großen Bogenfenstern in dem durch einen dreieckigen Giebel abgeschlossenen und durch korinthische Säulen ausgezeichneten Frontispiz und mit vier schmaleren Fenstern zu jeder Seite, über denen sich noch ein Halbgeschoß befindet. Eine Attika,| ein hübsch ausladendes Dach mit einer zierlichen Ballustrade vollendete den Eindruck des Leichten, Freien und Anmutigen, den das Ganze machte. Im Innern fand besonders der Saal in der Mitte mit dem Ausbau, aus dessen hohen Fenstern man die Aussicht auf den Park und seine Umgebung bis zur Spree voll genoß, Bewundederung. Dies war die Lützenburg*) Sophie Charlottens, welche im Jahre 1698 (nicht 1696, wie man gewöhnlich annimmt), vollendet, aber erst 1699 und zwar am 11. Juli, dem 43. Geburtstag des Königs, eingeweiht wurde.

---

*) Wie Lützow auch Lietzenburg geschrieben.

Die Anlage der Alleen war im großen und ganzen dieselbe wie die heutige. Unmittelbar hinter dem Schlosse dehnten sich Gartenanlagen aus mit Beeten, in französischem Geschmack gehalten, auf denen in angemessenen Zwischenräumen Lorbeerbäume standen; dieser Teil erstreckte sich bis zur Spree, an der ein Angelhaus stand. Der Teil, der sich nach dem Mausoleum hin erstreckt, enthielt den eigentlichen Park. In demselben werden wir uns wohl auch die schnurgeraden Taxushecken und die zu mathematischen Figuren verschnittenen Bäume, wie sie Le Nôtre liebte, vorstellen müssen. In einem Magistratsbericht vom Jahre 1740 heißt es wenigstens, zur Linken haben sich Hecken befunden und daneben eine geräumige Maillebahn (Spielplatz.) Hinter demselben erstreckte sich der sogenannte Eremitagengarten. An der Stelle des heutigen Karpfenteiches befand sich hier eine andere Wasseranlage, wahrscheinlich der ähnlich, wie sie sich in Versailles gegenüber der hinteren Fassade des Schlosses befindet.

Auf dem Grundstück der heutigen Mendelsohnschen Villa in der Scharrnstraße, die Front nach der Schloßstraße (Nr. 35) zugewendet, befanden sich die Kurfürstlichen Ställe, in einem Teil des Hauses die Wohnung für den Stallmeister, in einem anderen die für die Könglichen Gärtner. Daran schloß sich die sogenannte Me-

nagerie, ein Raum, in welchem allerhand ausländische Vögel hinter einem Drahtgitter unterhalten wurden. In der Nähe befand sich auch das sogenannte Lorbeerhaus, welches, ehe das Orangeriegebäude neben dem Schlosse aufgeführt wurde, zur Ueberwinterung südlicher Pflanzen, insbesondere der viel gebrauchten Lorbeerbäume, diente. In diesem wurde auch bisweilen Theater gespielt. Der Name der „Orangenstraße" läßt das Vorhandensein von Treibhäusern an dieser Stelle vermuten, in denen die eigentliche Orangerie untergebracht war. Der Küchengarten lag in dem von dem „schwarzen Graben" durchflossenen Teile, dem heutigen von Wartenbergschen Grundstück.

Die feierliche Einweihung der neuen Anlage fand nach der Schilderung eines Hofchronisten in folgender Weise statt:

„Auf den Abend des 1. Juli (11. Juli unseres Stiles) des Jahres 1699 hatten Ihre Kurfürstliche Durchlaucht die Kurfürstin Charlotte Seine Kurfürstliche Durchlaucht, sowie auch den ganzen Hof und alle fremden Minister nach Lützenburg geladen, den 43. Geburtstag Ihres Durchlauchtigsten Gemahls daselbst zu feiern und mit diesem Fest dieses Ihr Lützenburg einzuweihen. Der Saal war mit geflochtenem Blumenwerk und mit dazwischen gesetzten Sinnbildern ausgezieret und die Tafel darin also gesetzet, daß man ohne

aufzustehen das hernachmals angesteckte Feuerwerk nebst der Illumination sehen konnte. Die Einfahrt zu dem Hause war ebenfalls mit allerhand Blumen ausgeflochten und über dem Thor waren in güldenen Buchstaben lateinische Verse zu lesen, die der englische Envoyé Mr. Stepney verfertigt und welche in der Uebersetzung also lauteten:

„Dies Haus von Dir erbaut, doch das soll mir gehören,
Will Dein Geburtsfest heut, als seines Stifters ehren;
Sey gütig und laß zu, daß wir Dir dankbar seyn,
Dies bittet Dein Gemahl, die Liebe stimmt mit ein.“

Seine Kurfürstliche Durchlaucht haben sich bey diesem Feste nebst der ganzen Gesellschaft so vergnügt und freudig erwiesen, daß man so zu sagen über Tisch und Bänke gesprungen und Seine Kurfürstliche Durchlaucht, Ihrer eigenen gnädigsten Aussage nach, sich nicht besinnen, sich jemals so freudig erwiesen zu haben.“

Aber der Kurfürstliche Hofhalt, welcher sich immer mehr vergrößerte, erforderte noch weitere Anlagen, und so wurde denn nach und nach die große vom Schloß nach Süden führende Allee mit Niederlassungen umgeben, wodurch hier bald eine Straße entstand — die heutige Schloßstraße.

Zunächst waren es Bedienstete des Hofes, welche hier angesiedelt wurden. Hier wohnte der Oberstallmeister Sophie Charlottens, der Marquis François d'Ausson de Villarnoux, der auf dem großen Terrain, welches heute die Gemeindeschulen einnehmen, sich ein stattliches Haus gebaut hatte. Von den Wohnungen der Gärtner und Stallbedienten ist schon vorher gesprochen worden. Auch die Jäger wohnten hier, woran die Namen des Jägerhauses und der Jägerstraße noch heute erinnern. Wie aus einem späteren Prozeß der Cantiusschen Erben zu entnehmen ist, hatte Sophie Charlotte ein Grundstück einer De. (Demoiselle) Marpe geschenkt. Es war dies jene Anna Sibylla Marpe, welcher die Schloßherrin die Aufsicht über das Schloß übertragen hatte. Auch der Kammertürke Frider c Aly, genannt Hassan, erhielt ein Grundstück von 98 Fuß Breite und 366 Fuß Tiefe (Schloßstraße 6 und 7). Seine „vieljährigen treuen Dienste" erhielten dadurch eine ausgezeichnete Belohnung. Seine Nachkommen, von denen ein Zweig noch heute existiert (der Stammhalter ist ein angesehener Gutsbesitzer in der Nähe von Bromberg) behaupteten sich nicht lange im Besitze des auf dem Grundstück erbauten Hauses.

Außer diesen Bediensteten veranlaßte Sophie Charlotte aber auch Gewerbetreibende und Handwerker zu Niederlassungen. Sie verfuhr wahr-

scheinlich hier ganz so, wie sie es früher in Berlin gethan, wo sie Grund und Boden bei Monbijou an Leute aus dem Bürgerstande verschenkt hatte, welche dafür eine mäßige Abgabe entrichteten. So siedelte sich hier ein gewisser Andreas Lupius an. Er hatte, wie aus einem Schreiben desselben vom 20. April 1703 an den damals allmächtigen Generalfeldmarschall von Wartenberg hervorgeht, ein Grundstück von 19 Ruten 7 Fuß, also 235 Fuß Breite (Schloßstr. 17) angewiesen erhalten. Dieser Mann war einer der unruhigsten Köpfe Lützenburgs sowie des späteren Charlottenburgs. Wir werden ihm noch fernerhin begegnen. Für jetzt nur soviel über ihn: Er war Besitzer einer Kunst- und Buchdruckerei. Eine Probe seiner Kunst enthalten die Akten des Geheimen Staatsarchivs — ein Kunstblatt, welches zur Vermählung des Kronprinzen herausgegeben, Ehrenpforten mit Weihsprüchen darstellt und eine gute Technik zeigt. Nach den Anschuldigungen eines seiner Feinde hatte er wegen einiger in Dresden und Leipzig begangener Unthaten in Leipzig am Pranger stehen sollen, war aber auf höheren Befehl durch den Stadtknecht aus der Stadt geführt und auf 10 Jahre aus Sachsen verwiesen worden. In Lützenburg stand er dennoch in großem Ansehen. Er hatte ein sogenanntes privilegium fori erhalten, welches ihn jeder anderen Jurisdiktion entzog als der des

Kgl. Kammergerichts zu Berlin. Von Friedrich erhielt er zu Neujahr 1704 den Titel „Bürgermeister von Lützenburg". Dieser Titel hatte freilich damals (ohne den Zusatz „erster") nicht viel zu sagen, sondern betraute den Inhaber höchstens mit einer Art von Polizeiaufsicht. Seine Eingabe an von Wartenberg gestattet einen kleinen Einblick in die damaligen Verhältnisse der Ansiedelung. Er beklagt sich, daß seine Nachbarn, während er verreist gewesen, den Grenzzaun vorgerückt, einen von ihm erbauten Pferdestall eingerissen, die Feldsteine auf dem Grundstück ausgegraben und verkauft hätten. Wir erfahren, daß der durch den späteren Schloßbau bekannte Eosander — er wird hier „Brigadier", auch „Obrist" und „Generalquartiermeister" genannt — ihm das Grundstück zugemessen habe, und begegnen so diesem interessanten Manne hier in derselben Thätigkeit, in der wir ihn bei der Gründung Charlottenburgs wirksam sehen werden. Diesem wird auch die Entscheidung über die Grenzstreitigkeiten übertragen. Er verfügt hier kurzer Hand und bezeichnet die Ausführungen des Lupius einfach als Unwahrheiten Wir ersehen auch noch aus den in dieser Sache gepflogenen Verhandlungen, daß ein Tuchmacherhaus sich in der Ansiedlung Sophie Charlottens befand. Der unruhige Nachbar Martin Bolle war Stukkateur. Ferner wird ein Kupferschmied

(Wilcke) erwähnt. Von anderen Handwerkern wird gelegentlich ein Tischler, auch ein Bader (Barbier Anwandter) genannt.

Endlich hatte Sophie Charlotte dafür gesorgt, daß für die Besucher des Schlosses, welche nicht hoffähig waren, sowie für die Hofbedienten ein Gast- und Wirtshaus vorhanden sei. Es lag das hierfür angewiesene Grundstück von 146 Fuß Front auf der linken Seite der Schloßstraße gegenüber dem Hause des Oberstallmeisters und sollte ein Freihaus sein. Das Grundstück wurde dem Kannegießer und Gastwirt Peter Sauerwald überwiesen, der später, auf das Privilegium seines Hauses gestützt, dem König und seinen Beamten heftige Opposition machte. Sauerwald sollte ein tüchtiges zur Wirtschaft wohl aptiertes Haus nebst Stallungen und Remisen darauf bauen, Zimmer mit Betten und Möbeln für den Empfang von solchen, die dort über Nacht bleiben wollten, einrichten, auch einen Vorrat von Eßwaren, einheimischen und fremden Bieren und Weinen halten.

*) S. den Freibrief in der Beilage No. 1. In den Hypothekenbüchern finden wir ihn als Inhaber der Gastwirtschaft in Schloßstraße 46. Seinen Verpflichtungen kam er nur in ungenügender Weise nach, weswegen die Erneuerung des Privilegiums in Frage gestellt wurde. Nach den Akten besaß das Haus später (seit 1741) der Bankier Zacharias Nägelein, der es der Charité vermachte, welche es wieder an den Bürgermeister Weider verkaufte.

Einen sehr freundlichen Eindruck muß die junge Niederlassung gemacht haben. Man kann sich denselben auch heut noch vergegenwärtigen. Zwar sind die meisten der alten Bauten der Spekulation unserer Tage zum Opfer gefallen, doch stehen immer noch einige aus jener Zeit. Es sind dies jene zweistöckigen Häuser mit vortretendem, zum Teil rundem Giebel, aus deren Vorgärten ein paar Stufen zur Hausthür führen. Solche Häuser stelle man sich vor, hinter den Bäumen der breiten Allee hervorlugend, und man wird nicht leugnen können, daß die Sicht auf dieselben vom Schlosse aus eine sehr anmutige gewesen sein muß.

Inmitten dieser Umgebung in dem Stillleben des Landhauses, der Gärten und des Parkes fühlte sich die schöne und geistreiche Kurfürstin Sophie Charlotte vorzugsweise glücklich. Hier konnte sie sich ohne den Zwang der Hofetikette bewegen; hier erschienen die Damen ihres Hofes in einfacher Kleidung, um sich unbefangen mit ihr zu unterhalten. Hier erschien auch der große Freund der Fürstin, der bedeutendste Gelehrte und Denker seiner Zeit, der Philosoph Leibniz, und in den Schattengängen des jungen Parks erörterten die beiden ebenbürtigen Geister die höchsten und tiefsten Fragen der Menschheit. Sophie Charlotte drang mit ihren Fragen über den Anfang und Urgrund aller Dinge so in den Philosophen, daß

dieser äußerte, sie wolle nicht nur das Warum, sondern auch das Warum vom Warum wissen.

Auch praktische Fragen bildeten den Gegenstand ihrer Unterhaltungen, wie z. B. die Vereinigung der beiden getrennten Kirchen, eine Lieblingsidee Leibnizens, die freilich mehr gutherzig als ausführbar war.

Und dabei wurde so manches Samenkorn ausgestreut, welches herrlich aufgehn sollte zum Segen des Vaterlandes. So wurde hier die Idee einer Sozietät der Wissenschaften angeregt und eifrig besprochen, bis endlich die Ziele derselben klargelegt und festgestellt waren. Der aus diesen Besprechungen hervorgegangene Plan wurde vom Kurfürsten genehmigt und der Stiftungsurkunde zu Grunde gelegt, die derselbe am 11. Juli 1700 vollzog. Sie bezeichnet den Anfang unserer „Akademie" der Wissenschaften, ein Name, welcher später an Stelle des von Leibniz hervorgegangenen Namens „Sozietät" trat.

Auch das große Werk, welches Kurfürst Friedrich vorhatte, beschäftigte die Kreise Lützenburgs. Es war dies die Erhebung des Kurstaates zu einem Königreich.

Sophie Charlotte wußte die Bedeutung dieser Erhebung wohl zu würdigen und sah in ihrem prophetischen Geiste die große Zukunft des neu gegründeten Königtums vor-

aus, welche der große Friedrich an diese knüpft, indem er urtheilt: „Er (Kurfürst Friedrich III.) sprach dadurch zu seinen Nachfolgern: Ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch dessen würdig; ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, Ihr müßt das Werk vollenden." Sophie Charlotte riß sich deshalb von den Reizen Lützenburgs los und bemühte sich an einzelnen Kurhöfen, die Zustimmung der Kurfürsten zu erwirken. Durch Geist und Liebenswürdigkeit gelang es ihr insonderheit an dem Hofe des Wittelsbachers Max Emanuel zu Brüssel, die Stimmung zu Gunsten ihres Gemahls bei dem Haupte desselben so zu wandeln, daß der Kurfürst versprach, die Königswürde anerkennen zu wollen, selbst wenn der Kaiser noch Schwierigkeiten mache.

Neben diesen tiefernsten Beschäftigungen war es die Pflege der Kunst, welcher sich die geistvolle Königin hingab. Vor allem war es die tiefinnerliche Kunst der Musik, welche sie hier ausübte. Und in dieser war sie Meisterin. Bei der Aufführung des „Polifemo" von Giovanni Buononcini, bei welcher nur die größten Meister die Begleitung des Gesanges übernommen hatten, während vornehme Sänger und Sängerinnen, unter ihnen die Erbprinzessin von Hessen-Cassel, die Darstellung auf der Bühne vollzogen, saß Sophie Charlotte in der Mitte des Orchesters

am Klavier und leitete das Ganze. Auch von der Aufführung einer anderen Oper, die im Jahre 1700 stattfand, ist uns eine Kunde überkommen,*) welche von hohem Interesse ist. Es war dies „der bestrafte Betrug des Schäfers Atis". Der Text war von dem in den Kreisen Lützenburgs wohl beliebten Abbate Mauro, die Musik von Sophie Charlottens Kapellmeister, dem bewährten Tonsetzer Attilio Ariosti. Es heißt darüber: „Man hat dabei sonderlich den in Raserei und Verzweiflung geratenen Atis sehr lebhaft vorgestellet, indem derselbe auf lauter fremde und seinem Zustand gemäße ganz verwirrte und ungewöhnliche Töne verfallen müssen, die nach der Chromatik in lauter sich beständig einander resolvirenden Dissonantien bestanden und nach der Gräßlichkeit oder auch nach der Wehmut ihrer kläglichen Ver-

*) Unsere Quelle ist ein Schriftstück des Charlottenburger Magistrats vom Jahre 1740 und 41, welches im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrt und hier zum ersten Mal ans Licht gezogen wird. Es ist dies die Beantworwortung von Fragen, welche zum Zweck einer Monographie „Von dem Kgl. Lustschloß und dem Stätlein Charlottenburg" von dem Professor Bekmann zu Frankfurt an den Magistrat mit Königlicher Erlaubnis gerichtet waren. Die Monographie selbst wurde nach dessen Tode durch den Bruder des Verstorbenen gleichen Namens, der Professor am Joachimsthalschen Gymnasium war, in den Grundzügen vollendet und befindet sich ungedruckt am gleichen Ort.

stimmungen bei den Zuhörern bald Schrecken, bald Mitleiden zu erwecken vermochten. Man nannte dies „Simphonie infernale“. Also ein Vorgänger Richard Wagners im musikalischen Ausdruck am Hofe Sophie Charlottens!

Im Jahre 1702 war eine neue Schloßbühne fertig, zu deren Einweihung man am Geburtstag des Königs die Oper „i trionfi del Parnasso“ aufführte. In derselben traten außer den Sängerinnen Paolina Fridelin, Regina Schönaes und dem Sänger Antonio Tosi auch auf die Herzogin von Kurland und deren Töchter und der junge Kronprinz, der doch späterhin alle solche Beschäftigungen als „Querpfeifereien eines effeminirten Poeten“ verachtete. Auch die dramatischen Werke der französischen Classiker kamen auf der Bühne in Lützenburg zur Aufführung.

Mit solchen Aufführungen war häufig auch Tanz verbunden. So tanzte man in den Zwischenakten jener Oper von Ariosti und an das der Aufführung folgende Abendessen schloß sich ein Ball.

Heitere Gespräche und Spiele würzten außerdem die geselligen Zusammenkünfte. Vor allem beliebt waren aber die Maskenscherze. Von einem jener berühmten Maskenfeste Lützenburgs haben wir eine eingehende Beschreibung, und zwar von keinem geringeren als von dem großen Leibniz

selbst, welcher in demselben auch hatte eine Rolle spielen sollen, sich aber durch den Grafen von Wittgenstein vertreten ließ.*) Derselbe schreibt darüber an die Kurfürstin Sophie von Hannover, die Mutter Sophie Charlottens, am 13. Juli 1700: Gnädige Frau! Obwohl ich mir vorstelle, daß die Frau Kurfürstin Ihrer Kurfürstlichen Hoheit eine Beschreibung des heiteren Maskenfestes oder des ländlichen Jahrmarktes machen wird, welcher gestern auf dem Theater von Lützenburg dargestellt worden ist, will dennoch auch ich etwas darüber sagen. Der Leiter des Ganzen war Herr von Osten, ein ehemaliger Günstling des verstorbenen Königs von Dänemark. Man hatte alles in großer Eile angeordnet, damit es am nächsten Tage ausgeführt werde, da es bestimmt war, den Geburtstag des Kurfürsten zu feiern, und zwar am 12., obgleich der 11., welcher am verflossenen Sonntag war, der wahre Geburtstag ist. Man stellte also einen Jahrmarkt auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt dar, auf dem Buden mit ihren Ladenschildern aufgeschlagen waren, und man verkaufte darin, ohne Entgelt dafür zu nehmen, Schinken, Würste, Rinderzungen, Wein, Limonade, Thee, Kaffee,

*) Den französischen Originaltext kann man nachlesen bei Varnhagen von Ense, Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte S. 106 ff.

Chokolade und ähnliche Getränke. Se. Hoheit der Margraf Christian Ludwig, Herr von Obdam, Herr von Hamel und andere standen in diesen Buden. Herr von Osten machte den Naturdoktor und hatte seine Harlekins und Gaukler um sich, unter denen sich Se. Hoheit der Markgraf Albrecht ergötzlich bewegte. Der Doktor hatte auch Springer; wenn ich nicht irre, waren dies der Graf Solms und Herr von Wassenaer. Aber nichts war netter, als sein Taschenspieler; es war dies Se. Hoheit der Kurprinz, welcher in der That gelernt hatte, solchen Hokus-Pokus zu machen.

Die Frau Kurfürstin war die Doktorin, welche die Bude mit Universalmitteln inne hatte. Herr Désaleurs spielte sehr gut die Rolle des Zahnbrechers. Bei Eröffnung des Theaters erschien der Doktor feierlich auf einer Art von Elephanten und auch die Doktorin ließ sich sehen, auf einer Portechaise von ihren Türken getragen. Der Taschenspieler, der Possenreißer und der Zahnbrecher gingen hinterher, und als das ganze Gefolge des Doktors vorübergezogen war, folgte ein kleines Ballet von Zigeunerinnen, das durch Damen des Hofes unter einer Vortänzerin, welches die Frau Prinzessin von Hohenzollern war, ausgeführt wurde, und auch andere mischten sich unter sie, um zu tanzen. Man sah auch einen Astrologen, das Vergrößerungsglas oder das Fernrohr in der

Hand. Das sollte meine Rolle sein; aber der Graf von Wittgenstein enthob mich mitleidigerweise derselben. Er machte Sr. Hoheit dem Kurfürsten, welcher von der nächsten Loge aus zuschaute, glückverheißende Prophezeihungen. Die Frau Prinzessin von Hohenzollern, das Haupt der Zigeunerinnen, weissagte der Frau Kurfürstin in der anmutigsten Weise von der Welt mittelst sehr netter deutscher Verse, die von dem Herrn von Besser angefertigt waren. Graf von Quirini war Kammerdiener der Frau Doktorin. Und ich, ich stellte mich an einen günstigen Platz, um alles ganz nahe zu sehen mit meinem kleinen Augenglas, und um Eurer Kgl. Hoheit davon Bericht erstatten zu können. Das Fräulein der Frau Prinzessin von Hohenzollern hatte Zahnschmerzen; der Zahnbrecher übte, die Zange eines Hufschmiedes in der Hand, seine Kunst und ließ einen Zahn erscheinen, der beinahe so lang war wie ein Arm, auch war dies der Zahn eines Wallrosses. Der Doktor lobte die Geschicklichkeit seines Zahnbrechers und ließ die Gesellschaft urteilen, welche Geschicklichkeit dazu gehöre, einen solchen Zahn auszuziehen, ohne wehe zu thun. Unter den Kranken, welche Heilmittel forderten, waren die Herren von Alefeld und von Flemming, der dänische und der polnische Gesandte und unser Herr von Ilten, ein jeder als Bauer seines Landes gekleidet und ein jeder mit seiner

Bäuerin. Die Frau Oberhofmarschallin war die Frau des Zahnbrechers und unterstützte ihn, die Arzneimittel und die Instrumente zu ordnen, von denen ebenfalls auch noch andere da waren. Mehrere mischten geschickter Weise Wünsche für den Kurfürsten und die Kurfürstin hinein, Herr von Obdam auf Flämisch, Herr Flemming auf gut Pommersch. Er schloß nämlich so:

„Vivat Friedrich und Charlott!

Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott.“

Zuletzt war es ein wahrer Turmbau zu Babel, denn jeder sprach seine eigene Sprache, und Herr von Obdam sang, um der Frau Doktorin Vergnügen zu machen, das Lied vom Arzte Amor, welches mit der großen Macht der Universalmittel endigte. Auch müsse das, was eine solche Doktorin verkaufe, von höchster Wirkung sein.

Gegen Ende kam ein Feststörer, Herr von Reisewitz, der sächsische Gesandte in Polen, der den Doktor des Ortes oder den Stadtphysikus machte, welcher den Naturdoktor angriff. Es war ein äußerst vergnüglicher Wortkampf. Der Naturdoktor zeigte seine Papiere, Pergamente, Privilegien und Zeugnisse der Kaiser, Könige und Prinzen, der Stadtphysikus spottete darüber und zeigte schöne goldene Medaillen, die an seinem Halse und dem seiner Frau hingen, indem er sagte, solche Stücke habe er durch seine Geschick-

lichkeit erworben und das kennzeichne wahrhafter sein Können, als zusammengehäufte Papiere.

Endlich stieg Se. Hoheit der Kurfürst selbst aus seiner Loge, als holländischer Matrose verkleidet, und kaufte bald hier bald da in den Buden des Jahrmarktes. Es war auch Musik da im Orchester; und alle, welche anwesend waren — und dies waren nur und durften nur sein Leute vom Hof und von Auszeichnung — haben gestanden, daß eine große Oper, die Tausende von Thalern gekostet, weniger Vergnügen gemacht haben würde sowohl den Schauspielern wie den Zuschauern."

Dergleichen Feste dauerten oft bis in die Nacht. Leibniz sprach deshalb, als er einmal erst um 3 Uhr morgens nach Hause gekommen war, von dem liederlichen Leben in Lützenburg. Sophie Charlotte aber gab ihrem Schlosse wegen der darin veranstalteten Lustbarkeiten den Scherznamen „Lustenburg".

Es galt für eine hohe Ehre, in Lützenburg eingeladen zu werden, und alles drängte sich danach. Als an die Stelle des braven und tüchtigen, aber schroffen und mürrischen Dankelmann der geschmeidige Graf von Wartenberg getreten war, und seine schöne aber ungebildete Gemahlin, eine Schifferstochter, Einfluß auf den König gewonnen hatte, war es ihr sehnlichster Wunsch, zu

den Gesellschaften in Lützenburg zugezogen zu werden. Sophie Charlotte konnte auf die Dauer dem Andringen ihres Gemahls nicht widerstehen und lud sie, obwohl diese ihr sehr zuwider war, auch wirklich ein. Allein es sollte ihr übel ergehn. Als sie eintrat, wurde sie von der Königin französisch angeredet. Da sie dies nicht verstand, verstummte sie; als man aber die Konversation auch weiter französisch fortführte, wurde sie totenblaß und verließ die Gesellschaft, um nie wiederzukehren.

Schon der Oberbaudirektor Nehring hatte die Villa zu Lützenburg als zu klein für die dort befindliche Hofhaltung erachtet. Und als zu klein erwies sie sich denn auch in der That, zumal bei den großen Festen, die dort gefeiert wurden. Da die Freigebigkeit des Königs sich mit seiner Baulust die Wage hielt, so wurden Pläne zu umfassenden Neubauten entworfen. Nicht mehr stand ja der „große" Dankelmann, welcher hatte „selbst den Kurfürsten spielen wollen", der Beschaffung von außerordentlichen Summen für Bauzwecke hindernd im Wege. An die Stelle Schlüters aber, dessen Entwürfe maßvoll und griechischen Geistes voll gewesen, war ein Mann getreten, welcher dem Sinn für Pracht und Glanz, wie ihn der Kurfürst besaß, in ganz anderer Weise Rechnung zu tragen verstand, als sein großer Vorgänger. Es

war dies jener Eosander, welcher sich von seiner schwedischen (gotischen) Herkunft „von Göthe" nannte. In seinen Schriftstücken unterzeichnete er sich nur von Eosander, ein nach älterer Sitte gräcisierter Name, der vielleicht eine Uebersetzung von „Ostermann" sein dürfte. Er hatte Studien in Italien gemacht und war nicht untüchtig; vor allem aber hatte er es verstanden, die Gunst des Hofes zu erwerben, so daß er mit einer militärischen Charge bekleidet wurde.*)

Dieser verwischte durch seine Entwürfe die ursprünglichen Schlüterschen Intentionen vollständig. Der leichte freie Villenstil wurde aufgegeben und dem Schlüterbau eine Kuppel aufgesetzt, welche massig auf demselben lastete, aber Gelegenheit bot, prachtvolle Königskronen anzubringen, deren Goldglanz das Auge des Königs erfreuen sollte. Auch die Fortuna, welche mit dem Winde sich drehte und den Bewohnern im Innern die Windrichtung anzeigen sollte, war ganz im Geiste des Königlichen Bauherrn gedacht; ebenso entsprach die Schloßkapelle dem frommen Sinne desselben; in der Porzellankammer aber konnte sich die Pracht und der Glanz des jungen Königshofes hervorragend zeigen. Wie wenig indessen auch die Entwürfe Eosanders den Geist seines großen Vor-

---

*) Vgl. oben S. 31.

gängers atmeten, sie waren doch bedeutend genug, um dem Schlosse ein imposantes und im ganzen anmutendes Ansehen zu geben. Insbesondere mußte die Kuppel, aus der Ferne gesehen, eine mächtige Wirkung hervorbringen. Die Erweiterung des Schlosses durch Anfügung eines neuen Teiles mit je 5 Fenstern, denen zwei lange Seitenflügel sich anfügen, welche den Hof umschließen, war zweckmäßig, — bestechend mußte auch der Entwurf des 700 Fuß langen stattlichen Orangeriehauses wirken, in dessen Mitte sich ein auf Säulen ruhender Salon befinden sollte. Aber noch weiter gingen die Entwürfe Eosanders. Nach dem Plane, der uns vorliegt, sollte diesem Teile ein gleicher auf der rechten Seite nach der Spree zu entsprechen; ein mächtiger und langer bedeckter Säulengang mit Rundportalen, einen Hof einschließend, der vielleicht zum Spielplatz bestimmt war,*) sollte nach der linken, ein Quergebäude nach der Spree zu auf der rechten den Abschluß machen. Endlich griff Eosander auch in die das Schloß umgebenden Anlagen umgestaltend ein, und man muß gestehen, daß, wenn seine Pläne durchgeführt worden wären, ein eigenartiger und anmutiger Eindruck trotz der Anlehnung an den steifen französischen Geschmack und speziell an die

*) Auf dieser Seite befand sich die „Maillebahn".

Wasseranlagen von Versailles nicht ausgeblieben wäre. Ein Wasserbassin sollte, etwas nördlicher als der jetzt hier befindliche Karpfenteich beginnend, sich bis ganz in die Nähe des Spreeknies hinziehen; auch zog er die nähere und weitere Umgebung, den Platz vor dem Schlosse und das Gebiet jenseits der Spree, mit in seine Berechnung und schuf so ein hübsches landschaftliches Bild.

Der Plan wurde denn auch, und zwar vorläufig für den Hauptteil des Schlosses, sowie für das Orangeriegebäude angenommen. Schon im Jahre 1704 schritt man an die Ausführung. Dieselbe kostete gewaltige Summen. Aus einer Kabinetsordre vom 5. Oktober 1706 ersehen wir, daß die reichlich ausgeworfenen Mittel nicht immer ausreichten. Friedrich hatte, wie er schreibt, vor einer Reise nach Holland seinen Baumeister Eosander gebeten, während seiner Abwesenheit weiter zu bauen, und schon war die Schloßkapelle und die Porzellankammer fertig geworden, auch der Ansatz an das „corps de logis" beinahe fertig und mußte noch vor dem Winter unter Dach gebracht werden. Aber es fehlte an Geld. Der König wies nun die erforderliche Summe zum Weiterbau auf die Stallkasse an, verfügte aber an die Geheime Hofkammer, sie solle den Ersatz hierfür aus den Revenüen aufbringen. Auch eine Eingabe Eosanders liegt uns vor, woraus hervor-

geht, daß es trotz aller Anweisungen bisweilen an baarem Gelde für den Bau fehlte. Er schlägt vor, daß die immer monatweise angewiesenen Gelder für die Wintermonate, in denen man nicht baute, „negozíirt“ würden, damit bei Beginn der Bauthätigkeit immer Geld vorhanden sei, was die Schnelligkeit der Ausführung befördere und geringere Kosten verursache, als wenn immer auf Kredit gearbeitet würde.

Mit Staunen sah der neugierige Berliner, welcher sonst immer zu den Festen Lützenburgs hinausgeeilt war und die prächtigen vergoldeten und mit mächtigen Glasfenstern versehenen Equipagen, die glänzenden Trachten der Kavaliere mit den Federhüten und den Galanteriedegen, die pomphaften Toiletten der Damen mit den hohen gepuderten Frisuren und den Reifröcken bei ihrer Einfahrt bewundert hatte, sich Baugerüste erheben und Neubauten erstehen — da traf alle die erschütternde Kunde, die Schloßherrin sei nicht mehr. In der Nacht vom letzten Januar zum 1. Februar des Jahres 1705 starb Sophie Charlotte zu Hannover. Ihr Tod war der Tod eines Weisen. Als ihre Freundin Frl. v. Pöllnitz weinte, sagte sie: „Was weinen Sie, denken Sie, ich sei unsterblich?“ Und zu ihrem Bruder Ernst August sprach sie: „Der Tod erschreckt mich nicht, schon allzulange betracht' ich ihn als unvermeidlich.“

So war denn die schöne Königin mit den blauen Augen, den kohlschwarzen Haaren und der blendend weißen Gesichtsfarbe aus dem Leben geschieden. Nicht mehr belebte ihr Geist die Räume der von ihr so geliebten Lützenburg. Verklungen waren die Lieder, welche einst hier ertönten, verrauscht die Feste, die so heiteres Leben hier ergossen und so viele frohe Menschen hier vereinten, verstummt die tiefen und geistreichen Gespräche, welche hier Herz und Geist der bedeutendsten Menschen bewegt hatten. Aber, wenn sich auch noch kein Denkmal der edlen Königin bei ihrem Schlosse erhebt, ihr Andenken lebt fort an diesem Ort, lebt in der Stadt, welche ihr ihre Entstehung und mit derselben im weiteren Laufe der rollenden Zeit ihre Blüte verdankt. Ihr Geist aber sollte fortleben in den edlen Frauen der Hohenzollernfamilie, die später an ihrer Statt in den Räumen ihres Lustschlosses und deren Nähe walteten, belebend und segenverleihend und dadurch den geistigen Lebenshauch spendend, welcher befruchtend wirkte und nicht wenig dazu beitrug, die Blüte der jungen Stadt zu zeitigen.

Die Anfänge Charlottenburgs.

(1705—1713.)

Tief war der Schmerz und ungemessen die Trauer, welche der erschütternden Nachricht von dem Tode der vielgeliebten Königin folgten. Am tiefsten empfand den unersetzlichen Verlust der König selbst. In jeder Weise suchte er das Andenken der verstorbenen Gemahlin zu ehren. Die treuen Diener der Königin belohnte er freigebig. Jene Anna Sibylla Marpe, welche als Kastellanin die Aufsicht über das Schloß geführt hatte, wurde von ihm in diesem Amt bestätigt. Friedrich Ali, genannt Hassan, erhielt das Privilegium eines Freihauses*). Den Schloßbau ließ er um so eifriger fortsetzen und um so prächtiger

*) Vgl. S. 29 und den Freibrief in Beilage II.

durchführen. Jährlich wurden 24 000 Thlr. für den Bau bestimmt, wozu noch im Jahre 1706 (vgl. o. S. 46) 6000 Thlr. kamen, welche der Staatsminister von Kraut aufnahm und mit 6% verzinste. Im Jahre 1707 wurde das alte Schloß fertig in der Gestalt, wie es heute sich uns darstellt. Eosander brauchte den Kunstgriff, daß er die Anbauten und die Flügel nach vorne hin nur zwei Stock hoch aufführte, die Fassade nach dem Garten zu aber verlängerte und auch die Anbauten, gleichwie es Schlüter bei seiner Villa gethan, mit einem Halbgeschoß versah. In den Jahren 1709—1712 wurde das Orangeriegebäude fertig gestellt. Besonders ehrte Friedrich das Andenken seiner Gemahlin durch die prachtvolle Ausstattung der Kapelle. Die Malerei der Decke, Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend, wurde von Cocceji ausgeführt, der sich selbst dort verewigte, indem er seinen Namen in ein Buch eintrug, welches ein Engel zur rechten Seite der Kanzel in der Hand hält. Die Kapelle wurde bei Gelegenheit der Vermählung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Jahre 1706 eingeweiht. Nicht minder prächtig war die Porzellankammer, deren Decke, Apollo nebst vielen beigefügten Allegorieen darstellend, gleichfalls von Cocceji herrührt.

Ferner gab Friedrich, um das Andenken an seine Gemahlin für alle Zeiten an der von Sophie

Charlotte so geliebten Stätte zu sichern, der Lützenburg den Namen „Charlotteburg.*)

Endlich beschloß er an diesem Orte im Anschluß an die bereits vorhandenen sich um das Schloß gruppierenden Niederlassungen eine Stadt dieses Namens zu gründen. Dieser Beschluß, dessen Ausführung bald in Angriff genommen wurde und blühendes Leben aus märkischem Sande hervorsprießen lassen sollte, bezeichnet den Anfang der Stadt Charlottenburg.

Die Urkunde hierüber, welche unseres Wissens hier zum ersten Mal veröffentlicht wird, lautet:

Friedrich König in Preußen pp.

Nachdem wir Allergnädigst resolviret die Charlotteburg zum Andenken Weyland Unserer Hoch- und Hertzgeliebtesten Gemahlin, der Königin Majestät, mit der Stadtgerechtigteit zu begnadigen, Also befehlen Wir Euch hiermit in gnaden, daß gewöhnliche privilegium deßhalb auszufertigen.

Charlotteburg, den 5. April 1705.

An
die Lehnscantzeley
Cölln an der Spree.

---

*) Charlotteburg nicht Charlottenburg ist der ursprüngliche Name, wie die Urkunde vom 5. April 1705 deutlich zeigt.

Der 5. April 1705 ist also der Geburtstag Charlottenburgs.

Es standen berühmte Paten an seiner Wiege, unter ihnen Leibniz. Und dieser große Mann weissagte der jungen Stadt eine glänzende Zukunft. Auf weißem Atlas gedruckt, befanden sich einst auf des Königs Tische folgende Verse desselben:

„Ich lag vor kurzer Zeit im Staube noch versteckt,
Bis eine Hand, die mehr als irdisch, mich erweckt,
Ich, Lützow, war ein Dorf, bin drauf zur Burg geworden;
So daß ich nunmehr steh' mit in der Städte Orden;
Was Rom nie hat gehabt, Paris nur einst erblickt,
Das hat des Höchsten Huld mir reichlich zugeschickt.
Ich hielt in meinem Schoß, was jener nicht konnt' werden,
Die schönste Königin, auf diesem Kreis der Erden.
Es hat des Himmels Schluß, das Kleinod mir entrückt,
Drum werd ich zwar betrübt, doch wieder neu beglückt,
Dieweil ein neuer Nam', zugleich ein neues Leben,
Mir mit Charlottenburg zum Denkmal ist gegeben.
Charlotte lebt in mir, und jede Mau'r und Stein

Sagt: Ihr Gedächtnis soll in mir verewigt sein.
Darf ich mit London und Paris und Rom mich nicht vergleichen,
So hoff' ich künftig doch, daß sie mir sollen weichen.
Bleibt meiner Götter Gnad' mir allzeit zugewend't,
So steh' ich schon in Flor, eh' hundert Jahr vollend't.
Was London hoch erhebt, ist mir dann noch zu wenig:
Es hat die Königin und ich dazu den König,
Der Preußen heil'ges Haupt, Europens Salomon,
Den theuren Friederich zu meiner Gnaden Sonn'.
Ich bin sein Lustrevier, sein Wohnplatz und Ergötzen,
Kein Ort ist, weit und breit, hierin mir gleich zu schätzen.
Die Fama trägt mein Lob schon durch die ganze Welt,
Die Weisheit hat allhier ihr Thron und Kron' bestellt.
Doch eines wundert mich bei diesem Wunderpaare,
Daß ich dergleichen Schatz in meinem Schoß verwahre,
Weil mich Sophie und Salomon, wie aller Welt bekannt,
Hat nicht vielmehr Sophienburg genannt.
. . . . *)

*) Eine Abschrift auf Leinwand, von der Dressel diese

Der König legte große Ackerstücke, welche den Lützower Bauern gehört hatten, der jungen Stadt zu. Unter dem 10. Juni 1706 verfügte er an die Hofkammer, sie solle darauf bedacht sein, daß „weil die zu Dorf Lietze gehörenden Äcker der Stadt Charlottenburg zugelegt werden sollen, die Unterthanen bemeldeten Dorfes anderwärts untergebracht werden.“ Für diese abgenommenen Äcker hatten die neuen Bürger später 43 Thlr. 18 Gr. an die Teltower Kreiskasse zu zahlen, welche Summe früher von den Lützower Bauern erlegt worden war. Der gewonnene Grund und Boden sollte teils für Ackerwirtschaften eingerichtet werden, teils sollte er den Raum für die neue Stadt abgeben. Der Plan der Stadt wurde durch Eosander entworfen. Der bereits bestehenden „Großen“ Straße (Schloßstraße) parallel sollten sich drei breitere Straßen hinziehen. Es sind dies die heutige Kirch-, Wilmersdorfer- und Spree-

---

Verse las, war vom Wurm zernagt, so daß vom Schluß nur noch Folgendes zu lesen war:

.... durch meinen Namen zeigen
.... wird von Charlotte schweigen
.... von meinem Glanz und Pracht
.... gedacht
.... im theuren Sohne,
Der sich zum Ehgemahl und Zierde künft'ger Krone
.... Ruhm vermehrt
.... Leid in Freud' verkehrt.

straße. Diese sollten sämtlich bis zur Spree führen, wie dies heute lediglich bei der Spreestraße der Fall ist. All zu große Nachsicht gegen die Wünsche einflußreicher Personen verhinderte später die Fortführung bis zur Spree bei den beiden ersteren. Eine breite Straße sollte sich, von Nordwesten nach Südosten ziehend, an die Landstraße nach Berlin anschließen (die Berlinerstraße), während schmalere Querstraßen (die Scharren-, Schul-, Grün- und Kanalstraße) obige Hauptstraßen im rechten Winkel durchschneiden und auf die große Straße nach Berlin treffen sollten. An Plätzen war wohl schon damals der jetzige Wilhelmsplatz — das Rondell — ins Auge gefaßt.

Eosander steckte auch die Straßen ab und parzellierte die Grundstücke, bei welcher Arbeit ihm der Ingenieur Nuglisch zur Seite stand.

Nun suchte der König, welcher sich eingehend um alle Angelegenheiten der zu gründenden Stadt bekümmerte, Ansiedler herbeizulocken. Er versprach daher einem jeden, der sich anbauen wollte, Baugrund, Äcker und Wiesen. Es liefen viele Gesuche ein, von deren Beantwortung einige Beispiele*) vorliegen. Unter den Petenten bemerken wir unter anderen auch einen Franzosen: Ferry le Roi dit Lafleur. Alle wurden an den General-

*) Im Geheimen Staatsarchiv.

Quartiermeister Eosander verwiesen, welcher den Baugrund anweisen sollte.

Wenn nun Leibniz den kühnen Vergleich zwischen Charlottenburg und Rom zu machen wagt, so müssen wir gestehn, daß wenigstens die Anfänge Charlottenburgs allerdings eine gewisse Ähnlichkeit mit Rom hatten. Denn wie Romulus, so eröffnete auch Friedrich ein Asyl, und wie nach Rom, so zog auch nach Charlottenburg viel schlechtes Volk und Gesindel. Zum mindesten wird von nächtlichen Raufereien und allerhand Unfug in den neuen von Eosander abgesteckten Straßen berichtet, und der erste pastor loci schrieb ganz frei über diese erste Bevölkerung, er sei unter Mörder und Spitzbuben geraten.

Der König gab jedem Ansiedler außer dem Baugrund Acker für 12—15 Scheffel Aussaat und so viel Wiese, daß zwei Pferde und eine Kuh gehalten werden konnten. Selbst das Bauholz konnte aus dem reichen Waldbestand der Umgebung unentgeltlich entnommen werden. Da auf der Lützower Haide viel Holzbestand und Buschwerk sich befand, so mußte dieses ausgerodet werden. Hierbei verfuhr man oft sehr summarisch. Man warf das kleine Holz übereinander und verbrannte es. Von großem brauchbaren Bauholz verbrannte man wenigstens die Äste.

Aber so lockend auch die Aussichten waren,

nur wenige brachten ihr Haus unter Dach und Fach; eine große Anzahl lief nach Aufzehrung ihres Anlagekapitals davon und ließ das Bauholz verfaulen. Andere verkauften ihre Baustellen oder gruben auf ihrem Baugrund die Feldsteine aus und verkauften diese.

Allerdings hatten die Ansiedler die erheblichsten Schwierigkeiten zu überwinden. Der Zustand der Straßen war für den Transport der Baumaterialien äußerst ungünstig, auch fehlte es an Arbeitskräften. Der Acker mußte erst durch Ausrodung und Urbarmachung geschaffen werden. Die Wiesen waren zum Teil streitiges Terain. Auf demselben hüteten Wilmersdorfer, Dahlemer u. a., ja Berliner ihr Vieh. Ein Ort hieß „die Freiheit", weil freie Hütung auf demselben verstattet war, und dieses Recht ließen sich die älteren Nutznießer selbstverständlich ungern nehmen.

Viele Grundstücke blieben unter diesen Umständen sogar ohne Verzäunung. Friedrich erließ daher am 20. September 1708 das Gebot: „Wir vernehmen mißfällig, daß viele von denen, die Baustellen zu Charlottenburg erhalten, dieselben entweder liegen lassen und nicht einmal in Gehege bringen, oder wenn dieselben umzäunt worden, sie danach solche nicht bebauen, sondern dieselben verhandeln und damit Gewerbe treiben." Zugleich wird Eosander beauftragt, dem Hofrat Schmeil

zu „sekundieren" und darauf zu sehen, daß „kein Anbauender über die ihm einmal angewiesene Grenze gehe, dieselbe verrücke und seinem Nachbar zu nahe komme, auch keine unförmliche Hütte und bloße schlechte Hintergebäude aufsetze, sondern tüchtige Wohnhäuser an der Straße." In einer Verordnung von gleichem Datum wird auch der Verkauf von Feldsteinen ernstlich verboten.

Wie wenig diese Verordnung half, ersehen wir daraus, daß dieselbe u. d. 31. Oktober 1710 erneuert werden mußte. Bei dieser Gelegenheit wurde ferner verordnet: „Damit es zu jedermanns Wissenschaft so viel mehr und unverzüglich gelangen möchte, haben Kgl. Maj. durch gedruckte und publicirte Placards bekannt zu machen Allergnädigst anbefohlen, daß diejenigen Plätze, welche bisher unbezäunt gelegen, falls sie nicht sofort und noch vor instehenden Weihnachten in Gehege gebracht werden, ohne weitere Nachfrage anderen, die solche bebauen wollen und können, angewiesen werden sollen, diejenigen aber, welche zwar die Stellen umzäunet, aber dennoch nicht weiter bebauet, verwarnt würden, fördersamst und den Winter durch solche Anstalt zu machen, damit dieselben gegen künftigen Ostern 1711 mit tüchtigen Vorderhäusern besetzt und bebaut werden mögen, oder daß im widrigen Fall sie

dieselben zusamt dem Gehege gleichfalls verlustig sein sollen."

Neue Ansiedler wurden gewonnen, als gegen Ende des Jahres 1708 das Dorf Lützow abbrannte. Den ihrer Wohnungen beraubten Bauern wurde aufgegeben, sich in der neuen Stadt anzubauen. Wie weit dies wirklich ausgeführt sei, ist nicht erkennbar, da Lützow einstweilen noch als Dorf neben Charlottenburg bestehen blieb.*) Im Jahre 1711 zählte die junge Stadt 60 Häuser, welche nur teilweis, wie namentlich in der Schloßstraße, enger zusammen standen. Zwei Stadtteile wurden von Anfang an unterschieden. Der Teil, auf welchem heut die Kirche liegt, war ehemals ein Hügel, auf dem die Lützower ihre Ackerfurchen zogen. Er hieß „der Berg". Der Hügel wurde späterhin abgetragen; mit dem ausgeschachteten Material aber wurde die durch die Karpfenteichwiese führende Straße (die jetzige Scharrenstraße) befestigt, die daher den Namen „Deichstraße" erhielt (auch „Spandowische" genannt, weil der Weg nach Spandau von hier ausging). Von diesem „Berge" wurde der eine höher gelegene Teil im Osten der Stadt „die Bergstadt" oder „Oberstadt" genannt im Gegensatz zu der unteren nach Westen zu gelegenen. Der Stadtplan vom

*) Bei der Eidesleistung vom Jahre 1711 erschienen 8 Bürger, die aus Lützow stammten.

Jahre 1717, welcher, dem Entwurf Conrad Hemmings nachgezeichnet, sich im städtischen Archiv befindet, zeigt folgende Anbauten: Zunächst ist die Schloßstraße, etwa bis zum südwestlichen Ende der Karpfenteichwiese, fast ganz von Häusern umschlossen. Demnächst zeigt sich die Kirchstraße am meisten angebaut, auch die Orangen- mit ihrer Nebenstraße, der Jägerstraße, läßt dichtere Bebauung erkennen. Die Wilmersdorferstraße war im Süden etwa bis zur heutigen Schulstraße und weiterhin im Norden angebaut. Sie führte noch bis zur Spree und war gerade in dem Teil, wo sich heut die Flora befindet, reichlicher bebaut. Einige Häuser zählte die Spreestraße, nur sehr wenige die Berliner zwischen der heutigen Krummenstraße und dem Wilhelmsplatz. Dagegen sehen wir Lützow mit seinen vierzehn sich um die Kirche gruppierenden Häusern nach wie vor bewohnt.

Die Stadt hatte weder Mauern, Thore noch Pallisaden oder Schlagbäume. Indessen war im Süden der Stadt eine sogenannte Circumwallationslinie gezogen, die im Bogen nach dem Berge hin lief, eine Linie, die uns noch heute durch die Richtung der Wallstraße vergegenwärtigt wird.

Von den Häusern war außer den vornehmeren in der Schloßstraße keins massiv; eine große Anzahl war mit Stroh gedeckt, Ställe und Scheunen hatten vielfach Rohrdächer. Was aber noch schlimmer

war, die Häuser hatten meist hölzerne Schornsteine. Noch im Jahre 1743 konstatierte eine Feuer-Visitation, daß 48 Häuser, welche in der ältesten Zeit gebaut worden waren, hölzerne Schornsteine hätten, und nur acht Besitzer erklärten sich damals bereit, gegen Empfang freier Baumaterialien „sich bemühen zu wollen", die übrigen Kosten zur Herstellung steinerner Schornsteine aufzubringen.

Es galt jetzt die städtischen Verhältnisse zu ordnen. Dies zu thun übernahm Friedrich selbst. Ja, er ging in seiner Liebe zu der jungen Stadt, die das Andenken an seine tiefbetrauerte Gemahlin bewahren sollte, und in seiner Fürsorge für dieselbe soweit, daß er sich selbst — ein Beispiel, welches wohl einzig in der Geschichte dastehen möchte — zum ersten Bürgermeister derselben machte.

Die Mitglieder des Magistrats führten damals hochklingende lateinische Titel. Der erste Bürgermeister hieß consul dirigens, der Beigeordnete proconsul. Die Ratsmänner, welche heut den verlockenden Titel „Stadtrat" führen, nannte man senatores. Was aber den Magistrat jener Tage wesentlich von dem heutigen unterscheidet, ist, daß neben der Polizei auch die Gerichtsbarkeit in seinen Händen lag. Darum war auch meist ein gelehrter Richter erster Bürgermeister, mindestens mußte ein Ratsherr Jurist sein.

Damit nun dem Königlichen ersten Bürgermeister ebenbürtige Ratsherren zur Seite stünden, ernannte Friedrich zum Senator den Markgrafen Albrecht Friedrich, seinen ritterlichen Bruder, welcher einst Sophie Charlotte von Königsberg heim geleitet hatte, indem er, als Kutscher gekleidet, in seidenen Strümpfen, gesticktem Sammetrock und großer Perrücke, auf dem Bock die Zügel führte, ferner den Markgrafen Ludwig sowie den Feldmarschall Grafen von Wartensleben. Die Funktionen eines Gerichtsdieners übernahm der Oberst von Stenz, als Protokollführer diente der Hofrat Schmeil.*)

Später tritt in der Funktion eines stellvertretenden Bürgermeisters der Kronprinz Friedrich Wilhelm auf, der schon im Jahre 1706 eine Konferenz in Sachen der ersten Schuleinrichtungen leitete.

In der That führten die Geschäfte, wie aus den Akten hervorgeht, der Intendant des Königlichen Schlosses und der Königlichen Gärten, Hofrat Kracko, Hofrat Fromme und jener Hofrat Schmeil, welcher die Seele der Verwaltung gewesen zu sein scheint. Den Hofräten Kracko und Schmeil wurden im Jahre 1712 die vices des Magistrates sogar ausdrücklich übertragen.

*) So zeichnet er sich selbst. Nicht selten wird er „Schmiel“ genannt.

Eine Oberinstanz bildete der Geheime „Estatsrath“ von Printz, welcher auch einige Fürsorge der jungen Stadt angedeihen ließ.

Ueber die Motive, welche den König bewogen, sich selbst zum ersten Bürgermeister zu machen, spricht sich Dressel in seiner originellen Weise so aus:

„Ob der König, der wirklich ein oder mehrere Mal Session gehalten hat, solches aus Spaß that, weil er gerade nichts Besseres zu thun hatte, oder um seine neuangelegte Stadt zu ehren und zu heben, kann ich freilich nicht entscheiden; doch scheint mir letzteres, — so wenig es auch die Berliner, denen Charlottenburg noch bis auf den heutigen Tag als ein Dorf erscheint, und die ganz unbefangen die hiesigen Bürger Charlottenburger Bauern nennen, wollen gelten lassen, weil sie stolz genug wie einst die Römer denken: una urbs est in mundo (es giebt nur eine Stadt in der Welt) — am wahrscheinlichsten und zwar aus folgenden zwei Gründen: 1) weil ihm außerordentlich viel an der schnellen Aufnahme dieser neuen Stadt gelegen war, daher er die Ackerstellen nebst Plätzen zu Wohnung mit Gartens größtenteils unentgeltlich verteilen ließ. Man zahlte 2 Rth.*) Schreib-Gebühren, wenn man ein Gutsbesitzer von Charlottenburg werden wollte; die Gebäude mußte man aber selbst aufführen. Er

*) In Wahrheit sogar nur einen.

würde also wider seine Absicht gehandelt haben, wenn er durch einen Spaß seine neue Lustresidenz hätte lächerlich machen wollen; 2) geschah dies alles bald nach dem Tode seiner Gemahlin, der ihn äußerst beugte. Es ist also nicht wahrscheinlich, daß er so spaßhaft etwas behandeln wollte, welches er in Trauer und Ernst gestiftet hatte. Vielleicht dachte er sich, die Nachricht davon, daß er selbst der erste Bürgermeister der neuen Stadt sein wollte, würde Menschen anlocken, sich in derselben anzubauen, da sie von ihm so geschätzt und geehrt würde."

Von der richterlichen Thätigkeit, welche Friedrich I. als erster Bürgermeister ausübte, ist folgende ergötzliche Anekdote überliefert. In feierlicher Sitzung des Magistrates erschien ein Charlottenburger Bürger und klagte, er habe von einem anderen eine Ohrfeige erhalten. Friedrich fragte ihn darauf teilnehmend, auf welche Backe er den Streich erhalten habe, und als der Kläger antwortete: „auf die rechte", befahl er demselben, dem inzwischen herbeigeholten Angeklagten einen Backenstreich in Gegenwart des Hochedlen Magistrates zugeben, und zwar gleichfalls auf die rechte Backe. Das brevi-manu-Verfahren wurde exekutiert und die Sache war erledigt.

In seiner Eigenschaft als Polizeioberer erließ der König unterm 17. September 1707 eine Verordnung gegen die Sonntagsentheiligung: Er

habe „mit besonderem Mißfallen vernommen“, daß an Sonn- und Feiertagen in den Schenken „Musique“ selbst während des Gottesdienstes exekutirt würde. Dies solle gänzlich abgestellt werden. Auch hätten die Wirte vor 5 Uhr abends keine Gäste zu setzen. Wenn jemand Lärm auf der Straße mache, so sollte ein Beispiel an ihm statuiert und er durch die Miliz auf die Wache gebracht werden. Wer die Uebertretung anzeige, sollte 4 Rth. „Recompens“ erhalten.

Friedrich schenkte der Stadt auch ein Rathaus. Er kaufte dazu das Haus des früheren Oberstallmeisters Sophie Charlottens, dessen wir schon oben Erwähnung gethan haben, jenes Marquis d'Ausson de Villarnoux.*) Dasselbe war ganz massiv und hatte zwei in der Front fortlaufende Flügel. Es ist den älteren Bewohnern Charlottenburgs noch wohl bekannt, als „das alte Rathaus“. Heute stehen an seiner Stelle in der Schloßstraße die stattlichen Gebäude der Gemeindeschulen. Dasselbe kostete die für damalige Zeiten enorme Summe von 8500 Thalern. Es war inwendig mit kostbaren Tapeten, sogenannten Hautelisse-Tapeten,

*) Anm.: Interessant ist es, wie das Gedächtnis der Menschheit oft die Umstände geradezu umkehrt. Der Magistrat von 1740 berichtet in dem oben (s. S. 36 Anm.) angezogenen Schreiben, Friedrich habe das Haus seinem Oberstallmeister Dosson (d'Ausson) geschenkt.

ausgestattet. Der König ließ das Gebäude mit einem Turm versehen. „Denn ein Rathaus" — so bemerkt Dressel — „muß einen Turm haben, um die Wachsamkeit derer, die darin arbeiten, auf das Wohl der Bürger damit anzudeuten: Denn von oben, vom Turme herab, kann man mehr sehen als von unten herauf." Derselbe mußte, nachdem schon im Jahre 1735 der Blitz in denselben eingeschlagen war, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgetragen werden. Damit aber die Bürger stets wüßten, was die Glocke geschlagen habe, wurde in dem Turme auch eine Uhr angebracht.

Das Rathaus war das erste öffentliche Gebäude der Stadt. Es trug nicht wenig dazu bei, der jungen Ansiedelung ein städtisches Ansehn zu verleihen.

Nunmehr erhielt die Stadt auch ein Wappen. Es bestand in einem blauen Burgthor mit aufgezogenem Schloßgatter und zwei Türmchen mit rotem Dach zur Seite. Zur Rechten befindet sich der Preußische schwarze Adler, zur Linken das Welfische weiße Roß in rotem Felde. Ueber dem mittleren Teil befindet sich gleichfalls ein rotes Dach mit zwei Fähnlein, das eine weiß und schwarz, das andere weiß und rot quadriert mit den Hohenzollernschen und märkischen Wappen. Das Ganze ist unterhalb blau gemalt.

Kurz vor der Ankunft der neuen Königin

Sophie Dorothea, mit welcher Friedrich sich im Jahre 1706 vermählte, erhielt die Bürgerschaft auch eine Fahne zum Geschenk, in welcher das Wappen eingestickt war. Der Entwurf zu derselben wird noch im Geheimen Staats-Archiv aufbewahrt. Wie eingehend auch hierbei der König sich mit den Angelegenheiten der Stadt beschäftigte, kann man daraus erkennen, daß er diesen Entwurf revidierte. In der Verzierung der Fahne befinden sich nämlich rechts in der Ecke die Initialen des Königs. Dazu ist die Bleistiftnotiz verzeichnet, die offenbar von dem Kabinetsrat beim Vortrage nach Entscheidung des Königs niedergeschrieben wurde, wie dergleichen auch in anderen Akten sich findet: „Diese Chiffre soll gemahlet werden."

Endlich erhielt die Stadt auch zwei Siegel mit der Umschrift: Sigillum civitatis Charlottenburg. Auf dem größeren Siegel ist noch unten im Wappen die Inschrift angebracht: a Friderico I. rege Borussiae fundata 1705.

Neben dem Magistrat scheint früh auch eine Art von Stadtvertretung in Wirksamkeit gewesen zu sein. Ein Schriftstück vom 3. Juni 1705 ist unterzeichnet „Burgemeister*) und Rahtmänner" (ohne Namen). Es enthält eine „Relation" über die Mittel, durch welche das

*) Dies Wort ist wohl in dem Sinne wie bei Lupius (S. o. S. 31) gebraucht.

Gedeihen der jungen Stadt am wirksamsten gefördert werden könnte. In dieser Relation wird gebeten: 1) um Erteilung eines Stadtprivilegiums, 2) um Konzession von Jahrmärkten, 3) um Zuschuß von Geld, Holz und Baumaterialien zur Aufführung eines Rathauses, 4) um Anweisung eines Platzes hierzu, 5) um Bestellung eines Stadtphysikus, 6) um Bestellung einer weisen Mutter.

Auf diese Relation hin erfolgte wohl der Ankauf und die Einrichtung des Rathauses durch Friedrich; auch einen Stadtphysikus und eine Hebeamme wird die junge Stadt erhalten haben. Die Konzession zu Jahrmärkten hing zu eng mit der Erteilung des Stadtprivilegiums zusammen, als daß man geglaubt hätte, hierin einseitig vorgehen zu dürfen; für die Anfertigung eines solchen war aber schon gleich im Gründungsjahre die Ordre erteilt worden.

An städtischen Beamten aus den ersten Jahren der Stadt begegnen wir auch einem Bauverwalter und Stadtmajor Christian Forchwer, welcher im Jahre 1709 über den Zustand der Schornsteine berichtet und vorschlägt, Viertelsmänner zu ernennen, welche die Häuser in Betreff der Feuersgefahr durchgehen sollten.

Aber auf die Dauer konnte der hochfürstliche Magistrat den Erfordernissen des heranwachsenden Gemeinwesens nicht genügen. Vor allem mußte

die Rechtsprechung und die Handhabung des Gerichts auf Schwierigkeiten stoßen. Energisches Eingreifen that hier sehr not, denn die Sicherheitszustände der Stadt waren keineswegs glänzend. Wie der obenerwähnte Lupius klagt, habe der Bader Anwandter die Witwe Kuhlmann wegen einiger Hobelspähne halbtodt geschlagen; gleiches habe Peter Sauerwald*) mit seinem Knecht gethan; ein Schweizer sei auf offener Straße niedergeschlagen. Lupius bittet nun den König, Recht und Gericht zu schaffen. Allerdings hatte dieser auch persönliche Gründe zu seinem Gesuch. Er hatte einen Buchdruckergesellen fortgejagt: der Kerl habe, wie er ausführt, zu Breslau einen Mantel gestohlen, in Prag jemand erstochen, und in Erfurt stände sein Name am Galgen. Dieser Geselle war mit einer gewissen Zilligs verlobt, deren Mutter für ihren künftigen Schwiegersohn auf eine Summe von 20 Thlr. bei Lupius gut gesagt hatte. Als nun Lupius die Summe von der Bürgin einforderte, erhielt er einen kernigen Schmähbrief im Stil damaliger Tage als Antwort, der sich in Ausdrücken erging wie „Lupius, Ihr höllischer Wolff und Sathan" „noch ärger

*) Derselbe hatte später, wie aus einer Aktennotiz hervorgeht, eine Schuld von 30 Thlr. doppelt eingefordert. Weil er das Vergehen offen einräumte, wurde er nun dazu verurteilt, nunmehr selbst 30 Thlr. an die Kirche zu zahlen

als alle Teufel" „mit höllischen Wolffsklauen" „Höllenbrand" und anderen zärtlichen Schmeichelnamen*). Außerdem hatte die Zilligs zwölf Tischlergesellen angestiftet, welche den Lupius in seiner Wohnung überfielen und mißhandelten.

Bei dem Charakter des Lupius ist zwar anzunehmen, daß manches in dem Berichte aufgebauscht sei. Hatte doch Lupius, wie ein anderes Schriftstück lehrt, das Kammergericht oftmals „importunieret", so daß er von diesem bei Strafe der Hausvogtei zur Ruhe verwiesen worden war. Immerhin aber waren es Zustände, die das energische Eingreifen eines Richters erheischten. Und auch solche Leute wie Lupius selbst mußten im Zaum gehalten werden. Trotzte dieser doch, auf sein privilegium fori gestützt, den leitenden Hofräten, so daß diese sich keinen anderen Rat wußten als sich direkt an den allmächtigen Grafen von Wartenberg zu wenden, indem sie ihm die ärgsten Dinge schuld gaben und behaupteten, die Bürgerschaft wolle gegen ein so räudiges Mitglied protestieren.**)

---

*) Der Brief wird im Geheimen Staatsarchiv noch aufbewahrt.

**) Wunderlich mutet es uns in dieser Zeit an, wenn wir unter den gegen Lupius erhobenen Beschuldigungen auch die lesen, er habe einen des Landes verwiesenen und arrestierten Juden gegen ein Salair im Hause

Auch die civilrechtlichen Verhältnisse der Ansiedler erforderten des Spruches eines gesetzkundigen Richters. Kamen doch Streitigkeiten wegen der erhaltenen Hausstellen vor, wie u. a. der Rechtsstreit eines Schiffskapitäns mit dem hochklingenden Namen Liberal Hieronymus Ortolonus und seines Nachbaren Michael Prager zeigt. Bei manchen Grundstücken war ein Eigenthumsrecht früherer Besitzer festzustellen. So hatte Sophie Charlotte einem Grafen Schwerin aus „Chönigsberg" ein Grundstück geschenkt, welches von diesem nicht bebaut worden war und nun von einem anderen begehrt wurde. Hypothekenbücher mußten angelegt werden, alles Angelegenheiten, die weder von dem Durchlauchtigen Magistrat noch von den leitenden Hofräten wohl erledigt werden konnten. Man sah sich also genötigt, einen gelehrten Richter, einen „Litteraten", wie es in der Sprache damaliger Tage hieß, zu berufen. Es war ein gewisser Schierholtz, den die Wahl traf und der auch im Jahre 1712 wirklich bestellt wurde, nachdem er schon 1710 in Wirksamkeit getreten war. Diesem wurden 4 Beisitzer gegeben, die beiden Hofräte Schmeil und Kracko und zwei andere Männer aus der Bürgerschaft. Der neuberufene Richter

---

geheget; denn Juden sollten in der Stadt überhaupt nicht geduldet werden. (S. den Entwurf zur Stadturkunde weiter unten).

wurde vereidigt. Obwohl den Hofräten Kracko und Schmeil aufgegeben war, auf justiarium acht zu haben, hatte er doch eine sehr freie Stellung. Kein Wunder, daß er sich gewöhnte ganz nach Gutdünken zu verfahren und endlich vollständig nach Willkür schaltete und waltete. Er mußte schließlich (im Jahre 1728), weil er übermäßige Sporteln eingefordert, auch Gelder, die zu frommen Zwecken bestimmt waren, zu eigenem Nutzen verwandt, endlich sich nicht so geführt hatte, wie es einem rechtschaffenen Richter zukommt, des Amtes entsetzt werden.

Schierholtz erbat sich bei seinem Amtsantritt eine Kammer im Rathaus zur Verwahrung von Delinquenten niederen Standes, für die Bürger aber einen anständigeren Ort als Gefängnis (honestiorem carceris locum). Auch einen Gerichtsdiener erhielt er an Stelle des hochvornehmen Oberst von Stenz, einen gewissen Rebbin, welcher sich aber unzuverlässig zeigte und bald in Untersuchung kam, weil er einen Delinquenten hatte laufen lassen.

Dienstag und Freitag sollte immer Gericht gehalten werden. Die Gerichtsherren sollten „in Güte zu componiren" suchen, unnütze geldzersplitternde Injurienprozesse nicht gestatten, dieselben vielmehr beilegen oder mit ganz summarischem Prozesse abthun und nur „injuriae atroces oder

reales“ (schwere und thätliche Beleidigungen) ernster behandeln.

Die Verwaltung der Stadt erforderte zwar keine große Summen, dennoch mußten mindestens die 429 Thlr. 18 Pfg., welche jährlich bei mäßigen Ansprüchen für die laufenden Ausgaben gebraucht wurden, aufgebracht werden. Daher mußten die Steuerverhältnisse geregelt werden. Es gab, wie wir gesehen haben, so manche Freihäuser in Charlottenburg, deren Besitzer von Grundzins und anderen Lasten völlig befreit waren; desto mehr mußte von den Angesessenen, den Eingemieteten und den Anziehenden bezahlt werden. Deswegen sollte die „Accise“, jene Steuer, die der große Kurfürst einst angeordnet hatte, und die etwa unserer alten Schlacht- und Mahlsteuer gleichkam, auch in der neuen Stadt eingeführt werden. Daß dies geschehen sollte, kündigte im Jahre 1707 der Hof- und Steuerrat Grohmann den Bürgern an. Hiergegen erhob sich die gesamte Bürgerschaft „sämtlicher neuanbauenden“ und wandte sich am 21. Januar 1708 an den König mit einem Schreiben, in welchem sie folgendes vorstellte: „Daß wir vor das erste weder zulänglichen Ackerbau noch einigen Mißwachs (sic!), folglich keine Viehzucht und dabei nicht die geringste Hoffnung haben. Dann können wir auch keine sonderliche Nahrung oder Hantierung treiben, weil noch zur Zeit keine passage

der Landstraße durch Charlottenburg geht, und weil alles aus Berlin gehohlet wird!" Zugleich wurde gebeten, die Bürgerschaft mit der Accise noch einige Jahre zu verschonen, ferner aber die Landstraße nach Spandau über Charlottenburg gehen zu lassen.

Dies war ein glücklicher Gedanke und Friedrich, der seiner neuen Stadt sehr geneigt war, ging auch auf die Wünsche der Bürgerschaft ein. Er sprach am 6. Juli 1708 die Geneigtheit aus, die Accise noch einige Jahre nicht erheben zu lassen, ohne jedoch in dieser Beziehung eine feste Zusicherung zu geben. Zugleich fügte er hinzu, er beabsichtige, den Bürgern in der Teltowischen Haide zur Freitrift und Hütung einen Distrikt anzuweisen. Unter dem 9. Juli desselben Jahres aber ordnete er an, daß die Landstraße nach Spandau über Charlottenburg gelegt werden solle.

Durch diese Maßregel wurde Charlottenburg eng mit der Hauptstadt verknüpft und erntete alle Vorteile, welche aus dem regen Verkehr mit einem aufblühenden Gemeinwesen, wie es in Berlin vorhanden war, hervorgehen mußten.

Zunächst wurde eine Brücke über die Spree gelegt, um den alten Weg, der nach Spandau führte, mit dem neuen von Charlottenburg ausgehenden zu verbinden. Später führte der Weg direkt durch den Tiergarten dorthin, weswegen dieser

Teil mit größerer Sorgfalt als früher behandelt wurde. Allerdings war die neue Straße anfänglich sandig und schlecht, später aber scheint sie für damalige Verhältnisse gar nicht übel gewesen zu sein. Mindestens wurde sie in leidlichem Stande erhalten, wie sich aus einer Kabinetsordre Friedrich des Großen vom Jahre 1772 schließen läßt, welcher in Bezug auf die Reparatur einer Straße im Marienburger Werder schreibt: „Uebrigens sind die Wege in diesen Gegenden so schlecht nicht, wie Euch die Postmeisters wollen Glauben machen. Ich bin diese Wege größtentheils selber passiret und weiß daher zuverlässig, daß solche eben so wenig reparatur nöthig haben als die Straße von Berlin nach Charlottenburg.“*)

Dem widerspricht allerdings der Bericht eines Fremden in den „Bemerkungen eines Reisenden durch die preußischen Staaten in Briefen“ vom Jahre 1779, wenn er von einer Spazierfahrt vom Brandenburger Thore nach Charlottenburg, die er als Fußgänger begleitete, mit gutem Humor also berichtet: „So ziemlich hielt ich mit den Pferden gleichen Schritt, denn obgleich vier nach berlinischer Art gute Pferde vorgespannt waren, so ging es doch ziemlich langsam. Die besten Miethpferde sind in Berlin abgetrieben und machen

*) H. Stephan, Geschichte der Preußischen Post S. 310.

gegen sächsische wahrlich keine sonderliche Figur. Das kann auch nicht anders sein. Selten haben die armen Geschöpfe einen ganzen Nachmittag oder eine ganze Nacht ununterbrochene Ruhe. Doch war auch der viele Sand, der von Berlin bis Charlottenburg liegt, eine beträchtliche Ursache." Dennoch, so fügt unser Gewährsmann, dem wir diese Mitteilung entlehnen, hinzu, (Friedel und Schwebel, Bilder aus der Reichshauptstadt und der Mark Brandenburg) lag eine tiefe Naturpoesie über dem malerischen Tiergarten und begeisterte den empfindsamen Reisenden zu folgender Aeußerung: „Eine der ausgesuchtesten Gesellschaften, ein wonnevoller Tag, Scherz, Lustigkeit und ein munterer Einfall nach dem andern — Charlottenburg — Tiergarten —, da möchte ich wohl den milzsüchtigsten Briten auffordern, ob er nicht seinen Spleen wenigstens an diesem Tage vergessen würde?"

Damit aber auch, bis die neue Straße fertig wäre, eine bequeme Verbindung mit Berlin vorhanden wäre, ordnete Friedrich eine regelmäßige tägliche zweimalige Beförderung durch die schon oben erwähnte Treckschuyte an.*)

Im Jahre 1711 waren die Verhältnisse soweit geordnet, daß die Stadtgründung als voll-

*) Veredarius, das Buch von der Weltpost S. 112.

endet angesehen werden konnte. Dennoch fehlte noch immer die Stadturkunde, oder wie es damals hieß, das Stadtprivilegium. Darum verfügte Friedrich unter dem 14. August 1711: „Daß der Ort eine Stadt sein soll, solches haben Wir für längst declariret und kann das Projekt der Fundation, so darüber auszufertigen, und womit es, Wir wissen nicht aus was Ursachen, bisher ins Stocken gerathen, vor die Hand genommen und selbiges vollends adjustiret werden.

Dem Befehl wurde Folge gegeben. Vor die Hand genommen wurde dasselbe. Ein Entwurf wurde gemacht, von einem Korreferenten begutachtet, kam aber auch jetzt noch nicht zur Reife. Noch im Jahre 1712 erinnerte Friedrich, man solle das Projekt des Stadtprivilegii gründlich durchgehn. Indessen auch jetzt wurde dasselbe nicht vollendet und ist nie vollendet worden. Charlottenburg **hat niemals eine Stadturkunde erhalten.** Für die Grundsätze der Verwaltung wurden die Normen einer Immediatstadt — eine solche war Charlottenburg — in Anwendung gebracht, im einzelnen wurden aber besondere Privilegien an die Zünfte, für Abhaltung von Jahrmärkten u. s. w. erteilt.*)

---

*) Was wir über diese seltsamen Umstände haben in Erfahrung bringen können, ist Folgendes:

Ist nun aber auch eine Originalurkunde nicht vorhanden, so ist sie doch wenigstens ent-

---

In den Registern der Lehnskanzlei, welche Behörde solche Urkunden auszustellen hatte, ist verzeichnet:

Rescr. 5. April 1705.

Zu Charlottenburg Stadtgerechtigkeit und Magistrat soll confirmiret werden.

Herr von Printz 30. May 1705.

Das Koncept haben des Herrn Lehnsdirectors Excellenz mitgenommen, 4. Juni 1705, das Rescript aber hier und die dabeigewesenen Archiv-Acta dort wieder reponirt 18. August 1705. Herr Schmil hat das Koncept mitgenommen 13. November 1705.

Dem guten Hofrat Schmeil (nur dieser, der das Koncept begutachten sollte, kann gemeint sein) mußte das Gewissen schlagen, als die Sache von neuem angeregt wurde. Er schrieb deshalb am 25. Oktober 1711 an den Geh. Estatsrath von Printz Exc. und bat, „weil das vormahlige Projekt der Charlottenburgischen Stadtfundation nirgends aufzufinden, das der Herr Amts-Kammerrath Katsch in der Lehnskantzeley entworfen", dasselbe noch einmal aufzusetzen.

Unter dies Schreiben setzte Herr von Printz am 1. November desselben Jahres sein „fiat".

Darauf wurden die Entwürfe gemacht, die wir im Text mitteilen. Von der Vollendung derselben findet sich aber weder in den Akten noch in den Registern der zuständigen Behörden irgend welche Spur. In den Magistratsakten findet sich gleichfalls nichts von einer Urkunde, und schon im vorigen Jahrhundert wußte man nichts von dem Vorhandensein einer solchen. Es ist also ersichtlich, daß eine Stadturkunde niemals ausgefertigt ist.

worfen worden, und es ist uns gelungen, **den Entwurf zu derselben aufzufinden nebst dem Gutachten des Korreferenten.**

Da dies immerhin höchst interessante Aktenstücke sind, so werden sie hier mitgeteilt und damit zum ersten Male ans Licht gezogen.

Dem scheint nun entgegenzustehen 1) ein Citat aus derselben bei Dressel, welches auch mit dem im Text mitgeteilten Entwurf stimmt. Indessen konnte dies auch aus dem für Immediatstädte im allgemeinen aufgestellten Formular entlehnt sein. 2) Es soll (ebenfalls nach Dressel) die Stadturkunde einmal zurückgefordert sein, „wenn eine solche da wäre." Indessen würde eine solche Forderung doch nur den Glauben an das Vorhandensein einer solchen, nicht das wirkliche Vorhandensein mit Nothwendigkeit voraussetzen lassen.

Noch könnte man glauben, daß vielleicht im Jahre 1721 die Stadturkunde wirklich vollzogen sei; wenigstens sagt Nikolai, dem andere nachschreiben, in seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam (Berlin bei Nikolai 1786): 1711 wurden Entwürfe zu einem Stadtprivilegium gemacht. Die eigentliche Stadtgerechtigkeit als Kurmärkische Immediatstadt erhielt der Ort erst unter König Friedrich Wilhelm I. 1721." In diesem Jahre wurde nämlich ein ordentlicher Magistrat eingesetzt, worüber vollgültige Aktenstücke existieren. Nirgends aber findet sich auch hier die leiseste Andeutung von einer Stadturkunde. — Auch der bereits öfters angezogene Bericht des Magistrats von 1740, der die Ereignisse vom Jahre 1721 ausdrücklich betont, schweigt vollständig über diesen Umstand.

Wahrscheinlich ließ der im Jahre 1713 erfolgende Tod König Friedrichs das Projekt einschlafen.

Wir Friedrich König in Preußen pp. Bekennen pp. als Marggraf und Churfürst zu Brandenburg pp.

Nachdem die Weyland Allerdurchlauchtigste Fürstin Frau Sophia Charlotta, Königin in Preußen, Marggräfin und Churfürstin zu Brandenburg p. Gebohren aus dem Churfürstl. Stamme derer Hertzoge zu Braunschweig und Lüneburg p. Unsere nunmehr in Gott ruhende Hoch- und Hertzgeliebteste Gemahlin, Königl. Majt. Christseeligsten Andenkens in ihrem Leben höchst beflißen und des guten allergnädigsten Vorhabens gewesen, den von Deroselben in Besitz gehabten und sehr werth gehaltenen schönen wol situirten Orth Lietzenburg mehr und mehr zu erweitern und zu einer Stadt anzulegen, Undt Wir dann sothane von Ihrer Majt. Höchstrühmlich geführte und selbst zu Unserer Lande besten abgezielte Hochlöbliche Intention aus der zu deroselben iederzeit getragenen Hertzlichen Liebe und Hochachtung annoch ins Werk zu richten und solchen von Uns nicht weniger werthgeschätzten lustigen Orth zum Immerwährenden hohen Andenken Ihrer Majestät mit der Stadtgerechtigkeit zu privilegiren allergnädigst entschloßen, zu dem Ende Wir auch denselben nach Dero hohem Nahmen Charlottenburg benennet

und bereits mit einem besondern illustren Magistrat besetzet;

Also Declariren Wir aus der Uns zustehenden höchsten Königl. Souverainität auch Chur- und Landesfürstl. Macht und Gewalt, hiermit und in Krafft dieses Unseres offenen Briefes, sothanen am Spreestrohme gelegenen sehr lustigen Orth Charlottenburg zu einer immediat Stadt Unserer Chur- und Mark Brandenburg und wollen ihr einen convenablen Rang unter denen anderen Mittelmärkischrn Städten assigniren und anweisen lassen, Privilegiren und begnadigen auch dieselbe folgendergestalt und also:

1) Soll die Neue Stadt Charlottenburg allerhand bürgerliche Nahrung, Handlung und ehrliche Handthierung frey und ungehindert zu treiben; darüber Zünfte, Gülden und Gewercke anzulegen: zumalen Bier zu brauen, Brantwein zu brennen und allerhand frembde und einheimische Getränke auf ihrem Stadt und Raths-Keller zu feylem Kauf zu verschenken, auch alle Privilegia und Gerechtigkeiten, womit Städte insgemein, für Flecken und Dörffer pflegen versehen zu werden, zugewießen haben.

2) Sollen die Einwohner in denen ersten Jahren a Dato des Anbaues vor das Bürgerrecht Nichts erlegen, nach Verfließung derselben aber kann Magistratus loci nach Gutachten und

Billigkeit, auch wie es sonsten deßfals in denen benachbahrten Städten gehalten wird, ein gewißes hierfür determiniren.

3) Sollen alle Neu anbauenden Bürger ohne unterscheid .... volle frey Jahre genießen und in denselben von allen und ieden real- und personal oneribus als Contribution, Einquartierung Durch Marchen, Steuern, quartal-Geldern und Accise von denen Consumptibilibus im Hause, auch allen und jeden Handlungsimposten und generaliter von allen an- und auflagen: von Grundzinß aber und Jagtlauffen in perpetuum befreyet sein.

4) Die Stadt soll gleich anderen Städten der Mittelmark aller Vorhin gemachten Land-tages Recesse genießen, hinkünfftig zu denselben mit zugezogen und Ihr ein Convenabler Sitz unter denen Städten assignirt werden, und soll sie die gewöhnlichen Wochenmärkte als Mittwoch und Sonnabend, ihre Jahrmärkte aber auf ..... halten.

5) Alle vorige Neuanbauenden und sonsten in Unseren Landen nicht würklich angesessene sollen mit erster transferirung ihrer Güther durch-gehends Zoll und Schleusen frey dahin passiren, auch des abzugs-Pfennigs des Orths, von wannen Sie gehen, erlassen sein.

6) Freye Baustellen und was denenselben an Acker, Wiesen und Gärten zugeleget werden kann, ingleichen das benötigte Bauholz nebst einigen Sage-Blöcken wird einem Jeden nach proportion und Gutbefinden der hierzu bestellten Commisſarien zu folge der ihnen hierüber specialiter ertheilten Verordnung ohnentgeldlich verabfolget, wie sie denn auch nur die Helffte des sonst gewöhnlichen Stammgeldes, oder überhaupt ein gewisses hierfür zu erlegen haben. Wegen des Brennholtzes und wieviel dessen ein Jeglicher jährl. frey zu genießen haben soll, darüber soll aparte Verordnung ergehen, wie denn ebenfals, waß, ob und wieviel einem ieden an Acker, Wiesen und Gärten zugetheilet werden soll, in einer Special Verordnung verfaßet wird, Inmittelst aber haben die Einwohner Freyheit auf denen Holtzmärkten gleich andern Holtz zu erhandeln.

7) Wollen wir ein gewiß stück Heyde entweder soweit und viel, als das negst dabei gelegene Dorff Lietze hat, oder die vorhin vermuthlich gemachten und noch stehenden Gräntz Marken es außweisen, der Stadt zulegen und zwar wie anderen Orthen gantz frey und eigen, auch die Stadtgräntze setzen lassen.

8) Wird der Stadt verstattet, eine Ziegelscheune und Kalkofen, auch eine oder mehr

Mahl- Walk- Schneide- und allerhand Mühlen anzulegen, deßgleichen eine privilegirte Raths-Apotheke und Stadt-Keller, solchen, wie vorgedacht, mit allerhand främbden Getränke, Bier und Wein zum freyen Verschenken zu verlegen, auch Fleisch und Brodt-Scharren aufzurichten.

9) Freye Fischerey auf einem gewissen Distrikt des Spreeflußes wird der Stadt gelaßen, auch derselben zugleich die Nieder-Jagt verstattet, Jedoch solchergestalt, daß sich kein Bürger solcher sich unternehmen, sondern allein ein Schütze nach Unserem Edict von dem Magistrat hierauf gehalten werden soll.

10) Das Exercitium jurisdictionis civilis et criminalis und was dahin gehöret, bleibet bei dem Stadt Magistrat, welcher, sobald die Stadt einigermaßen im Bau avanciret, ex gremio der Neuanbauenden, anfangs von Uns, nachmals aber, wenn einige hiervon mit Tode abgehen, von dem Magistrat selbsten, iedoch mit Unser Confirmation: wie imgleichen die Gerichts-Persohnen von demselben constituirt und erwählt werden sollen. Über alle Urtheile in Peinlichen Sachen wird zuförderst Unsere Confirmation eingehohlet und gehen die Appellationes, wie in anderen Städten, an Unser Hoff- und Cammer-Gericht zu Cölln an der Spree.

11) In Ecclesiasticis soll in der Stadt der Magistrat das jus Patronatus exerciren, Ministros

Evangelii denominiren, die Candidatos in der Kirche vorstellen, Predigen laßen und der Gemeine freyes Bedenken einholen, auch die Schule mit tüchtigen Præceptoribus versehen laßen, Examinatio der Prediger aber geschiehet vor Unserem Consistorio zu Cölln an der Spree, und wenn die Stadt hiernegst ein Hospital anlegen möchte, bleibt hierüber die inspection dem Magistrat.

12) Liberum et publicum Evangelicae Religionis Exercitium wird allen Einwohnern verstattet, solchergestalt: daß Reformati und Lutherani ihre Gotteshäuser aufrichten, mit Predigern versehen und unterhalten dürffen, Juden aber werden auf Ewig hiervon ausgeschloßen und soll keiner derselben weder itzo noch künfftig darinnen zu wohnen oder Gewerbe zu treiben verstattet werden.

13) Die Schenken und Wirthshäuser, welche främbde Getränke und Weine negst dem Raths-Keller zu verzapfen von Uns privilegirt werden, sollen die ersten drey Jahre von aller Accise frey sein, nach deren Verlauf aber, solche in Conformität Unserer Accise Ordnung erlegen, welche dann, solange die vorgemelten Frey Jahre der übrigen Bürger und Einwohner wehren, der Cämmerey eingeliefert und sodann zu behuf des Pflasters in der Stadt und anderem Nothwendigen öffentlichen Gemeinem Stadt-Nutzen ver-

wendet, Nachmahlen aber Unserer Accise Cassa eingeliefert werden soll.

14) Freye Huth, Trifft, Weyde und Mastungen wird der Stadt vor ihre Pferde, Rinder, Schaff- und Schwein-Vieh in der negsten Heyde auf ..... Meilen verstattet.

Undt Wir als Churfürst und Landesherr Privilegiren und begnadigen Sie damit allenthalben, wie vorstehet, wollen auch mehrgenannter Unserer Stadt Charlottenburg bey dieser Unserer fundation und Privilegio iederzeit allergnädigst und Kräfftigst schützen, handhaben und erhalten, dieselbe in Unsere sonderliche Protection nehmen und Sie nach Gelegenheit mit allerhand Freyheyten und Begnadigungen mehr versehen, auch ihr Aufnahme und Wachsthum auf alle Weyse allergnädigst secundiren und befördern.

Getreulich p. Jedoch Uns p.

Uhrkundlich unter Unser eigenhändigen Unterschrifft pp.

Und Gegeben zu pp.

Hiergegen werden folgende Einwendungen erhoben:

„Ad 3tum wird davor gehalten, besser und nöthig zu seyn, der Accise von Consumptibilien im Hause und aller und jeder Handlungs „Impost“ hier gar nicht gedacht, besondern soviel in fine solches Articuls nur mit beygefüget werde: Was aber die Accise anlanget, so bleibet es so

lange dabey, wie solche albereit eingeführet, und hiernächst eine Aenderung dabey zu machen gut und nöthig gefunden werde. Sonst die gemeldete formatio allerhand differente ungleiche Meinungen und Auslegung verursachen werden, Und wird ohnedem von Einwohnern, so nicht Bäcker, Schlächter, Brauer, Wein, Bier oder Branntweinschenker, Tracteurs seynd, oder Höckerey treiben und die Accise im Verkauff wieder ersetzet bekommen, itzo nichts gegeben, und ist ohnedem ziemlich moderiret vor anderen Städten, daß kaum die albereit geordnete ordinaire Ausgaben, die bis Vier Hundert Neun und zwanzig rh. austragen, daraus bezahlet werden können; Würde dahero auch wohl dienlich seyn, daß die Accise revidiret, und zu derer Einwohner beßeren Nachricht gedrucket werde pp.

Bei denen Neuanbauenden werde ein Unterscheid zu machen seyn zwischen denen so albereit vorhin angebauet und ihre Häuser bewohnen, und denen so künfftig noch anbauen möchten. Inmaßen jene mit diesen wohl nicht gleiche Frey-Jahre praetendiren können, insonderheit noch so lange von Einquartirung, Marchen und dergleichen frey zu seyn. Und wird von Sr. Königl. Majt. hoher Gnade dependiren, ob denen, so albereit gebauet, etwa noch 4. bis 5. und denen künfftigen 10 bis 12 Jahr gegönnt werden sollen; cum annexo, ohne was die allgemeine Landes-Noth und selbiger Sicherheit erfordern möchte, als Kopff-Steuer, wovon ohndem Niemand befreyet. Die Kriegs-Metze müssen alle geben, Geistliche und Weltliche, Neubauende, abgebrandte und seye wer sie wollen: weshalb solche gleich der Accise zu reserviren, wie auch hier schon expresse verordnet worden.

Ad 4tum. Die Wochen-Märckte auffn Mittwoch und Sonnabend werden ihnen wenig helffen, weil dergleichen eben zu Berlin, Spandow pp. auf gleiche Tage gehalten werden.

Ad 8tum. Würde was sonderliches und extraordinaires seyn, wenn solch Recht, allerhand Mühlen zu bauen Concedirt werden solte, so sonst ein regale und speciale reservatum Principis sey: Es würde auch anders, denen Königl. Mühlen-Gefällen in Berlin, Spandow pp. einen ziemlichen abgang verursachen, und wird davon gehalten, daß dieser Punkt etwa aus einem alten Privilegio ausgeschrieben und also nur zum Versuch mit beygefüget.

Ad 13tum. Ist in keiner Stadt eingeführet, und würde auch denen anderen albereit alda wohnenden sehr schädlich seyn, und zum größesten ruin gereichen, welche die onera tragen müßen, und diese frey sein solten; gestalt diese alles wolfeyler und umb beßeren Preiß geben könten, auch sehr wenig einkommen und woher sollen in der Zeit die gemeldete 429 rh. bezahlet und die Windmühle vollends in Stand gebracht, auch der Vorschuß bezahlet werden?

Dahero würde es auch bey der kleinen introducirten Accise in solchen drey Jahren zu laßen seyn; dabey ist gar nicht abzusehen, warumb die Cämmerey mit der Accise zu thun haben solle? Viel besser werde seyn, daß die allergnädigste Herrschafft Ihr auch solche, und also die gantze Accise-Einnahme vorbehalte, gleich in allen Städten geschiehet, und aus vielen Ursachen auch höchst nöthig sey, und stehet so dann bey Ihro Königl. Majest. damit zu disponiren, und entweder zur Pflasterung anwenden zu laßen, und Kirchen- und Schul-Bediente davon mit zu ererhalten; wovon dieses schon geschiehet, auch anders eine üble consequentz bey anderen Städten nach sich ziehen würde. Im übrigen, und wenn hinkünfftig die Accise nach der Accise-Ordnung und wie in anderen Städten auch zu Charlottenbourg eingeführt werden solte: So denn auch die Neuanbauenden mit denen in anderen Städten gleiche Freyheit zu genießen hätten.“

Es folgt die Berechnung dessen, was jährlich aus der Accise zu bezahlen war, welche immerhin einen interessanten Blick in die damaligen Verhältnisse der jungen Stadt thun läßt:

1)	Dem Receptori laut Verordnung vom 2. December 1709	60 rh.
2)	Visitatori so zugleich Gerichtsdiener laut Verordnung vom 10. August 1709	50 rh.
3)	dem dortigen Hh. Prediger	50 rh.
	dem noch unlängst verordnet worden, aber zur Zeit noch nicht bezahlt werden können	50 rh.
4)	dem Küster	20 rh.
5)	zu Schreib-Materialien und Druckung derr Zeddell	6 rh.
6)	dem Teltowischen Kreyse an Contribution wegen der Aecker, so die Einwohner vom Dorfe Lietzow vor Charlottenburg abgetretten, laut Verordnung vom 11. Okt. 1708	43 rh. 18 gr.
7)	dem, so die Aufsicht hatt der Brücken über die Spree, daß nichts gefährliches oder nachtheiliges darüber passiren möge, laut Verordnung vom 25. Okt. 1710	20 rh.
8)	denen Ansteckers und Versorgers derr Laternen durch den Thiergarthen und in Charlottenbourg, wie accordirt, ohne Dacht und Oel	130 rh.
	Summa	429. 18.

Nun müßen zum Windmühlenbau noch 300 rh. gezahlet werden; zu geschweigen derr 600 rh. so vom Karten-Bestande in Berlin vorgeschoßen worden."

Auch der König sah nunmehr die Stadtgründung als vollendet an. Er hatte deswegen bereits unter dem 24. Juli 1711 vom Haag aus verfügt, daß den Einwohnern der Bürgereid abgenommen werden sollte.

Am 30. September fand infolgedessen die feierliche Eidesleistung sämtlicher Bürger statt. Man gelobte, des Königs Majestät gehorsam sein und in allen Dingen sich so verhalten zu wollen, wie es einem getreuen, gehorsamen, ehr- und friedliebenden Bürger geziemt.

Nur ein Bürger war nicht erschienen. Es war jener Peter Sauerwald, welcher als Inhaber eines Freihauses sich zu den „Eximierten" zählte. Alle Königlichen Verordnungen halfen nichts; der Trotzkopf verweigerte stets den Eid und ist auch wohl damit durchgekommen. Der Eid unterstellte diejenigen, welche geschworen hatten, der Jurisdiktion des Magistrats, weshalb alle die nicht mitschworen, welchen das Privileg einer anderen Gerichtsbarkeit zur Seite stand. Dies war bekanntlich bei Lupius der Fall. Auch alle übrigen Inhaber von Freihäusern, soweit sie nicht Gewerbe betrieben, waren vom Eide dispensiert. Zu diesen gehörten die Hofbeamten des Königs und der Prinzen, oder wie sie damals genannt wurden, Markgrafen.

Die Stadt zählte, wie durch die Eidesleistung

festgestellt wurde, in ihren 66 Häusern 143 Bürger, und zwar 87, welche sich fest angesiedelt, und 56, welche sich eingemiethet hatten.

Von diesen waren viele Handwerker und Gewerbetreibende, und zwar*) Bauhandwerker: 5 Zimmerleute, 6 Maurer, 1 Glaser, 1 Töpfer, 9 Schlosser, 4 Schmiede, 1 Stuccateur, 1 Baubeflissener. Für die Bekleidung sorgten: 1 Tuch- und Raschmacher, 9 Schneider, 2 Schuhmacher 10 Garnwerber, 1 Kürschner, 1 Posamentier, 1 Schnallenmacher, für das Bett: 1 Posenhändler, für Speise und Trank: 1 Müller, 6 Bäcker, 4 Fleischer, 3 Fischer, 2 Gastwirte, für Geräte: 9 Tischler, 1 Böttcher, 1 Stellmacher, 2 Riemer, 1 Drechsler. Für Transport sorgten: 4 Fuhrherrn. Feinere Gewerbe trieben: 1 Holzschneider, 1 Goldschmied, 1 Klaviermacher.

Ackerwirte und Arbeitsleute waren 50, denen sich 1 Gärtner anschloß. Endlich gehörte auch zu den Vereidigten ein „Zahnarzt", der wohl auch das Bartscheren und Schröpfen u. s. w. versah.

Am 1. Oktober 1711 berichteten Kracko und Schmeil über diese Eidesleistung an den König. Sie hätten — so führten sie aus — die Einwohner eingeteilt in Anbauende, Eingemietete

*) Diese Gruppen sind aus den fleißigen und verdienstvollen Zusammenstellungen des Herrn Hauptmann a. D. Lutter (Ch. Intelligenzblatt 1885) gebildet.

und Königliche Diener. Zugleich hätten sie die Bürgerschaft angehalten, einige Verordnete und Viertelsmänner zu wählen, sowie einen Stadtmaurer und Stadtzimmermann, welche Königlicher Majestät nach erfolgter Wahl zur Konfirmation sollten präsentiert werden.

Die vereidigten Bürger fühlten sich alsbald in ihrer neuen Würde, und schon begannen Spuren eines sich regenden Gemeingeistes sich zu zeigen.

Am 11. November des Jahres 1711 wandten sie sich an den König mit eingehenden Vorschlägen zur Verbesserung der Lage der Stadt und ihrer Bürger. Sie baten 1) die Stadt mit Allergnädigsten Privilegien zu begnadigen, auch sie noch einstweilen von der Accise und allen oneribus zu befreien, dieweilen die Hochselige Königin denselben fünfzehnjährige Freiheit versprochen. 2) Die Landstraße so zu legen, daß diejenigen, welche vor das Königs- oder Spandauerthor von Berlin fahren wollten, über die Spreebrücke, die aber, welche zur Friedrichs- und Dorotheenstadt wollten, durch den Tiergarten fahren müßten. 3) Den Bürgern außer dem bisher der Stadt zugelegten noch weiterhin Boden zu Wiesen und Äckern anzuweisen. 4) Die Wiesen, welche zur Zeit von Sophie Charlotte gewonnen, aber in den Lust- und Küchengarten gezogen wären, der Stadt zu überweisen. 5) Die Fischerei auf dem

Koch=, Bartsch=, Pech-, Lützen= und Teufelssee der Stadt zu überlassen. 6) Wochen= und Jahrmärkte zu concessionieren. 7) Die privilegia der Zünfte nicht nach der Formel, wie sie in der Friedrichs= und Dorotheenstadt gebräuchlich, abfassen zu lassen, sondern wie sie in andern Landstädten üblich, so mit Äckern und Wiesen versehen. 8) Verordnete der Stadt bestellen zu lassen, in welcher Angelegenheit sich der Richter Schierholtz säumig zeige. 9) Assessores ernennen zu lassen, so der Stadt Aufnahme zu befördern helfen möchten. 10) Freie Trift und Hütung in der Teltowischen Heide zu verstatten, auch 11) einen Platz zum Holzlesen in der Gegend um Ruhleben oder in der Teltowischen Heide ihnen anzuweisen, da sie in der Kälte große Not litten.

Der König holte das Gutachten seiner Räte ein. Dieses fiel aber nicht günstig für die jungen Bürger aus. Falls die Accise fortfiele, müsse — so wurde berichtet — die Summe, welche notwendigerweise für die Verwaltung zu verausgaben sei, per collectam aufgebracht werden. Der Oberforstmeister von Hertevelt wandte aber ein, daß die Grunwaldische Heide, auf welche die Charlottenburger intendiret, schon von 8 unterschiedlichen Orten abgehütet werde. Der Graswuchs würde dadurch gehemmt und der Wildbestand beschränkt. Die Charlottenburger seien nicht Bauern, sondern

Bürger. Daher sei es besser, sie mit privilegiis auszustatten zu allerhand bürgerlicher Hantierung.

Die Bürger erhielten längere Zeit keine Antwort. Darum wandten sie sich unter dem 8. Februar 1712 noch einmal an den König. Sie wären noch nicht — so sprachen sie sich aus — mit einer Allergnädigsten resolution versehen worden. Jetzt aber würden sie in ihrem Besitz bedroht. Die Lützower hätten es unternommen, die Baustellen, welche ihrer Stadt gehörten und und als solche ausgestochen und ausgemessen wären, de facto bis in die Stadt umzupflügen. Sie bäten um Schutz ihres Eigentums. Die Hofräte Kracko und Schmeil wurden nun beauftragt, die gravamina zu untersuchen, Vorschläge zu machen, auch das Projekt des Stadtprivilegii durchzugehn. Diese, scheint es, haben denn auch den gerechten Beschwerden Abhülfe angedeihen lassen. Mit dem Stadtprivilegium eilten sie indessen auch jetzt nicht.

Anstatt desselben erfolgten aber die privilegia der einzelnen Zünfte. Nachdem schon im Jahre 1709 u. a. die Garn- und Leinweber ein solches erhalten, folgten die anderen im Jahre 1712 und den folgenden Jahren.*)

*) Von den uns vorliegenden erhielten die Schlosser das Privilegium 1712 mit eigenhändiger Unterschrift Friedrichs, die Zimmerleute im Jahre 1714 mit der Unterschrift Friedrich Wilhelms, die Schneider im Jahre 1716.

Aus den darin enthaltenen Artikeln dürfte allgemeiner interessant sein:

Artikel 14 der Garn- und Leinweber. Es soll sich auch kein Meister unterstehen Weibes Bilder anstatt der Gesellen aufzusetzen, alß nur seine eigenen Kinder, bei Strafe zwei Thlr.

Artikel 6 der Schneider. Die Morgensprachen sollen jährlich viermal alß zu jeder Zeit den negst kommenden Montag nach den Ferien, nemblich Weynachten, Ostern, Johannis und Michaelis, allemahl in Gegenwart des Rats-Beysitzers gehalten werden.

Artikel 7. Soll bey denen Quartalen und anderen öffentlichen Zusammenkünften sich niemandt unterstehen Gott zu lästern, zu fluchen und zu Schweren, den anderen lügen zu strafen, alte abgethane Händel aufzurühren und dadurch hader und Zank anzurichten, oder sonst unzüchtige, schandbahre Worte zu reden, sondern sich aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit befleißigen, den alten Meistern gebührenden respect erweisen, denselben nicht gröblich begegnen, desgleichen auch die alten Meister, und also ein jeder sich, wie einem erfah-

---

Interessant dürfte sein, daß eine der ersten Innungen nach dem neuen Zunftgesetz in Charlottenburg gebildet wird. Es ist dies „die Barbier-, Friseur- und Perrückenmacher-Innung", welche am 1. März 1888 ins Leben tritt.

renen Bürger und Meister zustehet, verhalten und erzeigen, da aber einer uud der andere hier wieder handeln würde, derselbe soll dem Handwerke Sechsgroschen straffe zu erlegen schuldig seyn oder nach befinden mit härterer straffe angesehen werden. Wo ferner er aber die dictirte straffe zu erlegen sich weigern würde, sollen der Alt Meister oder das Gewercke dem Magistrat es gebührendt hinterbringen, welcher denn solche Wiedersetzlichkeit zu ahnten und über dieses Privilegium und dessen Articuln zu halten nicht ermangeln wird."

Der König gab zu Gunsten der erblühenden Stadt auch von seinen eigenen Rechten und Einkünften etwas auf. Er ließ nämlich der Stadt eine Windmühle erbauen und verwandte die Einkünfte zu Gunsten der Stadt, während diese sonst der Kgl. Kasse zuflossen. Sie wurde 1711 auf der Anhöhe bei Fürstenbrunn und zwar auf Spandauer Territorium erbaut.

War so für das materielle Gedeihen gesorgt, so war doch für das Seelenheil der Bürger noch keine Fürsorge getroffen. Es fehlte der Stadt eine Kirche. Allerdings konnte man ja die Kirche in Lützow besuchen, wo der Prediger Gerlach aus Wilmersdorf sonntäglich Gottesdienst zu halten hatte. Indessen diese genügte dem wachsenden Bedürfnis nicht. In einer Vorstellung vom 13. Oktober 1707 führte man aus: die Kirche zu

Lützow sei zu klein, auch bei Kälte zu weit entfernt. Die Seelsorge fiele dem Prediger, der noch vier Dörfer zu „curen“ habe, zu schwer. Ad interim könnte im Rathaus gepredigt werden, bei dem ein Wagenschauer sich befände, der sich dazu ap=tieren ließe. Am 21. Oktober wurde dem Meister Matthaeus Seger und dem Bürger und Klein=schmidt Meister Martin Bartsch die Vollmacht über=tragen, dem König die dringende Not der Stadt vorzustellen und ihn um Annahme eines Predigers zu bitten.

Am 16. Februar 1708 erließ denn auch Friedrich infolge dieser Vorstellung von Cölln a. d. Spree die Ordre: „Demnach Sr. Kgl. Maj. in Preußen Unser Allergnädigster Herr in Gnaden gewilliget, daß denen Supplicanten das gebetene Wagenschauer bei dem Rathause zur Exercirung Ihres Gottesdienstes angewiesen und eingeräumet werde. Im übrigen aber zum Läuten sich der Glocke bedienen sollen, welche bei Abfahren der Treck=Schute gebrauchet wird. Als hat der Kammer=Secretarius Schmeil sich danach gehorsamst zu richten und deßhalb behörige Vorsehung zu thun.“

So wurde denn ein Wagenschauer die erste Stätte der Gottesverehrung in Charlottenburg und die erste Kirchenglocke diejenige, durch

welche früher das Zeichen zur Abfahrt der Treckschuyte gegeben worden war.*)

Die Kirche war geräumig genug — sie war größer als die Lützower — und machte auch im Innern, nachdem Sitze, Stühle und Kanzel angebracht waren, einen freundlichen Eindruck.

Auch einen eigenen Prediger bestellte Friedrich, von dessen Tüchtigkeit er sich vorher durch Anhören einer Predigt hatte Überzeugung zu verschaffen gesucht. Es war dies ein gewisser Crusius aus Großpolen (Conitz), der, wie die Aufschrift eines an ihn gerichteten Widmungsgedichtes besagt, „auf göttliches Verhängnis durch grausamer Feinde Einfall ruiniret worden, also daß er sich kümmerlich mit den Seinigen mit dem Leben salviren können.“ Schon vor Einrichtung des Gotteshauses kam er nach Charlottenburg. Seine Vokation erhielt er unter dem 4. Januar 1708, ein Dokument, welches wegen seiner Unterschriften ein besonderes Interesse erweckt. Es ist nämlich unterzeichnet: Bürgermeister und Rathsverwandte zu Charlottenburg

Friedrich Wilhelm.**)

Albrecht Friederich.

Ausgeliefert durch Kammersekretarius Schmeil.

---

*) Diese Glocke ist in pietätsvollem Andenken an Friedrich I., den Gründer und Wohlthäter der Stadt, durch Beschluß der Stadtverordneten aus fremden Händen, in die sie gekommen war, für die Stadt zurückgekauft worden.

**) Der Kronprinz ist also hier als „Bürgermeister“

Zur Introduktion wurde der Probst Schnaderbusch aus Berlin in einer Kutsche hinausgeholt, und erging die Weisung an den Ober-Kämmerer, für die Festtafel ein Schmaltier und ein Schwein schießen und das Mahl durch den Traiteur ausrichten zu lassen. Das Getränk sollte aus der Königlichen Kellerei geliefert werden.

Die Einführung des ersten Predigers war ein Festtag für Charlottenburg. Auch der Kronprinz beehrte das Fest mit seiner Gegenwart. Das Ereignis wurde der Sitte der Zeit gemäß durch Gedichte gefeiert. In einem derselben hieß es:

„Woher kommt Dir denn nun, Charlottenburg, das Glück,
Daß in Dir Priester wird zuerst ein solcher Mann,
Den mit Vollkommenheit bestrahlt des Himmels Blick,
Davon der, so ihn kennt, ein Zeugnis geben kann?
Pedant- und Quäkerei sind bei ihm ausgebannt.
Nichts als der Kern von Witz und wahrer Frömmigkeit
Beherrschet ihn, und, dem sein güldner Mund bekannt,
Der setzt Chrysostomo ihn willig an die Seit."

. . . .

Doch daß des Himmels Schluß auch hierin heilig sei,
So geht zu solcher Stadt, der eine Königin
Von Vollenkommenheit den Namen legte bei,
Auf sein Geheiß auch ein vollkommner Lehrer hin.

Crusius erhielt „Logement" beim Hoftischlermeister Bartsch. Seine Einkünfte müssen im übrigen sehr schmal gewesen sein.*)

---

unterzeichnet. Dressel meint fälschlich, die Vokation sei vom König unterzeichnet.

*) Er bezog 50 Thlr. aus der Accise, 50 Thlr. aus

In demselben Jahre wurde er deshalb auch zum Prediger in Lützow berufen. In der damaligen Zeit war noch, wie es unter dem großen Kurfürsten der Fall gewesen, die Spaltung zwischen Lutheranern und Reformierten eine sehr große, und die Kanzeln waren sehr häufig die Tummelplätze geistlicher Fehde Es war daher sehr zeitgemäß, wenn ihm in der betreffenden Vokation eingeschärft wurde „sich alles Schmähens, Lästerns, Verketzerns und Verdammens derer Reformirten auf der Cantzel zu enthalten". Diese Mahnung mag er denn auch wohl beherzigt haben, schon aus Rücksicht gegen den Hof, der selbst reformiert war. Aber dieser „vollkommene Lehrer" konnte sich des Schmähens überhaupt doch nicht enthalten und betrug sich, wie es scheint, ziemlich ungeistlich. Insbesondere wurde ihm der Versuch, seine schmalen Accidenzien auf Kosten seiner Gemeinde zu verbessern, sehr übel genommen. Es dauerte nicht lange, so beschwerte sich die Gemeinde: Crusius ließe sich nicht an Taufgeldern begnügen, sondern ließe den Gevattern beim Herausgehen noch ein Becken setzen, entzöge dem Küster Accidenzien, suche auch die Unvermögenden durch harte Worte zur Bestellung

den Einkünften der Windmühle, auch wurde ihm freies Brennholz in Aussicht gestellt. Endlich sollte ihm das Haus, worin bisher der Schulmeister gewohnt, nebst Gärtlein, „zur Besserführung seines Haushaltes" eingeräumt werden.

eines Leichensermons zu zwingen. Auch noch manches andere hatten die Schafe des geistlichen Hirten zu klagen, da dem „güldenen Munde" desselben nicht immer güldene Worte entströmten. Er griff nämlich seine Gemeindeglieder auf der Kanzel an, machte einige derselben namhaft und schalt sie als Rädelsführer, schrieb auch ganz frei, er sei unter Mörder und Spitzbuben geraten.

Die mit der Sache betrauten Konsistorialräte wiesen den Beklagten nachdrücklich an, seiner Gemeinde mit gutem Leben und Wandel vorzugehen, alle Uneinigkeiten und was dazu Anlaß geben könnte, sorgfältig zu verhüten und seines Orts, was zur Wiederherbeibringung der alienirten Gemüter seiner Zuhörer und Gemeinde dienen könne, beizutragen.

Crusius überlebte diese Zurechtweisung nicht lange. Schon im Jahre 1709 starb er, und es folgte ihm im Amte der Magister Calle.

Auch eine Kirche wollte Friedrich seiner Stadt geben. Die Mittel zu derselben wurden bereit gestellt, und noch sollte der Königliche Gründer es erleben, daß der Grundstein zu derselben gelegt wurde. Dies geschah an seinem 55. Geburtstag. Eigenhändig legte der König verschiedene goldene und silberne Medaillen in den Grundstein, der im Norden der Kirche nach dem Schloß zu eingesenkt wurde, und der Kronprinz warf, mit

einer Mauerschürze angethan, die erste Kelle Kalk auf denselben. Einer silbernen Platte, die sich an demselben befand, war eine lateinische Inschrift eingraviert, die in Uebersetzung*) so lautet:

Friedrich I. König in Preußen u. s. w. Nachdem Seine Gemahlin, die Königin glorwürdigen Angedenkens

Sophie Charlotte

hier diesen vor etwas mehr als dreimal fünf Jahren noch wüsten und wilden Ort anzubauen Belieben gefunden, aber über der Vollendung der zum Teil schon prächtig aufgeführten Schloßgebäude, Lustgänge, Zier- und Nutzgärten, Menagerien und Teiche und der Gründung eines angehenden und aus niedrigem Staube aufsprießenden Städtchens leider allzufrühzeitig verstorben, hat zum Andenken Ihrer liebreichen Ehe die unterbrochenen schönen Werke nicht nur mit vielen Kosten fortsetzen, sondern noch vergrößern und überall mehr verherrlichen lassen, bis die täglich sich mehrende Zahl der anwachsenden Bürgerschaft einen weiteren Raum zu ihrem öffentlichen Gottesdienste erforderte: Da denn der Gottesfürchtige König ihr diese Parochialkirche auf eigene Kosten hat erbauen lassen und beiden Evangelisch- Protestan-

---

*) Das lateinische Original s. in der Beilage IV.) Die Uebersetzung ist die Dresselsche mit einigen Nachbesserungen.

tischen Gemeinden, wechselweise darin zu predigen, zueignen, auch deren Nachfolgern zu mächtigem Schutz und Obacht nachdrücklichst empfehlen wollen.

Mindestens eben so not wie eine Kirche und ein Prediger that der jungen Stadt eine Schule und ein Lehrer. Schon im Jahre 1706 hatte eine Beratung deshalb im Vorgemach des Kronprinzen zu Cölln in Anwesenheit des Konsistorialpräsidenten von Dankelmann und des Geheimen Estatsraths von Printz dieserhalb stattgefunden, worüber ein Protokoll verfaßt worden war. Man hatte ein Memorial eingereicht, worin gesagt wurde, die Lützower hätten noch zur Zeit der Höchstseligen Königin mit der Reparatur ihrer verfallenen Kirche begonnen, auch schon 200 Thlr. darauf verwendet; jetzt aber habe man die Arbeiten eingestellt und es lägen die Mauersteine und der Kalk herum, Holz und Latten aber verfaulten. Dies Material könne zum Bau eines Schulhauses verwendet werden, worum die Einwohner vornehmlich bäten. Zugleich, baten sie, man möge sich wegen der Wahl des Platzes resolviren, daß der Jugend überall aus der Stadt der Zugang nicht zu schwer würde. Der uns wohlbekannte Kunst- und Buchdrucker Lupius hatte einige ausstehende Schulden „zr Erbauuung eines Mayson oder Armenhauses zu Lützenburg“ cediert.

Der schlaue Herr wußte wohl genau, daß sie für ihn uneinziehbar waren. Auch der Hoffiskal Maresius, welcher mit der Eintreibung derselben betraut wurde, scheint kein sonderliches Glück damit gehabt zu haben, da sich erwies, daß die wenigsten recht „fundirt" waren. Jetzt aber wurde vorgeschlagen, die Dotation zum Bau eines Schulhauses zu verwenden. Die Einwohner „sollicirten" ferner um einen „informatorem", da der gewesene (er wird einmal studiosus genannt und hieß Krause) wegen üblen Verhaltens unter die Grenadiere geraten sei. In der Konferenz wurde nun Friedrich Strecker aus Teltow als erster Lehrer Charlottenburgs bestellt. Seine Bestallung ist vom 14. Januar 1707 datiert, durch welche für ihn das enorme Gehalt von jährlich 24 Thlr., sage 24 Thlr., ausgeworfen wurde. Bei Ausrichtungen von Hochzeiten und dergl. durfte er außerdem eine verschlossene Büchse herumreichen, wofür er 3 Groschen vom Thaler erhalten sollte. Als am 22. Oktober die Büchse geöffnet wurde, fanden sich 8 Thlr. 2 Gr. 7 Pf. darin. Auf Aufforderung des Kronprinzen wurde die Büchse wieder verschlossen, damit ein jeder der Anwesenden noch etwas hineinwerfen könnte. Es fanden sich nachher 17 Thlr. in derselben. Interessant für die Schätzung der Lehrthätigkeit in damaliger Zeit ist das Verhältnis, in welchem das Gehalt

des Lehrers zu seinem Nebeneinkommen aus anderer Thätigkeit stand. Als nämlich das Rathaus eine Uhr erhalten hatte, erhielt Strecker für das Stellen derselben und das Läuten der Glocke noch jährlich 10 Thlr.

Der Schulhausbau kam leider nicht zu stande. Aber man wußte sich zu helfen. Hatte man zur Kirche einen Wagenschauer eingerichtet, so konnte man auch ein ähnliches Gebäude für die Schule verwenden. Es ist nun eine ergötzliche Ironie, daß man zum Ort für dieselbe einen Stall erwählte, gleichsam als wollte man der bekannten Schülerbezeichnung „Stall" für „Schule" einen historischen Untergrund verleihen. Übrigens war der Stall so übel nicht; es war der alte Königliche Marstall, der in der Schloßstraße lag, geräumig war und ohne Zweifel auch wie die Kirche passend hergerichtet wurde.

Friedrich konnte befriedigt auf sein Werk schauen. Eine Stadt war auf Märkischem Boden hervorgerufen und mit den notwendigsten Einrichtungen, wenigstens für die erste Zeit, versehen. Die junge Pflanzung hatte Wurzel in dem dürren Boden gefaßt und bereits Triebe angesetzt. Das Andenken seiner geliebten Gemahlin war auf Jahrhunderte hin gesichert. Freilich, wenn er an die Schwierigkeiten dachte, die ihm seine Schöpfung verursacht hatte, und an die Mühen

und Opfer, die sie ihm gekostet, mochte er wohl bisweilen bedenklich den Kopf schütteln und vielleicht, indem er sich des Vergleiches von Leibniz mit der Gründung Roms erinnerte, ausrufen:

Tantae molis erat Romanam condere gentem!*)

Aber es liegt ja in der Menschennatur, daß uns eine Sache, die wir nur unter Schwierigkeiten und Mühen durchsetzen, ganz besonders wert wird, und so wird es bei Friedrich auch der Fall gewesen sein. Gerade der Rückblick auf den unter Beschwerden zurückgelegten Weg wird ihn an seinem Lebensabend gefesselt haben, wie denn auch für uns der Einblick in die Verhältnisse einer auf solche Weise entstehenden Stadt etwas ungemein Fesselndes hat, weshalb wir geglaubt haben, bei der Darlegung derselben länger verweilen zu müssen. Jedenfalls steht das Eine fest: Friedrich liebte seine Stadt, und wenn heute dieselbe in erfreulicher Blüte und stets zunehmendem Wachsen und Gedeihen steht, so hat sie alle Aufforderung, das Andenken des Königlichen Gründers hoch zu halten und die Dankbarkeit, die sie ihm zollen muß, durch Treue und Anhänglichkeit seinem Geschlechte gegenüber zu bekunden.

Noch eine Frage dürfen wir aufwerfen: waren

*) Vergil. Aen. I., 33.
„So mühseliges Werk war des römischen Volkes Errichtung.“ (Voß).

die Bürger der jungen Pflanzstadt dem Begründer ihrer Heimstätte dankbar? Daß sie „in Devotion erstarben", forderte schon die Sitte jener Zeit. Aber war auch die rechte innere Herzensdankbarkeit vorhanden? Wir glauben behaupten zu können, ja. Bei den großen Festen, die der Hof in Charlottenburg feierte, insbesondere den „Beilagern" (Hochzeiten), die in der Regel hier stattfanden, zeigten sich Regungen derselben. So feierte man insbesondere die Hochzeit des Kronprinzen im Jahre 1706 drei Tage lang mit: Ehrenpforten wurden erbaut und am zweiten das neue Rathhaus festlich erleuchtet. Noch mancher Bürger entsann sich in späterer Zeit, wie der König mit ihm persönlich gesprochen und wie er selbst sich eingehend mit den Verhältnissen der Stadt beschäftigt habe. Und so wurde das Andenken an den Gründer Charlottenburgs im Herzen bewahrt und einer späteren Generation überliefert.

Das „Stätlein“ Charlottenburg.

(1713—1770).

Glückliches Stätlein! so ruft Bekmann*) um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus, das in 35 Jahren weder von einer Feuersbrunst noch von Pestilenz oder anderem schweren Unglück heimgesucht wurde.“ Allerdings hatte der Magistrat des Jahres 1740 an den gelehrten Professor nichts weiter zu berichten gehabt, als daß im Jahre 1730 Heuschrecken aus Polen gekommen wären, wie eine Wolke erschienen seien und mit ihrem Schatten den Erdboden dunkel gemacht hätten; daß ferner im Jahre 1739 der Blitz in das Schloß eingeschlagen sei, aber keinen Schaden angerichtet habe, endlich daß 1740 ein besonders strenger Winter gewesen sei.

*) S. die Anmerkung S. 36.

Ja! Glück hat Charlottenburg immer gehabt, wenn auch das Stillleben vielleicht nicht zu allen Zeiten so idyllisch gewesen sein mag, wie wir es uns gern nach jenem Ausspruche vorstellen möchten. War doch der Zustand der Straßen jämmerlich, da es an einer planmäßigen Entwässerung derselben fehlte; leiteten doch einzelne Einwohner, weil sie sich nicht zu helfen wußten, das ihre Häuser bedrohende Wasser durch die Straßen nach der Karpfenteichwiese, während andere ihre Häuser mit einem Damm umzogen, wodurch wieder die Behausungen Dritter einer Ueberschwemmung ausgesetzt wurden, und befanden sich doch noch Sümpfe inmitten der Stadt, welche, wie z. B. in der Berlinerstraße, durch Holzbrücken passierbar gemacht werden mußten. Am wohlsten befand sich bei solchen Zuständen das Vieh. Rinder und Hammel weideten das aufsprießende Gras friedlich ab, und Gänse und Enten schwammen friedlich auf den sich bildenden Tümpeln umher. Auch der Wohlstand der Stadt wollte nicht gedeihen. Viele Häuser mußten subhastiert werden, nicht wenige Grundstücke waren mit Hypotheken belastet und eine beträchtliche Anzahl von Handwerkern und Arbeitern war fortgezogen, weil es an Verdienst mangelte. Die Einwohner nannten sich daher selbst in einer Bittschrift an den König: „Wir arme notleidende und in den letzten Zügen lie-

gende Leute.“ Indessen schon war ein Helfer in der Not nahe.

Am 25. Februar 1713 hatte Friedrich I., der Gründer und Wohlthäter Charlottenburgs, nach fünfundzwanzigjähriger Regierung die Augen zur ewigen Ruhe geschlossen. Es folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm, der in den letzten Lebensjahren seines Vaters schon häufig an dessen Stelle in der Leitung und Verwaltung der Königsstadt getreten war. Aus dem frischen Jüngling, der einst in den Opern seiner Mutter Sophie Charlotte mitgewirkt, der zum Ergötzen der Zuschauer auf dem Maskenfest in Lützenburg den Taschenspieler gemacht hatte, war ein ernster Mann geworden. Nicht zwar hatte er die hochfliegenden Pläne seines Vaters, aber statt dessen besaß er praktischen Sinn und war ein guter Christ, ein trefflicher Wirt und ein wohlmeinender, wenn auch oft rauher und strenger Vater. Erstere Eigenschaften lernte sein Land, letztere seine Familie kennen. War ihm doch nach dem Tode zweier Kinder ein Jahr vor seiner Thronbesteigung sein großer Sohn Friedrich geboren worden.

Jugenderinnerungen machten ihm Charlottenburg lieb und wert. In dem schönen Schloßpark erging er sich gern nnd oft. Aber ihn zog nichts an, was nicht auch nützte. Daher wurden die Wasseranlagen des Gartens im Jahre 1718

zu einem Teiche umgestaltet, dessen lebendige Bewohner Speise in die Hofküche liefern sollten. Eigenhändig setzte er jene Karpfen in das neu geschaffene Wasserbecken, deren bemooste Häupter wohl noch manchem von der älteren Generation in der Erinnerung sind, wie sie auf das Läuten der Glocke erschienen, begierig, den zugeworfenen Bissen zu verschlingen.

Friedrich Wilhelm übernahm als Vermächtnis von seinem Vater die Fortsetzung des Kirchenbaues. Der Lieutenant von den Ingenieuren und spätere Oberbaudirektor Gerlach, welcher auch die Böhmische und die Dreifaltigkeitskirche in Berlin gebaut hatte, führte denselben aus. Es wurde an ihm nichts gespart. Insbesondere bewunderte man den Dachstuhl als ein wahres Meisterstück. Die Kanzel war von einem Charlottenburger, dem Hoftischler und Kirchenvorsteher Bartsch, ausgeführt und galt als die schönste der Kurmark. Allein der Turm war äußerst schlecht und klein ausgefallen. Wie das Gerücht in späterer Zeit erzählte, sei das Fundament zu einem großen und schönen Turm gelegt worden, auch hätte Friedrich I. das Geld dazu angewiesen gehabt, die Bauherrn hätten den Turm aber in Champagner vertrunken. Als nun die Kirche nahezu vollendet gewesen sei, habe es an Geld gefehlt, und da der sparsame junge König nichts

habe hergeben wollen, sei der kleine Turm aufgesetzt worden, ein Bau, der schon früh nach Norden zu sich senkte, aber noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts stand. Da auch für Uhr und Glocken das Geld fehlte, so entnahm man beides dem Rathause und brachte es in dem Turme an.

Am 16. p. Trin. des Jahres 1716 wurde die Kirche eingeweiht, ohne daß dieselbe im Innern ganz fertig gewesen wäre. Der einweihende Geistliche, der Probst Rolof von der Friedrich-Werderschen Kirche in Berlin, der Schwarze genannt zum Unterschied von einem Namensvetter, mußte daher auf einer Leiter die Kanzel besteigen.

Durch die Kirche erhielten die Bürger allerdings einen Ort, wo sie sich Trost in ihrer Not holen konnten, der Not selber war aber dadurch nicht abgeholfen. Gewohnt, alles Königlicher Gnade zu verdanken, wandten sie sich daher wiederum an den Thron. In einer Vorstellung vom 7. September 1713 machten sie dem jungen König ein so trübes Bild von ihren „bekümmerten und nahrlosen Zuständen“, daß dieser die Sache ernstlich anzugreifen beschloß und eine genaue Untersuchung befahl. Die ganze Beamtenmaschine der Etats-, Kammer- und Hofräte wurde in Bewegung gesetzt, auch der Oberjägermeister befragt. Die Gutachten der betrauten Räte, unter

denen wir dem aus früherer Zeit wohlbekannten Krako begegnen, auch das des Oberjägermeisters von Hertevelt, welcher früher darauf hingewiesen hatte, daß die Charlottenburger nicht als Bauern sondern als Bürger zu behandeln seien, fielen zu Gunsten Charlottenburgs aus. Nun entschloß sich der König, helfend und fördernd einzugreifen, und es ist sein großes Verdienst, daß er die Stadt, welche bisher von Königlicher Gnade abhängig gewesen war, auf eigene Füße stellte und sie dadurch selbständig und unabhängig machte.

Es zeigte sich, daß 179 Grundstücke mit Ackerparzellen — mit dem Försterhause, dem auch Acker und Wiese zugelegt war — 180 in Charlottenburg sich befanden. Diesen wurden nun im Jahre 1717 an Acker 2 Morgen und an Wiese 1 Morgen zugelegt und am 22. November ausgeteilt. Zu diesen fortan sogenannten „alten Stellen" sollten nach der Bestimmung des Königs noch neue Hausstellen kommen, soweit das noch unbebaute Terrain der Stadt es gestattete. Die Kunde hiervon verbreitete sich schnell unter den Umwohnenden. Neue Ansiedler zogen, durch die Aussicht auf den mühe- und kostenlosen Erwerb eines eigenen Besitztums gelockt, herbei und siedelten sich in den noch nicht bebauten Straßen an. Alsbald dehnte sich die Stadt bis zur Circumwallationslinie aus, wodurch

die jetzige Wallstraße entstand. Es waren 91 „neue Stellen", welche auf solche Weise entstanden. Die neuen Ansiedler erhielten zwar Hausstellen, aber es wurden ihnen anfänglich kein Acker und keine Wiesen zugeteilt, auch ihnen zugleich bedeutet, daß sie sich darauf keine Hoffnung zu machen hätten.*) Im Frühjahr des Jahres 1719 fand abermals eine Ackerverteilung statt, welche aber wiederum nur den „alten Stellen" zu Gute kam, und sogar nur den Wohlhabendsten und Strebsamsten unter den Ackerbesitzern den Besitz mehrte. Infolge dessen entstand unter den leer Ausgegangenen eine heftige Mißstimmung, welche sich bei dem grobkörnigen Menschenschlag, der einen großen Teil der neuen Bevölkerung bildete, in Zornausbrüchen den Königlichen Räten gegenüber entlud. Trotz der Klagen derselben über die „Impertinenz", mit der man ihnen hier begegnete, ließ sich im Jahre 1720 der König noch einmal bewegen, Acker zu verteilen, und diesmal erhielten auch die neuen Stellen Acker.

Nach dem öfters angezogenen Bericht des Magistrats vom Jahre 1740 hat der König sogar noch mehr gethan und nicht nur in den Jahren 1714, 19 und 20, sondern auch in den Jahren 1721 und 23 der Stadt Äcker und Wiesen

*) Vgl. das Patent einer solchen neuen Stelle in Beilage V.

zugelegt. Aus einem Aktenstück im Geheimen Staatsarchiv über „streitige Hütung" ersehen wir aber, daß Wiesen auch im Jahre 1718 zugeteilt wurden, unter denen die Ländereien jenseits der Spree, insbesondere der Nonnendamm, sich befanden. Diese Landstriche wurden lange Zeit den Charlottenburgern durch ihre Nachbarn streitig gemacht, die behaupteten, sie hätten seit unvordenklichen Zeiten hier die Hütung gehabt. Zu diesen gehörten Tegel, Daldorf, Pankow, der Wedding; auch das Amt von Schönhausen „intendirte" darauf; am allerheftigsten aber behauptete sein altes vermeintliches Recht das Amt in Spandau, ja der Amtmann ging sogar so weit, die weidenden Rinder der Charlottenburger zu pfänden. Kabinetsbefehle mußten ergehen, um das Recht den bedrängten Bürgern zu sichern. Nichtsdestoweniger brach der Streit immer wieder von neuem aus,*) bis endlich eine Kabinetsordre vom 23. Juli 1755 die Rechtsstörer ein für alle Mal zur Ruhe verwies.

Die so mit Landbesitz ausgestatteten Bürger schlossen sich nunmehr enger zusammen und bildeten in Vertretung ihrer Interessen eine Gemeinschaft, die später in der sogenannten Ackerkommune, welche bis in die neuesten Zeiten hinein bestanden hat, noch hervortrat.

*) Die Akten haben Verhandlungen von den Jahren 1724, 27, 32, 33, 45, 46, 55.

Friedrich Wilhelm erkannte wohl, daß das Gemeinwesen der Stadt nur durch kräftigen Zuwachs an Bürgern erstarken konnte. Deshalb that er im Jahre 1720 einen bedeutungsvollen Schritt und verleibte das Dorf Lützow in die Gemeinde Charlottenburg ein. Die unfreundlichen und eigennützigen Nachbarn, welche den städtischen Acker widerrechtlich für eigenen Nutzen zu verwenden gestrebt hatten, wurden nunmehr aus Bedrängern Mitbürger. Blieb auch noch lange ein Gegensatz zwischen der Urbevölkerung, den Neubürgern und den Bauern von Lützow bestehen, so konnte es doch nicht fehlen, daß die Gemeinschaft der Interessen bald die Gemüter auf ein Ziel hinlenkte und den ersten Pulsschlag eines sich regenden Gemeingeistes fühlbar machte.

Noch eine Schenkung Friedrich Wilhelms müssen wir erwähnen. Es ist das die vom Jahre 1719, wo er ein Brauhaus der Stadt zu eigen gab. Dies befand sich auf dem jetzigen Terrain der Flora. Die „Brauhofstraße" erinnert mit ihrem Namen noch heut an das Vorhandensein desselben in jener Gegend. Auch eine Brauordnung gab er der Stadt, welcher die 25 Brauberechtigten unterworfen sein sollten.

Wodurch aber der König vor allem die Stadt selbständig machte, das war, daß er ihr einen eigenen Magistrat gab. Die Akten über diese

wichtige Angelegenheit sind vollkommen erhalten, und lohnt es sich in der That, einen Einblick in dieselben zu thun.

Der König hatte in dieser Sache, welche er für wichtig nnd notwendig hielt, Bericht erfordert. Dieser erfolgte unter dem 3. Oktober 1720. Es heißt in demselben: „Ew. Königl. Maj. Hofrat Fromme hat in seinem abgestatteten Bericht wegen der Stadt Charlottenburg unter anderen angeführt und vorgestellet, was gestalt, da die Stadt durch den neuen Anbau größer geworden, darauf zu gedenken sei, daß das Polizeiwesen in bessere Versorgung gebracht werde. Und weil bishero daselbst nicht wie in anderen kleinen Städten ein ordentlicher Magistrat befindlich, sondern die beiden Hofräte Schmeil und Kracko des Magistrats Stelle versahen, selbige aber nicht zur Stelle, sondern hier in Berlin wohnen, so hält er unvorgreiflich dafür nötig zu sein, mit der Zeit einen ordentlichen Magistrat daselbst zu bestellen, welcher aus zweien Bürgermeistern, davon der eine zugleich Richter mit wäre, und vier Ratsmännern, von welchen der eine Kämmerer mit sein könnte, bestehen möchte, damit solchenfalls unter Aufsicht des Commissarii loci das Polizeiwesen in Ordnung gebracht, auch so oft es nötig, reguliret und von dem Magistrat darüber gehalten werden könnte.“ Der Bericht ist von vielen Namen mit zum

Teil unleserlichen Unterschriften unterzeichnet. Die Hofräte Schmeil und Kracko wurden nunmehr durch Königlichen Befehl ihrer Funktionen enthoben, Hofrat Fromme aber wurde beauftragt, geeignete Subjekte für die Magistratsstelle vorzuschlagen. Es wäre nun wohl das Natürlichste gewesen, daß zum Justizbürgermeister d. h. demjenigen, welcher Recht sprechen sollte, der in der Stadt bereits fungierende Richter Schierholtz genommen wurde. Gegen diesen waren aber bereits damals so viel Beschwerden eingelaufen, daß man trotz Frommes Vorschlag von demselben glaubte absehen zu müssen.*) So wurde denn ein Magistrat vorläufig ohne Litteraten gebildet und erlangte unterm 20. November 1720 die allerhöchste Konfirmation. Die ersten Bürgermeister und Ratsmänner, welche Charlottenburg auf solche Weise erhielt, waren:

1) Daniel Friedrich Habichhorst, erster Bürgermeister,
2) Johann Heinrich Pramann, Acciseeinnehmer, zweiter Bürgermeister,

*) Der König machte eigenhändig die Randbemerkung: „ist ein schurk.“ — Der Hofzahnarzt und Operateur Schoppe hatte sich zu dem Amt eines Bürgermeisters gemeldet und vorgegeben, der König selbst habe ihm ein solches versprochen. Der König machte dazu die Bemerkung, „abzuweißen“. Schoppe besaß ein Haus in Charlottenburg (Berlinerstr. 74). Ein anderes baute er später und verloste es mit Königlicher Genehmigung.

3) der Materialist Christoph Balcke, } Rats-
4) der Gelbgießer Gottfried Berger, } männer.
5) der Brauer Georg Weber, }

Hofrat Fromme erhielt den Befehl, dieselben zu introduzieren und im Beisein der Bürgerschaft in „gewöhnliche“ Pflicht zu nehmen, was auch in den ersten Tagen des Jahres 1721 geschah. Schierholtz sollte noch einstweilen in seinem Richteramt bleiben, aber schon unter dem 15. März 1721 sehen wir ad interim, auch in eventum, (vorläufig, auch auf Probe) als Richter bestellt Heinrich Witte, welcher sehr bald der Regent Charlottenburgs werden sollte. Unter dem 17. Januar 1712 verließ unter Sr. Majestät eigenhändiger Unterschrift auch ein Reglement das Königliche Kabinett, nach welchem die Stadt durch einen Magistrat in Justiz-, Kämmerei-, und Polizei-Sachen regiert werden sollte. Hofrat Fromme mußte dasselbe in Gegenwart der Bürgerschaft publizieren und erhielt den Befehl, darauf zu sehen, „daß demselben in allem gebührend nachgelebet werde.“ Aus den verständigen und wohlmeinenden Bestimmungen desselben heben wir als allgemein interessant hervor: Der erste Bürgermeister hat die Aufsicht auf Kirchen und Schulen, „in soweit sich des Magistrats Einsicht erstreckt, und zu sorgen, daß solche mit tüchtigen Leuten besetzet, die Jugend wohl erzogen, auch

die Armen versorget werden." Der zweite Bürgermeister hat außer der Kämmerei die Aufsicht auf das Polizeiwesen, „daß die Stadt mit nöthigen Viktualien versorget, bei solchen richtiges Maß Elle und Gewicht gebrauchet, Fleisch-, Bier- und Brottaxen zu gehöriger Zeit gemachet und darüber gehalten und die Leute nicht vervortheilt werden".*) Von den Ratsmännern wurden zwei als Assessores dem Richter adjungiert, dem zweiten Ratsmann aber aufgegeben, über das Brauwesen zu wachen, „daß gutes Malz gemachet, und gesund wohlschmeckendes Bier gebrauet werde". Die bei den Zunftversammlungen der Gewerke ex officio anwesenden Ratsmänner hatten dahin zu wirken, „daß bei solchen Auflagen alle Fressereien und Schmausen abgestellet werden" u. a.

Als Revenüen der Ratspersonen wurden ausgesetzt 1) die, welche bereits Hofrat Schmeil bezogen hatte, 2) die Fischerei auf dem Lietzowschen Bartsch-, Teufels- und Pech-See, 3) das Einlagegeld gleich in anderen Städten. Es war auch

*) Unter dem 9. Juli 1802 erließ Friedrich Wilhelm III. eine Verordnung, es solle wöchentlich eine Brot- und Semmeltaxe festgesetzt und dieselbe nicht willkürlich von den Bäckern überschritten werden. Diese Verordnung ist, wenn auch zeitgemäß, heute freilich nicht mehr in Kraft.

noch die Fischerei auf dem Karpfenteich in Vorschlag gebracht worden, der König hatte aber eigenhändig die Randbemerkung gemacht: „geht alles, aber karpendeich ist mein.“*) Dieser Karpfenteich (die Karpfenteichwiese in der Stadt) wurde später, als er ausgetrocknet war, den Lützowern gegen einen Kanon von 6 Thlr. angeboten, auf welches Erbieten diese aber nicht eingingen.

So war denn der Magistrat installiert und konnte im Rathhaus tagen. Da aber nichts Schriftliches über den Besitzstand des Hauses ausgefertigt war, so wandte sich die Aufsichtsbehörde dieserhalb an den König, der nunmehr das Rathaus, „wie es conditioniret und inwendig beschaffen war,“ der Stadt als „donation“ gab, zugleich mit dem dahinterliegenden Garten und dem dabei befindlichen Schießhause. An diese Schenkung knüpfte sich eine ergötzliche Fehde zwischen dem ersten Bürgermeister und dem Hofrat Kracko. Nach Übergabe des Rathauses nämlich kam der Hofrat und wollte die kostbaren Hautelissetapeten abnehmen lassen. Diesem Beginnen widersetzte sich aber der neue Bürgermeister aufs energischste, wobei ihm der Wortlaut der

*) Sowohl diese, wie die in obiger Amerkung mitgeteilten, eigenhändigen Randbemerkungen befinden sich originaliter in den Magistratsakten.

Donation zur Seite stand, und deckte den Eingang zu den tapezierten Zimmern mit seinem Leibe, gleich als gölte es die heldenmütige Verteidigung eines Engpasses. Indessen dieser Heldenmut des modernen Leonidas sollte mit einer unblutigen Niederlage enden. Nach heftigem Streit von beiden Seiten kam die Sache vor den König, welcher Herrn Habichhorst anwies, dem Krako nicht ferner hinderlich zu sein, oder ernster Beachtung und Bestrafung seiner Widersetzung gewärtig zu sein.*)

Gleichzeitig mit dem Antrag auf Schenkung des Rathauses war auch der Antrag beim Könige eingebracht worden, dem Magistrat, gleichwie in anderen Immediatstädten, das Patronatsrecht über die Kirche zu verleihen. Der König hatte indessen denselben zurückgewiesen, und zwar wieder mit einer eigenhändigen Randbemerkung: „ius patronatus behalte vor mir.“ Als aber im Jahre 1724 ein neuer Prediger eingeführt werden sollte und die Kosten für die Introduktion im Betrage von 51 Rthlr. 2 Silbergr. 4 Pf. dem Patronatsherrn abverlangt wurden, entschloß sich der sparsame König nach Befragung der Kurmärkischen Kammer, dem Magistrat sein Recht als Patron abzutreten, jedoch unter der Bedingung,

*) Auch hier resolvierte Friedrich Wilhelm eigenhändig: „Die Möbels seyn mein.“

daß er fürs Künftige von allem extraordinärem Beitrag „übersehen" bleiben möge.

So hatte Friedrich Wilhelm die Stadt nach allen Richtungen auf eigene Füße gestellt, und diese durfte in ihm mit Recht ihren zweiten Gründer verehren. War die Stadt früher mehr eine königliche Hofhaltung gewesen, so war sie jetzt in der That eine Immediatstadt geworden, und zwar mit einer Stadtleitung, welche nur der Überwachung des Zoll- und Accisedirektors unterlag und wenig in ihrer Selbstständigkeit beschränkt wurde. Accisedirektor war aber damals der uns wohlbekannte Hofrat Fromme, der das aus allen seinen Handlungen hervorleuchtende Wohlwollen auch später der Stadt bewahrte. Es kam auf die Probe an, ob diese sich der errungenen Selbstständigkeit auch würdig zeigen würde.

Was nun die Verbesserung der Straßen anbetrifft, so geschah hierin wenig. Der untere Teil der Schloßstraße blieb sumpfiges Terrain, von dessen Beschaffenheit der Name „Inselgarten" uns noch heute erzählt; die Berlinerstraße wurde auch in den ersten Jahrzehnten nicht entwässert und behielt ihre alten Bohlenwege. Dagegen mehrte sich die Zahl der Häuser. Es waren im Jahre 1722 an Häusern mit Ziegelbedachung 220, mit Strohdach 97, im Jahre 1730 waren von letzteren nur noch 9, im Jahre 1740 nur noch eins

vorhanden, dann verschwinden diese gänzlich. Dagegen waren Häuser mit Ziegeldächern:

im Jahre	1740	281
	1750	301
	1770	308.

Scheunen gab es:

1722	86
1730	102
1740—50	123
1770	137.

Wüste Stellen waren:

1722	34
1730	11
1740	7
1750—70	9.

Die Einwohnerzahl, welche im Jahre 1722 ungefähr 1600 betragen hatte, stieg nur mäßig. Es waren Einwohner

im Jahre	1730	1636
	1740	1680
	1750	1754
	1770	1738.

Über die Stadt wird 1740 berichtet: Dieselbe hat 5 Ausfahrten, eine gegen Morgen, eine gegen Abend, eine gegen Mittag. Nur 3 halten die Landstraße, eine geht über die Spreebrücke, eine andere zwischen Lützow und der Stadt nach Berlin, die nach Westen geht nach Spandau. Südwärts

ist die Stadt mit Scheunen umgeben. — Übrigens wurde von den Bürgern lebhaft agitiert, daß die alte Treckschuytenverbindung nach Spandau wieder in Gang käme.

Ein Schulhaus wurde noch immer nicht erbaut. Um 1740 verzeichnet der Magistrat, daß eine Baustelle neben der Stadtkirche für dasselbe bereit läge. Indessen habe Se. Kgl. Maj. dem Schulbedienten und Stadtküster „zur Wohnung und zum Schulehalten auf dem alten Stallplatz Logiementer Allergnädigst verwilliget."

Der erste Jahrmarkt in Charlottenburg war am 55. Geburtstage Friedrich I. (13. Juli 1712), dem Tage, wo der Grundstein zur Kirche gelegt wurde, abgehalten worden; indessen hatten sich wegen der Nähe von Berlin und Spandau mehr Verkäufer als Käufer eingestellt. Wahrscheinlich bezieht sich auf diesen eine Notiz bei Bekmann ohne Angabe der Jahreszahl, daß zu einem großen in Charlottenburg abgehaltenen Markte selbst Goldschmiede aus Nürnberg und Augsburg gekommen seien, und daß Majestät und der ganze Hofstaat auf demselben gekauft habe.

Ein Jahrmarkt war in jenen Zeiten ein Hauptfest der Bevölkerung, wie er dies in kleineren Städten auch noch heut zu Tage ist. Zur Abhaltung eines solchen bedurfte es aber Königlicher Genehmigung. Einer solchen begegnen wir aus

dem Jahre 1717, wo zum bevorstehenden Geburtstag des Königs (den 12. Juli) durch Königliche „resolution“ die Abhaltung eines Jahr-Markts erlaubt wurde.

Im Jahre 1723 trat der bereits seit einiger Zeit als Richter thätige Herr Witte in den Magistrat, um in demselben alsbald die Seele zu werden. Er übernahm die Akten, welche bisher sich angesammelt hatten, von Habichhorst, um sie aufzubewahren und weiter zu führen; der Umstand aber, daß auffallend wenig Schriftstücke aus seiner Zeit und mit seiner Unterschrift vorhanden sind, läßt schließen, daß er es mit Führung der Protokolle nicht gerade sehr genau genommen habe. Zur Hebung der Stadt geschah durch ihn wenig. Man gewöhnte sich nach und nach, die Sachen gehen zu lassen, wie sie wollten, und in den Tag hinein zu leben.

Auch bei den Einwohnern ließ die Spannkraft nach. Man vernachlässigte den Ackerbau, zumal auf andere Weise Geld leichter zu verdienen war. Wurden doch im Königschloß noch immer glänzende Feste gefeiert und erschienen doch von Zeit zu Zeit gekrönte Häupter — so 1723 der König von England, 1728 Friedrich August von Polen —; die Berliner aber konnten es sich nicht versagen, zu den Feierlichkeiten hinauszueilen, um die Fürstlichkeiten anzustaunen. Da gab es etwas

zu verdienen durch Aufnahme und Bewirtung, vor allem aber durch Fahrten. Und so begann schon damals jene famose Industrie der Rossenlenker, die später sich zu einem eigenen Erwerbszweige ausbilden sollte. Wer von der älteren Generation entsinnt sich nicht noch jener abenteuerlichen Originalgestalten in blauem Mantel mit antediluvianischer Kopfbedeckung, die am Brandenburger Thor ihren Stand hatten und jeden Vorübergehenden anhielten, um ihn zu nötigen, sich in die altersschwache Kalesche einzupferchen und von der ihrem Rufe Ehre machenden Mähre fortschleppen zu lassen?

Und auch noch auf andere Weise war Geld zu verdienen. Wie arm auch das auf altem Dünensand gegründete Charlottenburg sein mochte, einen Reichtum hatte es doch. Es war nämlich steinreich und konnte mit diesem Reichtum der Hauptstadt dienen. Als nämlich die Friedrichsstadt erweitert und die Dorotheenstadt erbaut wurde, da lieferte Charlottenburg von seinen Schätzen, die es dem Acker entnahm, nach Berlin, freilich häufig ohne die durch Fortnahme der Steine entstandenen Lücken auszufüllen. Die Steine wurden nach Berlin gefahren durch jene elenden Mähren, die, eigens zu diesem Zweck aufgekauft, den Schinder oft nach Charlottenburg führten und den Ruf

des Charlottenburger Pferdes im Sprüchwort haben verewigen helfen.

Ein Zeichen fortschreitender Entwickelung der Verhältnisse dürfen wir darin erblicken, daß im Jahre 1742 die erste Apotheke errichtet werden durfte. Dieselbe war — charakteristisch für die Zeit — mit einem Materialwarenladen verbunden. Der leichte Verdienst hatte neben der Vernachlässigung des Ackerbaues auch die Folge, daß man sich an ein müßiges und leichtfertiges Leben gewöhnte. Und in diesem entwickelte sich nach und nach jene Derbheit und jener kecke, groteske Humor des Charlottenburgers, der in einzelnen naturwüchsigen Repräsentanten noch bis in die neueste Zeit hinein angestaunt werden konnte. Nebenher bildete sich ein Antagonismus gegenüber dem Berliner heraus. Schon die ersten Berührungen der Einwohner beider Residenzstädte waren nicht gerade freundlicher Art gewesen. Denn die Berliner hatten die Charlottenburger gepfändet, weil sie auf streitigem Terrain das Vieh gehütet hatten. Jetzt kamen beide in zu enge Berührung, um nicht dem Berliner seine gewaltige Ueberlegenheit über das rauhe und derbe Geschlecht jener Rosselenker, Viehmäster und Weißbierwirte — denn als solche erschienen ihnen die Charlottenburger — klar vor Augen zu führen. Seit jener Zeit gewöhnte sich der Spreeathener, die Bewohner seiner kleinen

Nachbarstadt über die Achsel anzusehen, und so trat die seltsame Erscheinung ins Leben, daß der Berliner zwar sein Charlottenburg hoch und teuer hielt, er aber den Bewohner der geliebten Stadt belächelte und bespöttelte, eine Erscheinung, deren Abglanz wir, gestehen wir es uns aufrichtig, nicht selten noch heute unter ganz veränderten Verhältnissen wahrnehmen können. Und auch der Charlottenburger sah mit Stolz auf seine berechtigten Eigentümlichkeiten und verlachte den hochmütigen Berliner, dem er sein Geld abnahm, ohne daß er etwas von seiner Naturwüchsigkeit und Derbheit ihm gegenüber aufzugeben brauchte.

Auch in den höheren Kreisen Charlottenburgs scheinen Lebensgewohnheiten und Umgangsformen an Feinheit manches zu wünschen übrig gelassen zu haben. War es doch eine rauhe, nüchterne Zeit, jene Zeit Friedrich Wilhelm I., wo der aufs Praktische gerichtete Sinn der Bürger fast nur in kleinlichen häuslichen Sorgen aufging! Aber konnte es wohl anders sein in den Jahrzehnten, wo vom Throne alles ausging und abhing, wo alle Versuche der Bürger an öffentlichen Angelegenheiten sich zu beteiligen an dem „rocher de bronce der Souveränität" hätten scheitern müssen? Während man nach oben hin „in Devotion und allerunterthänigster Submission erstarb," war man nach unten hin rauh, derb, ja grob. Für Lebens-

gewohnheiten, Umgangsformen und Unterhaltungen aber war das Tabakskollegium des wegen seiner trefflichen Eigenschaften und wegen seiner das Staatswohl fördernden Regierung so hochgeachteten und verehrten Monarchen Muster und Vorbild. War ein solcher Einfluß überall im Lande zu spüren, so mußte dies in Charlottenburg um so mehr der Fall sein, als die Nähe des Hofes und die persönlichen Beziehungen der einzelnen zu den höchsten Personen noch besonders dazu einluden. Einige Kulturbilder ersten Ranges aus unserm „Stätlein" mögen diese Erscheinung illustrieren.

Der consul dirigens Herr Witte war ein Repräsentant solcher Gattung von Gewalthabern in kleinen Städten, die, von Selbstgefühl geschwellt, eben so rücksichtslos nach unten glaubten verfahren zu dürfen, als sie selbst oft von oben behandelt wurden, und die, stets zur Opposition geneigt, diese ihre Neigung in jenem „Querulieren" entluden, welches den Allerhöchsten Zorn erregen mußte, andererseits es aber auch verstanden, zu rechter Zeit den Rücken zu krümmen. Wie wir es bei solchen Männern, die draußen groß sind, häufig finden, war er im Hause klein. Er stand gründlich unter dem Pantoffel seiner, übrigens sehr tüchtigen, Hausfrau und gab wohl auch in städtischen sowie kirchlichen Angelegenheiten den Wün-

schen derselben mehr als billig nach. Um sich aber für das böse Wetter daheim zu entschädigen, that er sich häufig im Wirtshause etwas zu gute, und nicht selten kam es vor, daß seine Beine den Weg nach Hause nicht mehr recht finden wollten. Als er nun einst in ähnlicher Verfassung unter den Tisch gesunken war, hoben ihn seine Zechkumpane auf, hüllten ihn in Sterbegewänder und trugen ihn unter Absingung von Sterbegesängen vor das Haus der gestrengen Frau Richterin, die wohl oder übel ihre Gardinenpredigt auf den folgenden Tag verschieben mußte. Erinnert eine solche Scene nicht schlagend an manche ähnliche im Tabakskollegium?

Herr Witte, als „Tyrann" von Charlottenburg, fühlte sich selbstverständlich hoch erhaben über den pastor loci und schaltete ohne dessen Zuziehung über Armengelder, suchte auch überhaupt die Bedeutung des magistratualischen Patronatsrechts ihm recht fühlbar zu machen. Da war er aber bei dem Pfarrer, Herrn Baumann, an den unrechten Mann gekommen. Der Streit fand seinen Austrag bei einer Kirchenreparatur. Unter den Kirchenstühlen befand sich auch der Pfarrstuhl, für den zwei Bänke bestimmt waren. Aus irgend einem Grunde hatte man nun beide Bänke durch einen Stuhlscheid trennen lassen. Dies paßte aber dem Herrn Pfarrer durchaus

nicht, und so entwickelte sich denn hieraus eine Machtfrage. Der Pfarrer ließ den Scheid niederlegen; der Magistrat stellte ihn wieder her, der Pfarrer sägte ihn eigenhändig ab, und zum zweiten und dritten Male wurde er wieder aufgerichtet. Auch die direkte Weisung des Konsistoriums, die infolge der „gravamina“ des Magistrats an Baumann erging, den Scheid wieder herstellen zu lassen, fruchtete nichts. Als endlich ein vom Magistrat an einem Sonnabend hergerichteter Scheid früh am Sonntag gleich den früheren wieder niedergesägt war, mußte ein besonderer Kommissarius nach Charlottenburg kommen. Dieser brachte denn auch einen Vergleich zu stande, der dahin ging, daß der pp. Baumann die Kosten des niedergelegten Stuhlscheides zu bezahlen habe, daß aber magistratus den Scheid nicht wieder herstellen lassen dürfe. Als nun später der Magistrat sich einen eigenen Kirchenstuhl machen lassen wollte, ohne mit dem Pfarrer Rücksprache genommen zu haben, verbot letzterer den Handwerkern die Verfertigung eines solchen mit dem Bescheide: „wolle magistratus einen eigenen Stuhl haben, so solle er sich solches beim Consistorio ausmachen oder der Kirche 60 Thlr. für den Platz zahlen.“ Inzwischen ließ der Magistrat, da Baumann den Kirchenschlüssel nicht herausgab, sich einen eigenen Schlüssel machen und an dem

Stuhle arbeiten. Aber Baumann eilte in die Kirche, nahm den Schlüssel, welchen die Arbeiter hatten liegen lassen, weg und gab ihn, als sie ihn am folgenden Morgen wieder haben wollten, nicht heraus. Herr Witte schäumte und schrieb an den Rand des betreffenden Berichts: „Himmel, das ist eine große Frechheit“ u. s. w. Als dem Baumann das Schlüsselwegnehmen nichts half, weil magistratus sich einen neuen Schlüssel machen ließ, legte er unter den Drücker ein Sperrholz, daß die Thür nicht aufging. Da holte der Magistrat endlich in Verzweiflung hierüber einen Schlosser zu Hülfe; dieser aber wurde von dem inzwischen herbeigeeilten Herrn Pfarrer mit dem Fiskal bedroht, falls er sich unterstände die Kirche zu öffnen. Auch diesmal mußte die Sache durch Vergleich geschlichtet werden, und wenn auch dem Magistrate Kirchenstuhl und Schlüssel zugesprochen ward, so wurde ihm doch gleichzeitig bedeutet, sein jus patronatus nicht zu weit zu „extendieren“.

Konnte man sich nicht an den öffentlichen Angelegenheiten des Staates beteiligen, so gab es doch einen Ort, wo dem Bedürfniß der einzelnen, mitzureden, Genüge gethan werden konnte. Es war dies die Kirche. Bestand doch damals noch, wie wir bereits erwähnt haben, jene unglückselige Scheidung zwischen Reformierten und Lutheranern, und das Gotteshaus der Stadt war eine

Simultankirche für beide Konfessionen. Was Wunders, daß die 3 oder 4 reformierten Familien, welche Gefahr für ihr Seelenheil von den lutherischen Ketzern fürchteten, einen eigenen Prediger verlangten! Man schickte denn auch von Berlin aus alle vier Wochen einen solchen, welcher die Kommunion in der Hauptkirche abhielt, während der ketzerische Prediger in Lützow predigte. Nun verlangten sie aber auch einen eigenen Schullehrer und erhielten diesen auch in einem reformierten Kandidaten, der bereits ordiniert worden war. Als aber dieser actus ministeriales (Trau- und Taufakte) vornahm, da erhob sich gewaltiger Lärm seitens des Pastors und des Magistrats, so daß wiederum die Behörde eingreifen mußte.

Auch die Wahl des lutherischen Pfarrers gab wohl Veranlassung, das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten zu bethätigen und wirbelte bisweilen viel Staub auf. Wenn dann aber der Magistrat sein Wahlrecht ausüben wollte, und der Streit der Parteien aufs Heftigste entbrannt war, dann traf rechtzeitig ein Schreiben aus dem Kabinett ein, worin es hieß: „Se. Majestät haben sich in Gnaden resolvieret, den Feldprediger X. zum Pastor in Charlottenburg zu bestellen", wie dies u. a. bei dem vorerwähnten Baumann der Fall gewesen war. Denn der kluge, sparsame und praktische König, der sein eigener Finanzminister

und sein eigener Feldmarschall war, und in dessen Generaldirektorium die Leitung sämtlicher Angelegenheiten mündete, hatte sich wohl bereit gefunden, das Patronat, sofern es Kosten verursachte, dem Magistrat abzutreten, wollte aber nicht die Pfarrerwahl in seiner Immediatstadt der Gunst oder Ungunst eines doch nicht gerade hochaufgeklärten Magistrats überlassen. Die Introduktionskosten waren aber, wie wir schon gesehen, sehr hoch. War doch der Tag der Einführung eines Pfarrers immer ein hoher Festtag für die Stadt in den damaligen Tagen. Es ist interessant, die Kosten und deren Verwendung einmal näher zu beleuchten. Diese beliefen sich im Jahre 1728, wie auch früher, auf ca. 52 Thlr., eine für die damalige Zeit sehr hohe Summe. Hiervon wurden ca. 21 Thlr. für Transportkosten des zu introduzierenden Pfarrers verwendet, 6 Thlr. erhielt der introduzierende Probst, der Rest aber war für das Festmahl und die übrigen Nebenspesen bestimmt. An diesem Festmahl nahmen 8 Personen teil. Die Speisen kosteten 3 Thlr. (pro Person 9 Groschen); an Weinen aber wurden von den 8 Herren vertilgt: 3 Flaschen Rheinwein à 16 Gr. und 12 Flaschen Ducksteiner à 21 Gr.; außerdem an Bier: 12 Flaschen Krossener à 18 Pfg. und 9 Flaschen Ruppiner à 9 Pfg. Man muß gestehen, die Herren müssen großen

Durst aus der Kirche mitgebracht und eine Leistungsfähigkeit besessen haben, gegen welche die Teilnehmer unserer heutigen Festmahlzeiten denn doch nur Kinder sind.

Die Bevölkerung nahm an solchen Tagen ohne Zweifel wacker Anteil an der Festfreude der Magistratualen, zumal sie sich bereits an ein leichtfertiges und lustiges Leben gewöhnt hatte. Durch Vernachlässigung ernster Arbeit, die eine Folge dieser Gewöhnung war, kam sie aber allmählich herab und fing an, wenn es mit dem Verdienst einmal nicht recht gehen wollte, an Allerhöchster Stelle zu „querulieren" und, wenn sie nichts erreichte — zu „raisonnieren". Und so bildete sich denn jene — übrigens harmlose — Oppositionslust der Bürger heraus, welche die berechtigte oder unberechtige Eigentümlichkeit des echten Charlottenburgers bis in unser neunzehntes Jahrhundert geblieben ist.

Friedrich Wilhelm mußte mit Unmut auf diese Stadt sehen, die er so reich beschenkt und die er auf eigene Füße gestellt hatte. Offenbar mußte er glauben, sie habe die Probe nicht bestanden. Wunderbar klingt uns nichts desto weniger die Mär, welche zu uns aus den letzten Jahren seiner Lebenszeit herübertönt, er habe die Stadt wieder zu einem Dorfe machen wollen. Die genaueste Durchsicht der Akten des Generaldirek-

toriums hat uns zwar nichts von diesem seltsamen Vorhaben entdecken lassen; dennoch muß nach dem, was wir darüber erfahren, etwas an der Sache sein. Es ist Dressel, der uns von jenem Vorsatze des Königs berichtet, ein Zeuge, der allerdings, wo er dem Magistrat oder der Bürgerschaft etwas anzuhängen vermag, nicht schwarz genug malen kann. Wir müssen schon ihm die Gewährschaft hierfür zuschreiben und lassen ihn daher selbst sprechen:

„Ich muß hier“ — so berichtet er bei der Erzählung der Ernennnng des Pfarrers Stockfisch durch Allerhöchste Resolution — „die merkwürdige Geschichte erzählen, daß Charlottenburg um diese Zeit nach des Königs Friedrich Wilhelm I. Befehl in ein Dorf hat verwandelt werden sollen. So sonderbar auch immer der Einfall Friedrich I. war, hier so nahe bei Berlin eine Stadt zu erbauen, zu einer Zeit, da es an Mitteln fehlte, sie gehörig zu dotieren, so war der Einfall doch noch sonderbarer, einen Ort, der nun über 30 Jahre für eine Stadt erklärt war, und zwar zum Andenken einer vortrefflichen Königin, und der unter so vielen Schwierigkeiten sich heraufgebettelt und gedrängt hatte — dem es nach der Menge der Häuser an hinlänglichem Acker zum Dorfe fehlte, kurz der sich nach seiner Anlage zu gar keinem Dorfe paßte — dessen erste Magistratspersonen ein Kö-

nig, ein Kronprinz und Markgrafen gewesen waren — dem feierlich alle Stadtrechte einer Immediatstadt verliehen worden, wieder zu stürzen, und aus übler Laune in ein Dorf zu verwandeln. Wie es also Se. Königliche Majestät mit dem Magistrat machte, er gab ihm das jus patronatus, um die Kosten der Introduktion zu ersparen*) und setzte doch jedesmal einen Prediger selbst ein, wenn eine Vakanz entstanden war; so wollten es Allerhöchstdieselbe auch mit der ganzen Stadt machen — ihr Stadtrecht geben und aus Ersparnis wieder nehmen. Wahrscheinlich trug das ewige Querulieren des Magistrats nicht wenig dazu bei. Immer klagten sie über Armut — alles sollte der König bezahlen und dies war endlich der König überdrüssig.

Zuerst wurden dem Magistrat viele Fragen zu beantworten vorgelegt, betreffend der Anzahl der Häuser, der Größe des Ackers ꝛc. Besonders sollte mehreren der Acker abgekauft und der sehr zerteilte Acker nur einigen gegeben werden, die übrigen Einsassen sollten Häusler werden, wie auf den Dörfern die Tagelöhner. Schemel, der Commissarius loci, versprach alles zu thun, um

*) Uebrigens färbt auch hier Dressel. Der König bezahlte in solchen Fällen, wenn der Magistrat darum bat, die Introduktionskosten, wie er selbst an anderer Stelle berichtet.

dies Unheil abzuwenden. „Wenn es dann aber nicht gehen will,“ sagte er, „dann haben wir das Unsrige gethan.“

In Charlottenburg waren 179 alte Stellen exclusive des Försterhauses, welches auch Acker und Wiese hatte, ferner 91 neue Stellen, und in Lützow 6 große und 6 kleine Bürgergüter.

Auf den alten Stellen haften 23530 Thlr., auf den neuen Stellen 2617 Thlr. und auf Lützow 1129 Thlr. Hypothekenschulden, worunter aber der 3. Teil Kindergelder sind. Sonst sind, wie es in dem Bericht heißt, in Charlottenburg Handwerke und Professionen, so eigene Privilegien erhalten, 13, Braueigene 24, davon aber 11 nur wirklich brauen und 10 Brantweinbrenner, Ackersleute 285, Tagelöhner 131, Bandmacher 1, Posamentier 1, Drechsler 1, Glaser 1.

An Mietern überhaupt 1687.

Die Accise brachte ein:

1733 —	1070 Thlr.	11 Gr.	2 Pf.
1734 —	1130 „	4 „	7 „
1735 —	1090 „	7 „	— „

Damals stand hierselbst noch keine Garnison.

Die Sache zog sich bis 1738 hin, da von der Kurmärkischen Kammer wieder der Befehl kam, den dortigen Acker und die Wiesen vermessen zu lassen.

Die Hypthekenschulden mußten einzeln aufge-

führt werden, und es beliefen sich dieselben auf 11161 Thlr. 19 Gr. 9 Pf.

Die Einkünfte der Kämmerei beliefen sich auf 129 Thlr. 2 Gr.

Es erging der Befehl zu berichten, ob Charlottenburg durch eine besondere Königliche Verordnung zur Stadt gemacht worden, und, wenn es ist,*) das Diploma einzusenden.

Magistrat machte hierauf einen Extrakt aus dem Königlichen Privilegio,**) worin es unter anderem heißt: Charlottenburg soll gleich anderen Städten der Mittelmark aller Landtagsrezesse genießen, sie künftig zu denselben mitzugezogen und ihr ein convenabler Sitz unter den Städten assignirt werden, und soll sie die gewöhnlichen Wochenmärkte als Mittwoch und Sonnabend abhalten, ihr Jahrmarkt aber u. s. w. Wird auch verstattet eine Ziegelscheune und Kalkofen, auch eine oder mehrere Mühlen allerlei Art anzulegen, desgleichen auch eine privilegirte Rats-Apotheke, einen Stadtkeller mit allerlei fremden Getränk zu verlegen, auch Fleisch- und Brod-Scharren aufzurichten u. s. w.

---

*) Man beachte die Fassung dieser und der folgenden Worte über den Extrakt aus dem Königlichen Privilegium und vergleiche das darüber Gesagte in der Anmerkung S. 77 ff.

**) Es ist offenbar die oben S. 80 ff. mitgeteilte Urkunde gemeint.

Nun erkannte Magistrat, was man mit Charlottenburg ernstlich vorhatte, und kam in große Verlegenheit, als man das Diploma nicht in actis finden konnte.

Der Commissarius loci Schemel schrieb unter dem 22. Juli 1737 an den Magistrat: „Nun soll alles wegen der Charlottenburgischen Veränderung fertig sein und heute davon berichtet werden. Wie aber die contenta lauten, weiß ich nicht. Übrigens habe ich heute meine Erinnerung, so viel mir erlaubt, wegen des ganzen Ortes, besonders aber wegen der hierbei leidenden Personen gebracht und die nöthigen Vorstellungen ihretwegen gethan, habe auch gute Vertröstungen erhalten, wenn sie nur erfüllet werden. Ich habe aber noch die Hoffnung, daß dieser Sturm, wie gestern das Gewitter in Charlottenburg, ohne sonderlichen Schaden vorübergehen werde.

„Gott sei uns gnädig," protokollierte nun ein Magistrats-Mitglied und versehe unser Bestes bei der etwa vorseienden Veränderung dieses Ortes. Ich habe alle meine Armut, so ich nach meinen Universitätsjahren, die ich in Berlin zugebracht, ehe ich zu dieser Bedienung gekommen, von meiner Eltern Verlassenschaft übrig gehabt, allhier in Charlottenburg sub spe meliorum temporum (in der Hoffnung auf bessere Zeiten) angewandt, 3 immobilia verkauft, solche respective mit vielem

Gelde aufgebaut und melioriert, habe eine Frau und fünf Kinder. Ich bitte also Euer Wohlgeboren, wie ich bereits mündlich gethan, ferner sich unserer aufs Möglichste anzunehmen und bei dem Herrn Geheimrat Reinhard und Kammerdirektor für uns sich zu intercedieren."

So in Angst war Herr Witte und zu verdenken war's ihm nicht.

Er sandte auch einen Bericht ein, worin er bat, bei dieser vorhabenden Veränderung zu considerieren, daß viele Berliner, welche hier Häuser für Schuld hatten annehmen müssen, viel verlieren würden, daß die bisherige Freiheit die Leute noch encouragiere, die Häuser in gutem Stande zu erhalten, hingegen wenn onera darauf gelegt werden sollten, alsdann Charlottenburg eine triste Figur machen würde. Wenn einige Leute den Acker abtreten und andere ihn kaufen sollten, so wäre die Frage, wer den Leuten Geld dazu geben sollte, die Häuser würden im Preise fallen und wo würden die Kreditoren bezahlt werden können u. s. w.

Der Bürgermeister Pfeil meldet unter dem 1. Mai 1739 — so lange zog sich die Sache hin —, daß er von einem membrum der Kammer erfahren, daß Se. Majestät der König von neuem unser Charlottenburg zum Dorf zu machen absolutement befohlen und er die Kammer zur Ver-

antwortung gezogen, warum die Sache liegen geblieben und nicht längstens zu stande gebracht sei. Zu Trinitatis soll unser Ende beschlossen sein und Böhmen sollen unsere Vertreiber werden.

Unter dem 5. September 1739 schrieb Magistrat an den König: „Wir haben seit Jahr und Tag allhier in größter Bestürzung gelebt, da uns hinterbracht worden, es wollten Ew. Königliche Majestät eine Veränderung mit diesem Orte vornehmen und die Stadtgerechtigkeit aufheben. Nun, Allergnädigster König und Herr! Wir, der Magistrat und die Stadtverordneten im Namen der Bürgerschaft, flehen dieselben in tiefster Demut an, daß dero gerechter Zorn nicht gleichgültig über uns ausgegossen werden möge, obwohl ein oder der andere solches verschuldet haben möchte Wir bemerken anbei, daß Ew. Kgl. Maj. Absicht dahin geht, den Ort in einen besseren Stand zu setzen und Ordnung zu regulieren, damit er bestehen und die etwa dabei noch abzulegenden Abgaben ertragen könne. Wir wagen daher nach unserer Pflicht und Einsicht einige unterthänige Vorschläge zu thun:

1) Den Acker unter 50 Bürger zu theilen, damit jeder 25 Scheffel Aussaat hätte, dann könnte jeder ohne die Accise jährlich 2 Thlr. 14 Gr. 6 Pf. zahlen, machte plus 130 Thlr. 5 Gr. Die übrigen 220 Kleinbürger gäben etwa jährlich

8 Thlr. Gartenzins, machte plus 73 Thlr. und wenn jeder von den 50 Großbürgern von 8 Hauptzug- und Molkenvieh pro Stück 2 Gr. bezahlte, machte gleichfalls 33 Thlr. 8 Pf. —. Machte jährlich in Summa 236 Thlr. 13 Gr. und dabei würde der Ort bestehen können.

2) Der Accise würde es auch zuträglich sein, wenn Magistratus erlaubt würde, eine Windmühle auf des Müllers Kosten erbauen zu lassen und die Revenüen der hiesigen Kämmerei zuzulegen, so würde solcher eher als jetzt bestehen."

Sie wurden auch einig, der Accise ein Plus zu verschaffen durch die Aussaatsteuer, Viehsteuer und Kriegsmetzgroschen.

Mit jedem Tage im Jahre 1739 stieg die Angst der Stadt und des Magistrats — aber — Seine Königl. Maj. starben 1740 und mit Ihrem Tode ward's vergessen."

Man sieht, daß Dressel bei Abfassung seines Berichtes Akten vor Augen hatte; wo dies aber der Fall ist, giebt er das darin Vorhandene, wie wir uns vielfach haben überzeugen können, treu wieder. So viel steht also fest, Friedrich Wilhelm wollte eine durchgreifende Veränderung mit Charlottenburg vornehmen. Diese betraf die Ackerverhältnisse und die Steuern. Der Verfall des Ackerbaus widersprach schnurstracks den Intentionen, die er bei seinen großherzigen Ackerausteilungen

vor achtzehn bis zwanzig Jahren gehabt hatte. Damals wollte er eine Ackerstadt als Vorort von Berlin schaffen, welche vielleicht im stande wäre, auch Lebensmittel nach der Hauptstadt einzuführen. Jetzt fand er eine Stadt, deren Ackerverhältnisse sehr herabgegangen waren, und deren Bewohner sich teilweis aufs Lungern gelegt hatten. Wie Friedrich Wilhelm überall den Fleiß belohnte und Faulheit strafte, so wollte er auch hier wohl den tüchtigen Landwirten durch Zulegung von Grundstücken aufhelfen und dadurch gesunde Verhältnisse schaffen, während er andererseits zugleich vielleicht die Stadt mit fleißigen Handwerkern — den Böhmen — zu füllen gedachte. Damit ist noch nicht gesagt, daß er die Stadt wirklich zu einem Dorf hat machen wollen. So wenig Friedrich Wilhelm eine Rücksicht kannte, wo es die Durchführung von Plänen zur Förderung des Volkswohlstandes galt, so wenig würde er sich über die Pietätsrücksichten, welche er seiner Mutter, deren Andenken durch die Stadtgründung geehrt werden sollte, und welche er seinem Vater schuldete, hinfortgesetzt haben. Zugleich würde ihn seine Klugheit und sein praktischer Sinn an einem solchen Vorhaben gehindert haben, da doch die Notwendigkeit, die Hypothekenschulden zu bezahlen, dem entgegenstand. Schwerlich würde er auch eine Schöpfung, die er in gewissem Sinne mit Fug und Recht sein eigen nennen durfte,

wieder haben zerstören wollen. Daß bei einer so durchgreifenden Veränderung, wie Friedrich Wilhelm sie beabsichtigte, auch eine Revision des Stadtprivilegiums, falls ein solches je gegeben war, erfolgen mußte, lag auf der Hand. Nur von der Einreichung der Stadturkunde ist denn auch allein in den Mitteilungen von Dressel, die er authentisch aus den Akten macht, die Rede, nicht von der Degradation zu einem Dorfe. Daß die Veränderung der grundlegenden Verhältnisse von den Bürgern metaphorisch als eine solche bezeichnet wurde, ist uns ebenso wahrscheinlich, als daß der König, wie es ganz in seinem Geiste lag, der Stadt mit dieser Veränderung bange machte und stillschweigend auf ihre Vorstellung von der Degradation zu einem Dorfe einging.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Tod des Königs, der im Jahre 1740 erfolgte, von der Stadt, welche ihm so viel verdankte, nicht so tief betrauert wurde, wie es unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Die meisten atmeten auf, von einer Last befreit, welche sie so lange gedrückt hatte. Und nun war gar ein König auf den Thron gekommen, von welchem sich die Charlottenburger goldene Berge versprechen durften. Hörten sie doch, daß der zweite Friedrich die Pläne des ersten ausführen und den Schloßbau nach der Spreeseite hin fortführen wolle. Wie jubelte man,

als nun wirklich Hand ans Werk gelegt wurde! Da gab es etwas zu verdienen durch Lieferung, durch Fuhren u. a. Und in der That! Die Leute verdienten etwas, ja einzelne wurden sogar wohlhabend. Ein Schmied soll durch Lieferung und vielleicht noch mehr durch Nichtlieferung von Nägeln, die bei ihm bestellt wurden, ein reicher Mann geworden sein.

Der Friedrichsbau stieg aber glanzvoll empor, geleitet von dem talentvollen Freiherrn von Knobelsdorff, welcher sich zwar über die Pläne Eosanders hinfortsetzte und es unterließ, ein dem Orangeriehaus entsprechendes Lang-Gebäude nach der Spree hinzuführen, dafür aber ein neues selbständiges Ganze hinstellte, welches ebensowohl durch seine Dimensionen wie durch das Vornehme seines Stiles bestach. Es bezeichnet den Anfang einer neuen Kulturepoche, und noch heute, wenn wir vor den von herrlichen alten Linden beschatteten hohen Fenstern desselben vorübergehen, spüren wir den Hauch eines anderen Geistes, und fühlen uns in ein anderes Zeitalter versetzt. Es ist der Geist Friedrich des Großen, der aus den architektonischen Linien der Fassaden zu uns spricht und das Zeitalter des großen Monarchen, dessen von Lorbeer umkränztes Bild beim Rauschen der von ihm gepflanzten Linden*) in unserer Seele

*) Friedrich hatte große alte Linden mit ihren Erdballen

erweckt wird. Liebte Friedrich auch insbesondere schöne Fassaden, so gestaltete er doch auch das Innere prachtvoll aus. Davon zeugt noch heut der große Festsaal mit dem reichen Schmuck seiner Freskogemälde. Und noch einen kostbaren Schmuck gab er dem Schlosse. Er kaufte nämlich eine wertvolle Sammlung von Antiken dem Kardinal Polignac ab und ließ sie in den Räumen des Schlosses aufstellen. Jetzt kamen auch die Büsten der ersten 12 römischen Kaiser wieder zu Tage, welche, einst von Friedrich I. in den Alleen des Parkes aufgestellt, von dessen Sohne in die Rumpelkammer verwiesen worden waren. Eine goldene Zeit schien für Charlottenburg anzubrechen; konnte man doch glauben, Friedrich hasse Potsdam und werde nun an dessen Stelle aus Charlottenburg eine zweite Hauptresidenz machen.

Alle diese Hoffnungen und Wünsche sollten aber nicht in Erfüllung gehen. Nachdem der Friedrichsbau gleich in der ersten Regierungszeit vollendet war, schlug Friedrich zwar hier zeitweis seine Residenz auf; als aber nach Beendigung der ersten schlesischen Kriege sein Sanssouci erbaut war, verließ er das Schloß und kehrte nur zweimal jährlich dorthin zurück, das eine Mal zur Revue im Frühjahr und das andere Mal im

---

hinfahren und einpflanzen lassen, um bald Schatten zu erhalten. Dieselben gingen auch wirklich fort.

Herbste zur Kanonierinspektion. Fortan that auch Friedrich wenig mehr für Schloß und Garten. Als im Jahre 1755 das Bassin des Karpfenteiches einer Reparatur bedurfte, mußten alle alten ausrangierten Gegenstände aus dem Schloß, die man hinter die Orgel der Kapelle geworfen hatte, verkauft werden, um die Kosten zu decken.*)

Wenn so die Regierung des großen Friedrich der Stadt keinen Aufschwung brachte, so konnte es doch nicht fehlen, daß in anderer Hinsicht sich der Segen derselben fühlbar machte. Wie die großen Thaten des Helden überall in Preußen zuerst wieder den Flügelschlag kräftiger Vaterlandsliebe sich regen und die Bürger von der Kleinlichkeit häuslicher Interessen zu warmer Beteiligung am Wohl und Wehe des Staates sich erheben ließen, so war es auch in Charlottenburg. Und so sehen wir denn, wie die Vaterlandsliebe sich hier in einer That äußerte, welche dem großen König von hohem Nutzen war. Die Geschichte erzählt, wie der Abschluß des Bündnisses, welches Friedrichs schlimmste Feindin, Maria

*) Unter dem 22. Oktober 1755 schreibt der Ingenieur Keith aus Berlin an den König: „je prens la liberté de representer V. M., qu'il y a encore quelques vieilles nipes" u. s. w. Es werden hier aufgeführt: Pfeifen (pipes à fumer!), Jagdmesser, mittelmäßiges sächsisches Porzellan, Theeservice und andere Bagatellen. — Die Bleistiftnotiz aus dem Kabinett lautet: „Verkaufen."

Theresia, mit den Großmächten zum Sturze des Eroberers von Schlesien insgeheim vorbereitet und ins Werk gesetzt hatte, durch den Kanzlisten Menzel in Dresden verraten wurde. Eine Person in diesem Drama, welche zuerst die Fäden dem bedrohten König in die Hände lieferte, ist aus leicht ersichtlichen Gründen im Dunkel geblieben und taucht nur hin und wieder bei einzelnen Geschichtsschreibern, als bei der Angelegenheit beteiligt, ohne nähere Angabe, inwiefern dies der Fall gewesen, auf.*) Wir sind imstande die Umstände, unter denen es geschehen, näher darzulegen.

Nach dem Tode des Bürgermeisters Witte lebte dessen Gattin als Witwe auch noch ferner in der Stadt, welche sie einst ihrem Gemahl zu beherrschen geholfen hatte. Ihre Tochter hatte sich mit dem österreichischen Legationsrat Weingarten, genannt von Weiß, verlobt, und in verliebten Stunden war der Bräutigam schwach genug, seiner Braut dunkele Andeutungen über das gegen den König gerichtete Komplott zu machen. Die junge Charlottenburgerin zeichnete sich nun nicht gerade durch besondere Schweigsamkeit vor anderen Angehörigen ihres Geschlechtes aus und plauderte daher das Geheimnis, welches der Bräutigam sorgfältig zu hüten ihr auf die Seele gebunden

*) So bei Arnold Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges I. 186.

hatte, der Mutter aus. Die kluge Frau, welche die Tragweite dieser Mitteilung sehr wohl erkannte, lockte nun durch listig gestellte Fragen dem künftigen Schwiegersohn das Geständnis des vaterlandsfeindlichen Planes ab, eilte mit der Kenntnis desselben zum König und teilte ihm alles, was sie wußte, in warmem patriotischem Eifer mit. Und das, was sie wußte, muß von hoher Wichtigkeit für den König gewesen sein. Denn dieser setzte ihr in Dankbarkeit eine bedeutende Pension aus, die sie bis an ihr Lebensende genoß.

Schlimme Zeiten sollten über die Stadt hereinbrechen, als die Kriegsfurie auch in das Herz der Monarchie eindrang und in das stille „Stätlein" einzog. Der Stadt wurde die unerschwingliche Kontribution von 15000 Rth. auferlegt;*) im Schloß aber wurde von der Soldateska gehaust, wie es kaum ärger von den barbarischen Horden der Hunnen und Mongolen hätte geschehen können. Am 9. Oktober 1760 waren Oesterreicher, Russen und Sachsen in der Hauptstadt eingezogen, am 10. schwärmte man aus nach Charlottenburg. Hier waren es österreichische Dragoner, vor allen aber sächsische Ulanen, welche, ergrimmt über die Einnahme ihres Landes, an Friedrichs Lustschloß Rache üben wollten. Das eiserne Eingangs-

*) Vergl. A. Schäfer, a. a. O. II. 2. S. 85.

gitter des Parks wurde niedergerissen; eine Schwadron Dragoner ritt in den Schloßgarten ein und ließ Rasen und Blumenbeete von ihren Pferden zerstampfen; ein Trupp drang in das Schloß, zerstörte die Wände der Säle, zerschlug die prachtvollen Vasen, die herrlichen Antiken und warf die kostbaren Möbel zum Fenster hinaus. Draußen aber stand schon ein neuer Trupp, welcher das Hinausgeworfene zerspaltete und verbrannte. Die Scheiben des Schlosses wurden von dem angetrunkenen Troß eingeworfen. Ein Soldat, ein Hüne von Gestalt, nahm einen kleinen Tambour auf die Schultern, und dieser mußte mit einem Ladestock die Scheiben des Orangeriehauses, an die man nicht heranreichten konnte, einzeln einstoßen. Dann wütete man gegen die Kaiserbüsten, deren Nasen das Ziel der banausischen Scharen wurden. Als alles dies zerstört war, wandte man sich gegen die Bäume, welche aber den Streichen der Säbel Widerstand leisteten. Endlich ging es nach dem Karpfenteich, wo man den Insassen, welche auf den Ruf der Klingel erschienen, Steine und Kalk in den Rachen warf. Mancher Soldat bog sich auch wohl über das Brückengeländer, um nach den Fischen zu stechen. Nichts entging diesem Hexensabbat. Ein Zeuge jener Tage ist vor einigen Jahren wiederum aus der Erde entstanden. Man hatte nämlich eine schon halb zertrümmerte

Minervastatue der Wut der Feinde dadurch zu entziehen versucht, daß man sie in der Erde vergrub. Durch einen Zufall wurde sie entdeckt und ziert jetzt, restauriert, eine der Seitenalleen des Schloßparks.

Der Krieg, welcher so schrecklich der Stadt mitgespielt hatte, war geendet. Da sah dieselbe den siegreichen König in einem bedeutungsvollen Augenblick. Wieder zog er ein in die Räume des Schlosses, das notdürftig hergestellt war, und hier in der Schloßkapelle war es, wo er nach so vielen Wechselfällen die blutigen Lorbeeren niederlegte und seinem Gott Dank darbrachte. Kein Mensch war zugegen außer den Musikern seiner Kapelle und den Sängern der Königlichen Hofoper, welche unter Leitung des trefflichen Komponisten Graun das Danklied anstimmen sollten. Bei den Klängen des Tedeums saß Friedrich allein in den weiten Räumen; das Haupt gesenkt, die Hand vor Augen, ließ er die Bilder der verflossenen Jahre an seinem Geiste vorüberziehen, und Thränen benetzten das Antlitz des Helden.

Eine bedeutungsvolle Schöpfung Friedrichs knüpft sich an diese Zeit: Die Königliche Porzellan-Manufaktur, welche 1763 in Berlin begründet wurde. Damals freilich war die Stadt noch weit von dem Grundstück, auf welches ein Teil derselben in diesem Jahrhundert verlegt wurde,

entfernt, immerhin lag dieses im Weichbild derselben und liegt heute ganz in der Stadt Charlottenburg.

Das Schloß zwar wurde durch Friedrich wieder hergestellt, auch innen von neuem herrlich ausgestattet, aber die Stadt hatte furchtbar gelitten. Unter solchen Umständen geschah denn für die Straßen so gut wie nichts; kaum daß die Sümpfe ausgetrocknet wurden; auch der Zustand der Schule besserte sich nicht. Es war einem der ersten Pfarrer der Stadt vor Jahren gelungen, einen Platz für die Schule von einem Berliner Schlächter, dem er zum Bebauen überwiesen worden war, gegen Erstattung der Schreibgebühren geschenkt zu erhalten. Jetzt gestattete es der Magistrat, daß derselbe von dem gewissenlosen Pfarrer verkauft wurde.

Auch der Besitzstand der alten Ackerwirte schien durch die Umstände bedroht; zugleich war deren Ausbeutung vielfach gehemmt. Die Äcker lagen zum Teil von einander entfernt, was die Bestellung sehr erschwerte. Im Jahre 1749 hatten sich die Besitzer an den König gewendet mit der Bitte, die Äcker zusammenlegen, vertauschen und verkaufen zu dürfen, waren aber durch die Kammer zurückgewiesen worden mit dem Bescheide, die Äcker seien „inséparables“. Jetzt wurden alle diese Notstände doppelt fühlbar. Charlottenburg verödete mehr und mehr.

Dressel beschreibt uns den Eindruck, den er im Jahre 1770 auf einem Spaziergang an einem Sonntag Nachmittag von Charlottenburg empfing.

„Auf der ganzen langen Berliner Straße“ sagt er, „deren vierfache Lindenalleen in schönstem Wuchs waren, bis zum Marktfleck, der durch die breite Spreestraße durchschnitten wird, sahen wir nicht einen lebendigen Menschen, keinen Hund, nur niedrige Häuser, davon jetzt (1814) noch einige stehen, durch ihren weißen Anstrich hervorleuchten. Auch vor den Thüren dieser Häuser war kein Kind, kein Kegel. Ich war doch gewohnt, am Sonntag sogar auf den Dörfern Leute auf den Gassen anzutreffen, die an einem schönen Sommertage sich gleichsam sonnten, oder den Spielen ihrer Jugend zusahen und dabei ihre Pfeife Tabak in Ruhe rauchten. Also fiel mirs um so mehr auf, daß Charlottenburg doch eine Stadt sein und an einem Sonntag kein Mensch sich auf der Straße sehen lassen wollte. Ist denn der Ort ausgestorben, oder sind die Häuserchen dort unbewohnt? fragte ich meinen Begleiter. Dies nicht, ward mir zur Antwort, aber die Leute haben jetzt keine Nahrung, seitdem die Zelten im Tiergarten entstanden sind, und es ist wohl nur Zufall, daß man jetzt keinen Menschen sieht. Aber, fuhr ein anderer fort, mir ist das unangenehm, denn ich weiß nicht, in welcher Gegend und in welchem Hause

die Frau wohnt, die ich kenne und die uns gewiß, wenn ich zu ihr komme, unsern Kaffee kochen wird. Wo soll ich sie nun erfragen? Indem waren wir mitten auf den Marktplatz gekommen und erblickten einen Jungen von der linken Seite der breiten Spreestraße herkommen. Dieser ward herangerufen und nach der Frau befragt, und glücklicherweise wußte er, daß sie beim Kastellan des Schlosses, der neben dem Schlosse ein eigenes Häuschen bewohnte, sich aufhalte und in dessen Garten- oder Nebenhäuschen wohne. Wir gingen also der Nase nach, als wir den barfüßigen Knaben verlassen hatten, zum Schlosse, wieder ohne einem Menschen zu begegnen, weil damals dorten gar keine Häuser stunden. Der Gasthof, jetzt zum goldenen Stern genannt, war das letzte Haus auf dieser Straße rechts, und links stand nur ein einziges Haus noch weiter vom Schlosse herab. Der Weg dahin war also ganz öde, voller Sand, und beim Schlosse vorbei wurde mir das Gehen, da ich schon müde war, äußerst beschwerlich, weil kein Schatten mehr uns im tiefsten toten Sande vor der Sonnenhitze beschützte. Endlich kamen wir bei der alten Frau an und erhielten unseren Kaffee gekocht, nachdem sie mit vieler Mühe ein Töpfchen elender Milch aufgetrieben hatte. Hierauf besuchten wir den Königlichen Garten, sahen die Karpen, die ich mir aber

weit größer vorgestellt hatte, und gingen, als sich die Sonne neigen wollte, durch eben dieselbe Berliner Straße wieder zurück. Da muß ich denn aber gestehen, daß wir einigen Leuten begegneten und zum Fenster heraussehend erblickten. Wagen und Kutscher entdeckten wir nicht, auch saßen keine Berliner vor den Thüren."

Mit solchem trüben Eindruck müssen wir von unserem „Stätlein" scheiden.

Charlottenburg, eine Sommerfrische.

(1770—1840).

Der große Friedrich war der Not seiner Immediatstadt gegenüber nicht teilnahmlos gewesen. Wenigstens hatte er im Jahre 1749 auf die oben erwähnte Petition der Bürger hin den neuen und den alten Stellen „Ackerkaveln“ zulegen lassen. Aber die Abwesenheit jeder Hofhaltung entzog den Insassen den früher so reichlich ihnen zufallenden Verdienst. Die Hebung der Stadt mußte von innen heraus geschehen, und günstige äußere Umstände mußten hinzukommen, um diese zu fördern.

Ein schlichter Mann machte den Anfang. Der Schulze von Lützow, mit Namen Wolff, war ein echter Repräsentant jener Urbevölkerung Charlottenburgs, wie wir sie oben gezeichnet haben.

Zwar war er nicht durch Schönheit ausgezeichnet, — seine Nase strahlte in echtem Karmesin und hatte sieben Auswüchse, die man seine kleinen Nasen nannte —, aber er hatte Mutterwitz und einen klaren praktischen Blick, Eigenschaften, welche ihm bald auch einen Platz im Rate der Stadt erwarben. Dieser sah, wie seine Mitbürger über dem Steinfahren nicht nur ihren Acker vernachlässigten, sondern auch mit dem Ankauf von elenden Pferden, die sie sehr bald dem Schinder ausliefern mußten, eine sehr schlechte Spekulation machten, da die Ausgaben für diese in keinem Verhältnis zu dem eingebrachten Verdienst standen. Zunächst schaffte er sich nun tüchtige Pferde an und bestellte mit diesen fleißig seinen Acker. War dies geschehen, so fuhr auch er wohl Steine nach Berlin, brachte aber jedesmal auf der Rückfahrt das mit, woran es ihm zu Hause fehlte, nämlich Dünger. Anfangs spöttelten seine Mitbürger über sein Verfahren; als sie aber sahen, wie seine Äcker sich zusehends besserten und reichlichen Ertrag lieferten, da folgten sie der Belehrung, die er ihnen zu teil werden ließ, und ahmten sein Beispiel nach. So hob sich im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts der Ackerbau bedeutend.

Und noch ein anderer Mann brachte Leben nach Charlottenburg. Der Besuch der Berliner, welcher zur Zeit Sophie Charlottens und Friedrich I.

sehr zahlreich gewesen und auch unter Friedrich Wilhelm I. nicht ausgeblieben war, hatte nach Entfernung des Hofes fast ganz aufgehört. Der Karpfenteich, welcher noch immer etwas Verlockendes hatte, war bald gesehen, und die Neugierigen, welche ihn besuchten, begnügten sich damit, in Bürgerhäusern einzukehren, um dort, wie Dressel, sich den mitgebrachten Kaffee kochen zu lassen, oder nahmen mit schlechtem Bier und Landkost fürlieb. An einladenden Wirtshäusern fehlte es gänzlich. Jener öfters erwähnte Peter Sauerwald hatte den freundlichen Intentionen Sophie Charlottens, welche einen „wohl aptierten" Gasthof in der Nähe des Schlosses haben wollte, nicht entsprochen. Sein Gasthaus war eine elende Schenke geblieben. Der Gasthof zum „goldenen Stern" unfern des Schlosses in der jetzigen Spandauer Straße, zog schon darum wenig an, weil er in der Sandwüste lag, durch welche der Weg beim Schlosse vorüberführte. In der anmutigen Lindenallee der Berlinerstraße fehlte es gänzlich an einem Ort, an welchem die Lustwanderer freundliche Aufnahme und Bewirtung hätten finden können. Diesem Bedürfnis kam ein spekulativer Kopf nach — der Tischlermeister Zeitler. Seine Schwiegermutter besaß hinter ihrem niedrigen Häuschen in der Berliner Straße, welches auf einer der neuen Stellen erbaut war, ein großes

Gartenterrain, das nach hinten bis zum Kirchhofe*) sich ausdehnte. Es war, so viel wir haben ermitteln können, jenes famose Haus, Berlinerstraße 55, welches als Zeuge einer längst verschwundenen Zeit unter dem Namen der „drei Mohren" bislang ein fragwürdiges Dasein führte und in seiner Schenke den Lieblingsaufenthalt von Pennbrüdern bildete, bis es in diesem Jahre — o Wechsel der Zeiten! — abgerissen wurde, um einem stolzen Neubau zu weichen. Das Grundstück neben diesem Hause war unbebaut und nur mit einem Bretterzaun verkleidet. Während nun die übrigen Häuser der Berlinerstraße nur kleine Kolonistenhäuser waren, erbaute Zeitler hier (Berlinerstraße 58) ein größeres Haus, welches den Berliner Häusern ähnlich war. Als die Berliner die Kunde vernahmen, daß in der Straße mit den schönen Linden ein wohleingerichtetes Wirtshaus sich befände, da pilgerten sie statt nach den sehr in Aufnahme gekommenen Zelten, nach Charlottenburg. Und hier fanden sie noch einen andern Anziehungspunkt. Zeitler hatte nämlich eine bildhübsche Frau und besaß unter seinen übrigen vorteilhaften Eigenschaften auch die, im Geschäft nicht eifersüchtig zu sein. Die hübsche Lage des Gasthofes, die freundliche Bedienung und — nicht am wenigsten die an-

*) Es ist der die Lützower Kirche umgebende Friedhof gemeint, welcher sich weit näher als jetzt an die Berlinerstraße heranzog.

mutige Wirtin lockte viele hinaus, und so kam der Besuch der Nachbarstadt bei den Berlinern wieder in Aufnahme. Andere Gasthöfe erhoben sich, der Besuch nahm zu, und so wurde Charlottenburg das, was es ja auch heute zum Teil noch ist, — ein Lustort der Berliner.

Die freundliche Lage des Ortes, die gesunde Luft, die Nähe des Schloßgartens — das waren so viel Anziehungspunkte, daß man sich nicht begnügte, nur auf einige Stunden hinauszuwandern, sondern man pachtete oder kaufte Gärten, in denen man längere Zeit das Freie genießen konnte, und siedelte sich endlich auch in der Stadt selbst an. Schon um die Mitte des Jahrhunderts befanden sich einige Landhäuser daselbst. Als Bewohner derselben werden uns genannt Kriegsminister von Boden, Kammerherrin von Brand, Oberstlieutenant von Keit, Geheimrat Körren, Baron von Schwarts, Hofprediger Ramm. Diesen Pionieren folgten jetzt ganze Scharen, welche entweder gleich jenen Landhäuser erbauten oder wenigstens sich einmieteten, um für einige Monate die Landluft hier zu genießen. So wurde Charlottenburg eine Sommerfrische der Berliner.

Die Einwohnerzahl mehrte sich beträchtlich. Sie stieg in folgender Weise:

1770	1738
1780	2360

1790	2772
1800	3381
1801	3445.

Von diesen Einwohnern gehörten 410—50 Personen der Garnison, welche hierher gelegt worden war, an. Diese bestand schon damals aus einer Schwadron Garde du Korps.

Die Zahl der Häuser war:

1770	308
1780	313
1790	343
1800	420*)
1801	430.

Im Jahre 1781 berichtete der Magistrat, die Stadt vermehre sich ansehnlich, teils weil es nicht viel koste, das Bürgerrecht zu erlangen, teils weil viele Einwohner eines Schutzes genössen, wofür sie nichts bezahlen, wie z. B. die Beurlaubten von Regimentern, die bürgerliche Nahrung trieben, endlich kauften auch viele Berliner Häuser, ohne Bürger zu werden. Es wurde daher die Abgabe für die Ausfertigung des Bürgerrechts bei Fremden auf 2 Thlr. erhöht, während die Stadtkinder nur 1 Thlr. zahlen sollten, denjenigen aber, welche nur den Schutz der Stadt

*) Anm.: Nach anderer Angabe 578, da hier die 158 Scheunen einbegriffen werden.

genießen wollten, wurde eine Abgabe von jährlich 8 Groschen auferlegt.

Da der Verkehr mit Berlin so in Aufschwung kam, wurden die Verkehrsanstalten erweitert. Eine Posthalterei wurde angelegt und eine Fahrpost eingerichtet, welche — man kann sich des Lächelns nicht erwehren — vier Mal in der Woche, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags morgens sieben Uhr nach Berlin ging.

Über die besprochenen Ansiedlungen berichtet Nicolai*) im Jahre 1786:

„Es sind in der Stadt viele schöne Gartenhäuser und Gärten befindlich, welche meist Privatpersonen in Berlin gehören. Darunter sind das von Rochowsche, Hönigsche und von Bodensche, desgleichen in Lietzen das Dietrichsche, Smidsische und Daunische Haus vorzüglich. An dem letzteren besonders" — es befand sich Lützow Nr. 5 und gehört jetzt der chemischen Fabrik von Gruner — „ist ein schöner Garten, worin viele rare ausländische Pflanzen mit großen Kosten und Sorgfalt gezogen werden. Man siehet z. B. unter einer großen Menge anderer zwei Kaffeebäume, verschiedene Dattelbäume, Zuckerrohr, indisches Rohr, verschiedene Baumwollenstauden u. s. w. Desgleichen die trefflichsten Treibhäuser zu Ananas,

*) Beschreibung von Berlin und Potsdam.

wovon an 30 Sorten vorhanden sind, die vortrefflichsten Melonen, Angurien u. a. dergl. Früchte. Es ist im Garten auch ein schöner Bienenstand, desgleichen auf einer Insel eine Einsiedelei von Eichenwinden. An der Spree sind angenehme Aussichten. Im Hause hat der Besitzer ein sehr vollständiges Samenkabinet und eine schöne Sammlung von Teleskopen und anderen optischen Gläsern; desgleichen einen großen Teil seiner trefflichen Bibliothek und Sammlung von Kupferstichen."

An Wirtshäusern nennt derselbe Gewährsmann das Posthaus, Born links nahe dem Thore (Wall- und Berlinerstr. Ecke), der weiße Schwan nahe am Schlosse (an der Ecke der Orangenstraße), der Koch Müller in der goldenen Sonne in der Schloßstraße (wahrscheinlich in der Nähe der Potsdamerstraße, wo sich noch heut eine Bierwirtschaft befindet).

Auch eine Fabrik wird aufgeführt, die Senftnersche Ofen- und Krukenfabrik jenseits der Spree, dicht vor Charlottenburg, welche im Jahre 1784 Waren im Werte von 1415 Thalern (!) fabrizierte.

In jener Zeit begann bereits der Häuser- und Gründungsschwindel, welcher ja auch später dies stille Thal durchtobte, zum ersten Mal in Charlottenburg Blüten zu treiben. So mancher spekulierte mit seinem Grundstück, so daß nicht wenige

der alten Bürgergüter in andere Hände kamen; manche legten ihr sauer erspartes Geld auch in schwindelhaften Unternehmungen an, die ihnen höhere Prozente gaben als die Bank in Berlin, nämlich 5 statt 3 und $3\frac{1}{2}\%$. Vier schöne Bürgergüter auf dem Terrain der heutigen Flora waren so in die Hand eines reichen Berliner Wollhändlers Namens Wegelin gekommen.*) Er hatte Garten und Park auf denselben angelegt, welche von dem schwarzen Graben durchflossen wurden. Außer einer hübschen Villa erbaute er hier einen Konzertsaal, welcher mit Kupfer bedeckt war, endlich aber ein Laboratorium, in welchem er — so glaubte man wenigstens — Gold machte. Diesem Adepten flossen viele Kapitalien der wohlhabenderen Charlottenburger zu. Und dazu half ihm ein Mann, der schon durch seine Stellung das Vertrauen der Bürger zu rechtfertigen schien. Wegelin war nämlich ein Zechkumpan des Pfarrers Erdmann und wußte diesen zu gewinnen, ihm nach und nach nicht nur sein eigenes Vermögen auf Zins zu geben, sondern auch das vieler Eingepfarrten als

*) An interessanten auf ihn bezüglichen Schriftstücken finden sich in den Akten des Generaldirektoriums folgende: 1757 wird dem Wegelin erlaubt, eine massive Mauer nach der Berlinerstraße in der Linie herauszurücken. 1768 wird ihm geboten, die Passage nach dem Kgl. Küchengarten (der schwarze Graben war ausgetreten!) zu verbessern.

Einlage zu verschaffen. Nun ging ein lustiges Leben an, und beide Herren wurden bald ein Märchen beider Residenzstädte. Die Vossische Zeitung brachte eine Anzeige, „ein silberner Pfropfenzieher sei auf dem Wege von der Villa Wegelin nach der Pfarre verloren gegangen und im Pfarrhause abzugeben." Doch eines Tages hieß es in Charlottenburg, der Teufel sei mit dem Wegelin durch den Schornstein des Laboratoriums auf und davon gefahren: Wegelin hatte Bankerott gemacht und jählings ein Ende gefunden. Nun forderten die Eingepfarrten ihre Einlagen von Erdmann zurück, und zwar geschah dies gerade an einem Sonnabend, wo derselbe sich auf seine Predigt hätte vorbereiten sollen. Als nun Erdmann am Sonntag die Kanzel betreten hatte, konnte er nur einige Worte hervorstottern, wurde ohnmächtig und mußte nach Haus gebracht werden, wo er bald darauf starb. Wie das Gedächtnis an Geschehenes sich oft lange erhält und in dunklen Sagen noch spät wiederklingt, so ist es auch hier. Noch heute glaubt mancher in Charlottenburg, daß einst an der Stelle, wo das Laboratorium Wegelins stand, der Teufel eine Seele geholt habe.

Bei dieser Umwandlung der Verhältnisse konnte es nicht fehlen, daß die regsamen Kreise der Stadt von einem höheren Schwunge erfaßt wurden. Der Geist der „Aufklärung", wie er die Signatur des

Zeitalters Friedrich des Großen bildete, zeigte sich auch hier mächtig, so daß der Magistrat im Jahre 1773 statt eines orthodoxen Lutheraners einen freisinnigen Geistlichen wählte. Es war dies jener bekannte Eberhard, welcher „die Apologie des Sokrates" geschrieben hatte. Dem Schwunge des Magistrates konnte aber der gemeine Bürger nicht folgen.*) Man protestierte gegen die Wahl, weil Eberhard, wie es am Hofe hieß, dem Sokrates als Heiden nicht die ewige Seligkeit abgesprochen hätte. Des Protestierens und Querulierens war

*) Die Wahl Eberhards, welche von dem Etatsminister v. d. Horst besonders gefördert wurde, konnte nur dadurch gesichert werden, daß man den zweiten Bürgermeister Pahl für „emeritus" erklärte. Es war dies ein invalider Unteroffizier, den der erste Bürgermeister überdies gerne los sein wollte, um einen Litteraten an seine Stelle setzen zu können, dem er das Stadtsekretariat übergeben könnte. Die Opposition wurde durch die beiden Ratmänner geleitet, welche sogar eine Untersuchung gegen Eberhard zu Wege brachten. Wie Dressel in dem S. 6 Anm. angeführten Schriftstück erzählt, wandten sie sich nicht nur schriftlich an den König, sondern sprachen ihn auch auf dem Wege nach Potsdam an. Es hätte nun bei der Gesinnung Friedrichs, welcher den Gemeinden keinen Prediger aufdringen lassen wollte, leicht geschehen können, daß sie erhört worden wären, wenn nicht der Herzog Friedrich von Braunschweig, der um die Sache wußte und dem Minister wohlwollte, dem Könige die Charlottenburger als unruhige Köpfe geschildert und den Eberhard als einen sehr gelehrten Mann empfohlen hätte.

kein Ende, so daß Friedrich äußerte, eine Papstwahl mache nicht so viel Spektakel wie eine Pfarrerwahl in Charlottenburg. Der große König, welcher im Geiste der Freisinnigkeit und Duldung den Ausspruch gethan hatte, in seinem Staate könne jeder nach seiner Façon selig werden, ließ bekanntlich auch den konservativen Strömungen in kirchlichen Dingen den Lauf. So hatte er den Protest gegen das neue Gesangbuch in Berlin mit den klassischen Worten entgegengenommen: „Die Leute können in Gottes Namen singen: „„Nun ruhen alle Wälder““ und dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr.“ Hier stellte er sich aber ganz auf die Seite der Aufklärung und resolvierte kurz, daß, ohne weitere Rücksicht auf die Einwendungen der Bürgerschaft, Eberhard einzuführen sei.

Am 17. August des Jahres 1786 schloß Friedrich die großen hellen Augen, die so treu über das Wohl seines Volkes gewacht, und es folgte ihm sein Neffe Friedrich Wilhelm II., welcher feuriges Temperament mit einem milden, wohlwollenden Herzen vereinigte, Eigenschaften, die, ebenso wie sein Kunstsinn, der Stadt zu Gute kommen sollten. Er verkündete sofort, daß das Spazierengehn in seinem Schloßparke einem jeden erlaubt sein solle, und als im Jahre 1789 der von ihm wieder eingesetzte Statthalter von Hol-

land erschien und die feierliche Verlobung seines Sohnes mit der Prinzessin Wilhelmine im Schlosse vollzogen wurde, gestattete er den Eintritt in den Schloßgarten, wo zu Ehren des jungen Paares ein Feuerwerk abgebrannt wurde, allen, die es schauen wollten, eine Erlaubnis, die von so vielen benutzt wurde, daß die Wagen bei der Rückkehr vor dem Menschengedränge nicht vordringen konnten, und viele, die aus der Hauptstadt gekommen waren, erst am frühen Morgen wieder einpassierten.

Seine nächste Sorge galt dem Schloßgarten. Hierher ließ er die Sandsteine, mit welchen die Terrasse in Sanssouci belegt gewesen war, bringen, um damit eine neue massive Brustwehr nach der Spree zu aufzuführen. Ein neues Angelhaus wurde an der Stelle des alten erbaut. Dasselbe war damals vom Flusse umgeben und durch eine Brücke mit dem Ufer verbunden. Das wuchernde Schilf der Spree hat mit der Zeit einen Damm nach dem Lande zu gebildet, so daß es heut nach dieser Seite hin vom Wasser nicht mehr bespült wird.

Den Schloßpark wandelte er nach englischem Geschmacke um. Dazu mußten die Hecken gestutzt werden. Der König nahm selbst ein Beil und zeigte, indem er die Hand anlegte, dem Gärtner, wie weit er sie heruntergeschnitten haben wollte.

Die vielen vergoldeten Statuen, welche in den Alleen bis zum Karpfenteich aufgestellt waren, wurden fortgenommen und durch einfachere, seinem Geschmack mehr zusagende, ersetzt. Endlich vergrößerte er den Schloßpark erheblich; er legte das nach Norden zu gelegene Aha*) an, kaufte auch den nach Westen zu sich erstreckenden sogenannten „kleinen Fasanengarten“ dem Amte von Spandau ab und schuf so die Anlagen bei der alten Spree.

Auf diesem von ihm neu hinzugenommenem Grund und Boden ließ er das Belvedere erbauen. Es ist ein interessanter Bau, dieses Rundell mit den Erkern und den ausgebauten Balkonen an den vier Seiten, dessen gewölbtes kupfernes Dach von drei Genien, welche einen Fruchtkorb halten, gekrönt wird. Die zwei runden Säle der beiden Stockwerke sind im ganzen einfach gehalten; der untere höhere zeichnet sich durch kostbares Holzgetäfel an Wand und Fußboden aus, der obere niedrigere durch eine umlaufende Konsole, auf welcher Urnen und Vasen aufgestellt sind. Die zahlreichen herabgelassenen Jalousien gewähren dem Ganzen etwas Geheimnisvolles, gleich als sollten die Vorgänge im Innern in tiefes Schweigen gehüllt werden.

---

*) S. die Anmerkung auf S. 23.

Auch das Schloß erhielt eine neue Zier. Anfangs hatten die Schauspiele in dem glänzend hergestellten Saale des Orangeriehauses stattgefunden. Jetzt erbaute der König ein eigenes Theater, welches man durch den von herrlichen Kindern des Südens gebildeten Weg in der Orangerie auch bei schlechtem Wetter erreichen konnte. Und so gütig und großherzig wiederum zeigte er sich hier, daß er zu den Vorstellungen den Verkauf von Billeten freigab und anzeigen ließ, auch an den Tagen der Vorstellung sei der Zutritt zu dem Schloßgarten jedermann gestattet.

Endlich erbaute Friedrich Wilhelm in dem neu erworbenen Fasanengarten das sogenannte Otaheitische Haus. Dasselbe wird folgendermaßen beschrieben: „Es ist von außen korbartig beflochten. Innerhalb ist die Decke mit Leinwand tapeziert und in Luft gemalt; die Wände sind mit einer Tapete in Korbart verziert." Dasselbe wurde im Jahre 1864, da es bei Tage durch rohe Hände verunziert, bei Nacht aber von Gesindel heimgesucht wurde, abgetragen.

Friedrich Wilhelm liebte sein Charlottenburg. Darum lernte die Stadt nicht nur sein Wohlwollen sondern auch seine Verirrungen kennen. Denn hier war es, wo er seiner Geliebten, der unter dem Namen der „Rietzen" wohlbekannten Gräfin Lichtenau einen fürstlichen Palast erbaute. Viel-

fach ist das Verhältnis des Fürsten zu der Tochter des Stabstrompeters Encke hart verurteilt worden; dennoch darf behauptet werden, daß es kein ganz gewöhnliches gewesen sei. Jedenfalls war diese Geliebte eine Frau, welche den König innig und aufrichtig liebte und ihm ebensowohl unter den schwierigen Verhältnissen der Jugend wie zur Zeit seines Todes treu blieb und einzig und allein an seinem Sterbebette ausharrte, bis er die Augen geschlossen. Die Wahl des Wohnsitzes derselben war schon dadurch entschieden, daß ihr Friedrich II. hier ein Grundstück gekauft hatte, als er ihr gebot, den Kammerdiener Rietz*) zu heiraten. Sein Neffe kaufte ihr nach dem Tode seines großen Oheims nicht nur alles Land, was bisher zur Villa Wegelin gehört hatte, sondern auch noch außerdem eine Anzahl Hausstellen, so daß die ganze Besitzung 15 Bürgergüter umfaßte. Auch das alte von Friedrich Wilhelm I. geschenkte Brauhaus wurde mit Allerhöchster Genehmigung an die „Ehefrau des Geheimen Kämmerers Rietz geb. Encke" von der Brauerinnung im Jahre 1787 verkauft. Der Ehemann sorgte dafür, daß die zerstreut liegenden Grundstücke Verbindung mit einander erhielten. Er beantragte nämlich, daß ihm erlaubt würde, „die Gasse", welche die fünf-

*) Er unterzeichnet sich übrigens in den vorhandenen Schriftstücken immer „Ritz."

zehn Bürgergüter seiner Gemahlin trenne — es ist die Wilmersdorfer Straße gemeint — zubauen zu dürfen. Es fanden sich geschmeidige Beamte, welche dies gestatteten*) und dadurch jenes oben besprochene**) Unrecht an der Stadt begingen, welches jetzt nicht wieder gut gemacht werden kann. Nunmehr wurde der Konzertsaal Wegelins niedergerissen und ein herrschaftliches Landhaus nach dem Wasser zu errichtet, welches an der Stelle des heutigen Floragebäudes stand und der älteren Generation noch sehr wohl unter dem Namen des Eckhardsteinschen Palais bekannt ist. Das Gebäude wurde — ganz im Geist der Zeit, in der Sinnlichkeit und Bigotterie neben einander lagen, — feierlich mit Gebet und Gesang eingeweiht und von der nunmehr zur Gräfin erhobenen Gebieterin bezogen. In dem Garten wurden Kanäle, Brücken, Wasserkünste, Grotten, Karussels, künstliche Heuschober, endlich, wie in Klein-Trianon, eine Meierei angelegt. Der König fuhr von dem Belvedere, in dem er seine vertrauten Gesellschaften abzuhalten pflegte, in verdeckter Gondel hinüber und feierte dort jene Schäferspiele, wie sie am Hofe zu Versailles Mode waren.

Die Begünstigung der schönen Frau hätte viel-

---

*) Die Bleistiftnotiz auf seiner Eingabe besagt: „Das muß er mit der Kammer abmachen".

**) S. S. 54

leicht weniger Mißgunst und Neid erregt, wenn nicht ihr Anhang, von der Sonne der Fürstengunst beschienen, sich breit gemacht und zugleich platt und anmaßend gezeigt hätte. Während sie selbst auf dem Rheinfeldzuge jeden Versuch der Bestechung zurückwies, benutzte der ihr aufgezwungene Ehemann jede Gelegenheit, sich zu bereichern. Der König schenkte ihm das interessante uns schon bekannte Haus bei der Schloßstraße, welches ursprünglich den Königlichen Marstall sowie die Wohnung der Stallknechte und Gärtner enthalten hatte, dann als Schule diente und endlich, in Königlichen Besitz wieder zurückgelangt, zu einem Lorbeerhause umgewandelt worden war.*) Auch der Bruder der Lichtenau, der Stallmeister Encke, erhielt vom König ein hübsches Haus, welches in der Totengasse (Kirchhofstraße) lag.

Ungern sahen die Ratgeber des Königs den Einfluß der Enckeschen Partei wachsen. Sie suchten daher den König auf alle Weise von dem Umgang mit der Gräfin abzubringen. Diese Ratgeber waren jener bekannte Minister von Wöllner,

---

*) Das Haus wurde von Rietz erst seinem Schwager Encke überwiesen, dann einem englischen Doktor, welcher die Pockenimpfung an dem Sohne des Rietz glücklich vollzogen hatte, geschenkt. Dieser verkaufte es an den Grafen von Kamecke. Das Grundstück ist jetzt in Mendelsohnschem Besitz. Das alte Haus ist der neuerbauten Villa gewichen.

ein persönlich ehrenwerter Mann, welcher den sittlich gefährlichen Strömungen seiner Zeit durch das viel verschrieene Religionsedikt vom Jahre 1788 entgegenzutreten versuchte, und der General von Bischofswerder, ein Mann, der zur Mystik neigte und mit den Rosenkreuzern in Verbindung stand. Es war jene Zeit vor der französischen Revolution, wo man auf der einen Seite dem système de la nature sein Glaubensbekenntnis entlehnte, auf der anderen mit den Geistern der Abgeschiedenen sich in Verbindung zu setzen suchte, wo Unglaube und Aberglaube Hand in Hand gingen, jene Zeit der Cagliostros und Swedenborgs, einer Gräfin La Motte und ähnlicher Abendteurer.

Auch der König glaubte als Kind seiner Zeit an die Möglichkeit, Geister zu zitieren, und hatte in seinem lebhaften Interesse, jedwede neue und bedeutende Erscheinung selbst zu erforschen, den Wunsch ausgesprochen, die Geister Mark Aurels, des Großen Kurfürsten und Leibnizens erscheinen zu sehen. Diese Gelegenheit wurde ergriffen und im Belvedere in Scene gesetzt. Es geschah dies in dem oberen Rundzimmer desselben. Der König saß in dem kleinen anstoßenden Erker, welcher durch zwei Vorhänge verkleidet war. Nachdem diese zurückgeschlagen waren, erblickte der König bei dem matten Schein einiger Kerzen, die in den Wandleuchtern brannten, Umrisse geisterhafter Gestalten,

welche er für die Gerufenen zu erkennen glaubte. Grauen erfaßte ihn, und unfähig, ein Wort an die Erschienenen zu richten, sank er in den Lehnstuhl zurück. Da schienen ihm plötzlich die Geister selbst zu nahen, und deutlich hörte er, wie sie ihn ermahnten, von dem Wege, den er wandle, abzulassen und den Pfad der Tugend einzuschlagen. Der Spuk verschwand auf dringende Bitte. Halb ohnmächtig stieß der König nur die Worte hervor: „Bringt mich zur Lichtenau!" — Hatten die Veranstalter der Geisterscene gehofft, den König von seiner Geliebten zu trennen, so konnten sie sich schon durch diese Worte überzeugen, daß sie ihren Zweck nicht erreicht hatten. Es gelang ihnen auch später nicht; das Belvedere aber, in welchem der Spuk sich abgespielt hatte, sah den König nie wieder.

Am 16. November 1797 verschied Friedrich Wilhelm. Da entlud sich denn der Haß, welcher fast in allen Schichten der Gesellschaft sich erzeugt und so lange hatte unterdrückt werden müssen, gegen die Gräfin Lichtenau. Sie wurde verhaftet und angeklagt, weil sie im Besitze unrecht erworbener Schätze sei und staatsgefährliche Geheimnisse bewahre. Nach fruchtloser Untersuchung wurde sie jedoch freigelassen und mit einer Pension ins Ausland geschickt; dagegen wurde die schöne Besitzung in Charlottenburg ihr abgesprochen und

der Charité in Berlin überwiesen. Diese verkaufte sie an den Millionär Eckart, den späteren Baron von Eckardstein, für den Preis von 80000 Thlr. Die Sache hatte aber noch ein interessantes Nachspiel, welches kaum bekannt sein dürfte, aus den im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Aktenstücken sich aber unschwer herauslesen läßt. Der Prozeß der Lichtenau war geheim geführt worden; es wußte daher, als die Gräfin keines Verbrechens überwiesen war, niemand, weswegen man ihr nicht nur das durch Fürstengunst erbaute und reich ausgeschmückte Landhaus abnahm, sondern auch das ihr bereits von Friedrich II. geschenkte Grundstück. Auch die Gräfin Lichtenau konnte keinen Rechtsgrund hierfür finden und legte gegen die Fortnahme ihres Besitztums durch ihren Generalbevollmächtigten Verwahrung ein. Der vorsichtige Bankier Eckart beantragte daher vor Abschluß des Kaufes beim Magistrat die Prüfung der Rechtsgültigkeit des Verkaufs durch die Armendirektion. Der Magistrat, eben so loyal wie klug, wandte sich an das Königliche Kammergericht mit dem Ersuchen, da der Prozeß bei ihm nicht geführt sei, er auch von dem Ausgange desselben nichts sicher wisse, zu entscheiden, ob der Gräfin Lichtenau Gehör zu verstatten sei behufs der „Vindikation“. Es wurde ihm unterm 15. März 1800 die Antwort, daß

nach geendigter Untersuchung wider die Gräfin Lichtenau dieselbe ihrer Grundstücke für verlustig erklärt, und unter anderem über die in Frage stehenden zu Gunsten der Armendirektion in Berlin verfügt worden sei. Unter den Gründen wurde angeführt, daß die Gräfin ihr beträchtliches Vermögen aus Mitteln des Staates erworben habe, es daher gültiger Weise zurückgezogen und wohlthätigen Zwecken, wozu es bestimmt worden, gewidmet werden könne. Ganz wohl muß den erkennenden Richtern bei dieser Entscheidung nicht gewesen sein, denn der Präsident schrieb unter das Konzept dieser Antwort: „Ich bitte Sie, lieber Herr Kollege, die Reinschrift zu unterzeichnen, da ich bei dieser Angelegenheit persönlich beteiligt bin.“

Die neue Regierung brachte der Stadt noch in dem alten Jahrhundert einen gewaltigen Gewinn. Es wurde nämlich in den Jahren 1798 bis 99 eine Chaussee von Berlin nach Charlottenburg gebaut, eine Verbesserung des Verkehrs, deren sich damals noch sehr wenig Städte erfreuen konnten.

Ehe wir aber auf das Wirken Friedrich Wilhelm III. in und für Charlottenburg eingehen, müssen wir unsern Blick noch einmal auf die inneren Verhältnisse der Stadt an der Neige des Jahrhunderts richten.

Die Einteilung der Stadt in Ober- oder

Bergstadt und Unterstadt wurde festgehalten. Es wird uns über dieselbe folgendes berichtet:*) „Die Ober- oder Bergstadt liegt höher, erstreckt sich von dem Berliner Thor bis zur Kirche und hat folgende Straßen: Die Berliner oder Lange Straße von dem Berliner Thor bis zum Schloßplatze, welche mit Linden besetzt ist, die Kirchstraße, die Teltower Mittelstraße (Wilmersdorferstr.), die Marktstraße (Spreestr.), die Lützowische Straße, die Krumme-, die Toten- (Kirchhofstr.), die Dorf- (Rosinenstr.) und die Neueste (Wallstr.) Straße. In der Unterstadt: Die Schloß- oder Breitestraße, die mit Linden bepflanzt ist und auf den Schloßplatz stößt, die Orangenstraße geht ebenfalls vom Schloßplatz ab, und die Spandowische oder Deichstraße (Scharrnstr.). Der größte Platz ist der Schloßplatz, dessen fliegendem Sande aber Konsistenz zu wünschen wäre; ein kleinerer ist in der Mitte der Berlinerstraße und ein dritter bei der Kirche in Lützow“.

Über die Erwerbsverhältnisse wird ferner berichtet: „Die Nähe von Berlin (Gastwirtschaft) und der Sommeraufenthalt der Berliner giebt dem Ort die meiste Nahrung, nächstdem der Ackerbau, die Viehzucht, Brauerei, einige Manufakturen und andere städtische Gewerbe“. Die Stadt zählte

*) Bratring, Statistisch-topograph. Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg. Berlin 1805.

damals 205 Ackerbürger. Unter den Gewerbetreibenden bemerken wir 10 Gastwirte, 12 Bierschenker, 15 Branntweinschenker, denen 5 Brauer und 6 Branntweinbrenner gegenüberstehen. An Gärtnern zählte die Gartenstadt damals 11.*)

Jahrmärkte hatte Charlottenburg damals nicht. Von Königlichen Ämtern waren vorhanden eine Kgl. Posthalterei für die Straße von Berlin nach der Altmark und nach Halberstadt und ein Kgl. Accise-Amt, welches zur ersten Kurmärkischen Direktion gehörte.

Die Stadtverwaltung lag in den Händen eines Justizbürgermeisters oder Stadtdirektors und eines Polizeibürgermeisters, denen 3 Senatoren zur Seite standen.

Unter den öffentlichen Gebäuden bemerken wir ein Pfarrhaus und nunmehr auch ein Schulhaus.

Damit kommen wir auf das Wirken eines Mannes zu sprechen, der mehr für die Stadt gethan hat als sämtliche Ratsangehörige des ganzen verflossenen Jahrhunderts zusammen. Es ist der von uns schon oft erwähnte Verfasser der originellen Pfarrchronik, der Ober-Prediger Dressel. Es wäre mißlich, einen Mann nur nach seinen eigenen Berichten zu beurteilen, zumal der in Rede

---

*) Die vollständige Erwerbsstatistik s. in Beilage VI.

stehende seinem Charakter gemäß sein Licht nicht gerade unter den Scheffel gestellt hat.*) Es ist uns aber gelungen, einen Einblick in die Korrespondenz Dressels über die wichtigsten Punkte seiner Wirksamkeit, sowie in die betreffenden Akten zu thun, und dieser hat uns die Wahrheit seiner Ausführungen, soweit sie Thatsachen angehen, vollauf bestätigt. Am meisten sprechen aber seine Thaten selbst für ihn. Darum Ehre seinem Andenken!

Seine Wahl zum Prediger in Charlottenburg wirft ein zu helles Schlaglicht auf die veränderte Zeit, als daß wir uns versagen könnten, die Umstände derselben mitzuteilen.

Im Jahre 1778 erhielt der oben genannte Prediger Eberhard eine Berufung nach Halle als Professor. Von der Königin Elisabeth, der Gemahlin Friedrich des Großen, wurde nun ein Feldprediger namens Steinhardt dem Magistrat eindringlichst empfohlen. Zugleich ward Dressel aufgestellt, welcher der Schwager des Kriegs- und Domainenrats Bötticher, also des commissarius

*) Außer der Pfarrchronik kommt hier in Betracht: „Zuschrift an meine Gemeinde bei Gelegenheit eines neuerbauten Schulhauses von Johann Christian Gottfried Dressel. Berlin 1786", welche Schrift im Schularchiv der Bürgermädchenschule aufbewahrt wird, und die oben S. 6 Anm. angeführte Schrift.

loci für Charlottenburg, war. Als Dressel aber die Kanzel besteigen wollte, um seine Wahlpredigt zu halten, erschien ein Königlicher Heiducke mit einem Schreiben an den Magistrat, worin die Erwartung seitens der Königin ausgesprochen wurde, der hochedle Magistrat werde „der Höchsten Rekommandation zufolge die Wahl en faveur des Herrn Steinhardt dirigiren.“ Das war deutlich genug gesprochen, und ein Magistrat der früheren Zeit wäre solchem Schreiben gegenüber in Devotion erstorben, um dann in tiefunterthänigster Submission die Wahl nach Allerhöchstem Wunsch zu vollziehen. Nun hatte aber Steinhardt, der ein Polterer war und tief in Schulden steckte, die Taktlosigkeit begangen, seine Predigt zu einem Pasquill auf den hochgeachteten und allverehrten Eberhard zu machen, wogegen der junge Dressel einfach und würdig die Worte des Evangeliums ausgelegt hatte. Da war es kein Wunder, wenn der Magistrat zwischen Pflicht und Gehorsam bedenklich schwankte.

Während so die Aussichten Steinhardts sich zu verschlechtern drohten, erfolgte ein dritter Königlicher Brief, diesmal mit eigenhändiger Unterschrift der Königin.*) Darin hieß es u. a.: „Es wird

*) Das Original dieses Briefes befindet sich bei den Magistratsakten. Es ist datiert: Schönhausen den 28. Juli 1778. Dressel kannte dasselbe wohl nicht, da er behauptet, keines dieser Schreiben sei eigenhändig unterzeichnet.

mir zum höchsten Mißfallen gereichen, wenn bei der vorseienden Wahl nicht nach Gewissen gehandelt und der Gemeinde der Rektor Dressel aus Personalabsichten und weil er commissarius loci*) Schwager ist, aufgedrungen und aus Furcht für des Letzteren Ansehen meiner Höchsten Willensgesinnung entgegen vorgezogen werden wird, und hoffe ich, daß der Magistrat der mir schuldigen Devotion als Königin eingedenk sein und derselben nichts zuwider vornehmen werde."

Das war in der That eine harte Gewissensprobe für die beiden Bürgermeister, um so mehr als nun auch der commissarius loci Böttcher geradezu verbot, seinen Schwager zu wählen. Dennoch bestanden diese — Krull und Schuhmacher*) hießen die Ehrenmänner — dieselbe. Der tüchtige Dressel wurde dem untüchtigen Mitwerber, der sich durch Umtriebe hatte das Amt erschleichen wollen, vorgezogen und gewählt. Der brave Krull verfaßte einen Bericht an die Königin, worin er die Gründe für die Wahl des Dressel angab, auch

*) Dieser hatte sich jeder Beeinflussung der Wahl enthalten.

**) Dieser ein wohlhabender und hochgebilder Mann, war an Stelle des emeritierten Pahl (s. d. Anmerkung auf S. 168) zum 2. Bürgermeister erwählt worden. Er hatte, um die Emeritierung Pahls möglich zu machen, auf das Gehalt verzichtet.

insbesondere hervorhob, daß die Schule eines solchen Mannes zum Aufseher bedürfe, und die vortreffliche Königin, deren gutes Herz in dieser Angelegenheit ohne Zweifel von ihren Untergebenen gemißbraucht worden war, fand sich darein.

Die Schulverhältnisse in Charlottenburg hatten sich bis zu Dressels Zeit nicht wesentlich ververbessert. Noch unterrichteten die Nachfolger Streckers in einer einklassigen Schule die lutherischen Kinder, während der reformierte Lehrer ebenfalls in einer Klasse die Angehörigen seiner Konfession vereinigte. Einen Schritt zum Bessern hatte der Vorgänger Dressels, Eberhard, gethan, indem er durch seinen Einfluß durchgesetzt hatte, daß von den Geldern, die Friedrich der Große zur Verbesserung des Schulwesens ausgeworfen, 120 Thlr. für Anstellung eines Rektors nach Charlottenburg abflossen. Außer diesen drei gesonderten Schulen oder besser Schulklassen gab es aber auch mehrere Winkelschulen, welche von alten Weibern und bankerottem liederlichem Gesindel gehalten wurden. Dressel setzte es nunmehr durch, daß die drei erstgenannten Schulen sich zu einer einzigen mit aufsteigenden Klassen zusammenschlossen, wodurch er auch dem Winkelschulwesen ein Ende machte. Unter wie großen Schwierigkeiten dies geschah, kann man schon aus dem Umstande ermessen, daß es galt, Reformierte und

Lutheraner unter einen Hut zu bringen. Sodann ging Dressel daran, nachdem er sich schon durch Beschaffung einer Orgel um die Kirche Verdienste erworben hatte, auch ein Schulhaus für die von ihm gegründete Schule herzustellen. Auch hier waren gewaltige Hemmnisse zu überwinden. Es fehlte an Geld, ausreichendem Platz, vor allem aber an der Geneigtheit der Bürger, selbst etwas für ihre Schule zu thun. Dressel indessen schaffte durch seine Verbindungen von Baufreiheitsgeldern aus der Domainenkammer 324 Thlr. herbei und setzte es durch, daß das Uebrige im Betrage von 1338 Thlr. 17 Gr. 10 Pf. aus der Lützower Kirchenkasse gedeckt werden durfte. Für den Platz mußte der Küster ein Stück seines Gartens hergeben, der alte Weg zum Karpfenteich wurde mitbenutzt und endlich durch günstigen Vertrag mit dem Nachbar noch Raum gewonnen. So entstand das Schulhaus in der Kirchstraße, zu welchem Dressel am 10. Oktober 1785 den Grundstein legte, ein Haus, welches vergrößern zu können er noch selbst später die Freude hatte.*) Im Jahre 1801 gelang es ihm auch, eine Industrieschule (Gewerbeschule) aus Staatsmitteln herzustellen. Ein ganz besonderes Verdienst aber erwarb sich Dressel durch eine Stiftung, an deren Vollendung er zwanzig Jahre seines Lebens arbeitete.

*) Das Schulhaus ist jetzt im Besitz der Stadt, welche d e Steuerbureaus dort untergebracht hat.

Er erhielt in den ersten Jahren einige Summen als Vermächtnis für wohlthätige Zwecke. Diese legte er, unterstützt von dem braven Bürgermeister Krull, auf Zinsen an und brachte dadurch eine Summe von 550 Thlr. auf. Das Kapital wollte er zum Bau eines Armen- und Krankenhauses verwenden, den Rest hoffte er durch Königliche Gnade zu erlangen. Obwohl nun seine Gesuche — eins hatte er an Friedrich II. und eins an seinen Nachfolger gerichtet — ohne Erfolg geblieben waren, wandte er sich dennoch an Friedrich Wilhelm III., von dessen mildthätigem Herzen er Erhörung hoffte. Unterm 25. Juli 1798 erfolgte die Antwort*): Se. Majestät könne sich nicht vorstellen, daß die Armut wirklich so groß und so ausgebreitet in Charlottenburg sei, als Dressel sie schildere. Dieser, zur Äußerung aufgefordert, berichrichtete nun eingehend, indem er u. a. ausführte, wie schon Leute ihm halb erstarrt und verhungert vor die Thür gebracht seien. Das Schlimmste war, daß er nicht nur mit sachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, sondern auch mit solchen, welche ihm seine Mitbürger bereiteten. Denn als eine Kommission in Charlottenburg erschien, um die Sache zu untersuchen, erhoben sich einige Schreier und riefen: „wenn der König ein Haus baue, so

*) Die Verhandlungen sind im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrt.

möge er es auch unterhalten" u. a. m. Nichts destoweniger erreichte Dressel sein Ziel. Der gütige und wohlwollende König befahl am 7. Januar 1799, das angesammelte Kapital von 550 Thlr. auf 2000 Thlr. zu verstärken und solches auf den „Melorationsfonds" zu setzen. So erhielt die Stadt durch Dressel ein Armen- und Krankenhaus.

Friedrich Wilhelm III. liebte Charlottenburg nicht weniger als seine Vorgänger. An der Seite seiner Luise verlebte er hier wohl die glücklichsten Stunden seines Lebens, was man daraus entnehmen kann, daß er später gerade diese Stätte als Ruheplatz nach dem Tode für sich und seine so innig geliebte aber leider so früh entschlafene Gattin unter vielen andern, die seine Wahl treffen konnte, auswählte. Ja glückliche Zeiten waren es, auch für die Unterthanen, jene Zeiten, in denen das patriarchalische Walten des Königspaares — in Wahrheit eine Idylle auf dem Throne — die Herzen mit beglückendem Frieden erfüllte, während ringsumher Kriegsstürme tobten und schon die rauhe Hand des gewaltigen Eroberers an die schützenden Pforten des Staates klopfte.

Friedrich Wilhelm legte die schöne Lindenallee vor dem Schlosse an und verschönerte den Platz vor demselben, der früher eine Wüstenei gewesen war, durch den sich der öde Sandweg nach dem Spandauer Berge hinzog. Zum Andenken

an diese Zeit, wo der vom Volk geliebte König mit seiner unvergeßlichen Gemahlin hier weilte, wurde der Platz später „Luisenplatz“ genannt. Luise richtete den Schloßpark nach ihrem Geschmacke ein, und noch heut zeigt man ihren Lieblingsplatz in demselben. Eine einfache Bank aus Baumstämmen auf der „Luiseninsel“ war die Stelle, wo sie gerne weilte. Auch die Zimmer des Schlosses, welche sie bewohnte, erhielten das Gepräge ihres Geistes, den Stempel einfacher Häuslichkeit. Die Pietät, welche in dem Schlosse zu Charlottenburg mehr als anderswo waltet, hat dieselben so erhalten, wie sie damals waren, und läßt so den Beschauer noch etwas von dem stillen Glück ahnen, dessen die Bewohner einst hier genossen.

Doch nicht lange sollte dieses Glück dauern. Der Staat Friedrich des Großen sank zusammen unter den wuchtigen Streichen des großen Korsen, und der friedliebende König, welcher gehofft hatte, seine Länder der Kriegsnot fern halten zu können, mußte die treuen Provinzen dem Sieger preisgeben. Während er sich mit seiner Familie anschickte, nach Preußen zu gehen, um von dort aus neuen Widerstand gegen die rastlos vordringenden Feinde ins Werk zu setzen, näherte sich der Eroberer der Hauptstadt des Landes. Am 26. Oktober 1806 zog er, nachdem bereits am 24. die ersten Franzosen eingetroffen waren, in Charlotten-

burg ein. Eine Nacht blieb er im Schlosse, wo er zum Hohn für die Königin, deren stille, edle Weiblichkeit dem phantastischen Revolutionshelden verhaßt war und in deren Vaterlandsliebe er mit Recht die gefährlichste Klippe für seine stolzen Pläne sah, die Zimmer Luisens bezog. Unsanft sollte seine Ruhe hier gestört werden. War es ein Zufall oder war es der neckische Streich eines Schloßbewohners — genug, als Napoleon sich spät auf ein Kanapee niedergelegt hatte, um zu ruhen, wurde er durch Trompetengeschmetter erweckt, und ein preußischer Marsch ertönte. Hastig sprang er auf, indem er sich verraten glaubte, aber siehe da — die Töne rührten von einem Trompetenwerk einer alten Spieluhr her, deren rostige Räder ins Rollen geraten waren.

15000 Mann Garden begleiteten Napoleon. An den Berliner Hecken, an der Stelle, wo heut das Königliche Gymnasium sich befindet, und weiter im Zuge der Leibnizstraße standen die Kanonen aufgepflanzt. In die Häuser der Bürger wurden zahlreiche Mannschaften gelegt. Wenn auch nicht alles ausgeraubt wurde, so wurden doch wenigstens einige Straßen geplündert. Die regulären Truppen verfuhren hierbei gemäßigt, die Artillerieknechte begnügten sich aber nicht mit der Plünderung, sondern drangen auch in das von Dressel erbaute Armen- und Krankenhaus ein,

peinigten die alten kranken Frauen, eilten dann nach dem Kirchhof, erbrachen das Gewölbe und rissen die Särge auf, um die etwa den Toten von lieber Hand mitgegebenen Kleinodien zu rauben.

Der Friede von Tilsit befreite Charlottenburg nicht von der Franzosennot. Die Feinde blieben und zehrten die arme Stadt aus. An Hohn und Spott fehlte es nicht. Am 15. August des Jahres 1807, dem Geburtstag Napoleons, wurde Dressel sogar durch den Kommandeur, Marschall Victor, Herzog von Belluno, gezwungen, ein Tedeum anstimmen zu lassen, welches von der Königlichen Kapelle begleitet wurde. Im Mai des Jahres 1808 schlugen die Franzosen noch ein großes Lager auf dem Spandauer Berge auf, gruben Brunnen und richteten alles so ein, als wenn sie noch lange bleiben wollten, da ertönte — es war wieder der 15. August — Kanonendonner, und die Truppen, welche das Lager innegehabt hatten, zogen ab. Zwar kamen immer noch neue Regimenter, welche dort Quartier machten, aber am 3. Dezember war der letzte Franzose abgezogen und die Stadt atmete wieder frei auf.

Groß war die Freude, als es hieß, das Königspaar kehre zurück, und festliche Veranstaltungen wurden zu seinem Empfange getroffen. Es war am 10. Januar des Jahres 1810, wo der Einzug geschah, und noch einmal sollte Charlotten-

burg die teure Königin kurz vor ihrem Ende sehen. Viele der Bürger hatten sich beritten gemacht und eilten dem nahenden Herrscher entgegen. Es fehlten nicht die weißgekleideten Jungfrauen, nicht das Körbchen mit Blumen und das Festgedicht, auf weißem Atlas gedruckt. Der Oberprediger, an der Spitze des Magistrats und der Bürgerschaft, bewillkommnete das Herrscherpaar mit einigen herzlichen Worten, die damit schlossen: „Nun sind unsere heißesten Wünsche erfüllt, unsere Gebete sind erhört und wir empfehlen Ihrer Königlichen Huld und Gnade diese Stadt mit ihren Bewohnern."

Die Königin nahm huldreichst die Kränze und das Gedicht in Empfang, die Bürgerschaft aber begleitete den Wagen unter den Klängen der Musik bis zum Schlosse. Der Tag endete mit einer festlichen Illumination der gesamten Stadt.

War auch die Schöpfung der Hohenzollernfürsten, der Preußische Staat, zu Boden geschmettert, zu stark war die Triebkraft desselben als daß alle Lebenskeime hätten vernichtet werden können. Wie ein lebenskräftiger Baum, dem man seine Äste und Zweige abgeschnitten hat, nur desto frischer neue Triebe hervorschießen läßt, so war es auch hier. Der Baum des Hohenzollernstaates begann von neuem zu grünen und das so tief gedemütigte Preußen feierte seine Wiedergeburt. Eine

der Reformen, welche der große Stein durchführte, wurde auch zum Segen für Charlottenburg. Es war dies die neu eingeführte Städteordnung. Nicht mehr sollte ein selbstherrlicher Magistrat die Stadt nach eigenem Gutdünken leiten, sondern der Bürger sollte selbst Herr in seinen Angelegenheiten sein, dieselben beraten helfen und über sie beschließen. Das war ein gewaltiger Fortschritt, den man überall dankbar empfand, und auch in Charlottenburg erkannte man die Bedeutung des Tages, an welchem die neue Einrichtung ins Leben treten sollte, sehr wohl. Der 3. August, der Geburtstag des Königs, des Jahres 1809 war daher für die Stadt ein hoher Festtag. Die Kirche war festlich geschmückt mit Guirlanden, Blumen und Orangebäumen; hell brannten die Kerzen in derselben, 24 weißgekleidete Jungfrauen streuten dem neugewählten Magistrat Blumen auf den Weg und der Oberprediger bewillkommnete ihn an dem Eingang der Kirche. Nachdem der Einzug in so feierlicher Weise vor sich gegangen war, nahmen der Magistrat und die 36 Stadtverordneten vor dem Altar unter den Orangebäumen Platz, wo die Büste des Königs aufgestellt war. Nach Gesang und Predigt fand vor dem Altar die feierliche Vereidigung des Rates und der Vertreter der Bürgerschaft statt. An die kirchliche Handlung schloß sich ein Festmahl, welches

im „Prinzen von Preußen“ stattfand, und an dieses eine Illumination der Stadt.

Man mag lächeln, wenn man an die ersten Zeiten der neuen Stadtvertretung denkt. Wie unbehülflich mag sich da manches Mitglied derselben gezeigt haben, wie vorlaut mögen die Schreier in der Versammlung gewesen sein, wie mag die angestammte Oppositionslust des Charlottenburgers sich in wunderlichen Beschlüssen dem Magistrat gegenüber geäußert haben!*) Gewiß würde hier ein Lustspieldichter wie G. von Moser charakteristische Typen für seinen „Hypochonder“ haben finden können. Dennoch war es der Anfang einer neuen Zeit, und der Bürger lernte nach und nach seinen eigenen Vorteil verstehen und gewann das, was ja einer jeden Stadt in höchstem Maße zu wünschen ist, Herz für das Gemeinwohl.

Auch die Anfänge einer Volkswehr trugen in Charlottenburg ein heiteres Gepräge. Im Jahre 1812 erging der Befehl an alle Provinzialstädte, Bürgergarden ins Leben zu rufen, wie sie nach dem Muster der Pariser Nationalgarde schon 1806 in Berlin von Napoleon eingerichtet waren. Diese

*) Dressel nennt die Aufschrift einer Bürgerfahne: „Vereint durch Bürgersinn“ eine grobe Lüge und macht die bereits oben (S. 6) angeführte beißende Bemerkung, der vereinte Bürgersinn sei nirgends weniger heimisch als in Charlottenburg.

Einrichtung trug zwar noch ein Napoleonisches Gepräge, in Wahrheit war sie aber der Anfang einer echt preußischen Institution — der Landwehr. Da sah man denn alsbald die reicheren Bürger in goldstrotzenden Uniformen einherstolzieren, während die Ärmeren wenigstens Hut und Säbel der militärischen Tracht anpaßten*). Voran der korpulente Herr Hofschlächtermeister als Major der Garde, ging es nun an ein Exerzieren, Aus- und Einmarschieren, so daß man vor lauter Thätigkeit gar nicht zu der Frage kam, was man eigentlich zu thun habe. Es war aber in der That vorläufig gar nichts zu thun; denn die Wachtposten wurden von einer Invalidenkompanie besetzt gehalten. Nichtsdesto weniger wurde ein Wachthaus errichtet, Soldat gespielt und auch zu Kirchenparaden aufgezogen, damit die Uniformen desto öfter und länger zur Schau getragen werden könnten. Indessen, war dies vielleicht auch ein kindisches Spiel, tiefer Ernst lag doch darin, und als der König rief, da kamen sie alle, alle diese Spieler, und traten je nach dem Alter entweder in die Landwehr oder in den Landsturm ein. Denn es war bereits die Zeit gekommen, wo man eine Wehr dem Weltbezwinger entgegensetzen konnte, gegen

*) Diese Letzteren nannte man mit dem wenig ansprechenden Namen „Rauhbeinig."

die allein seine Kriegskunst ohnmächtig sich erweisen sollte — das Volk in Waffen.

Napoleon, auf der Höhe seines Glückes, aber auch seines Übermutes, angelangt, unternahm jenen abenteuerlichen Zug nach dem unwirtlichen Rußland, welcher der Anfang von seinem Ende werden sollte, und hatte Friedrich Wilhelm III. gezwungen, 20000 Soldaten als Bundestruppen ins Feld zu stellen. Unerträglich waren die Lieferungen, welche dadurch dem bereits ausgesogenen Lande auferlegt wurden. Auch Charlottenburg litt schwer, und man glaubte, daß in der ganzen Stadt kaum tausend Thaler bar Geld mehr vorhanden wären. Da zeigte sich denn die Bürgergarde nützlich, indem sie nunmehr an die Stelle der Garnison trat und die Bewachung der Stadt übernahm, so daß dieser die durch die Besatzung entstehenden Lasten und Kosten abgenommen wurden.

In dieser Zeit „der schweren Not" traf plötzlich die Kunde ein, welche dem Moniteur zugegangen war, der Kaiser sei gesund, die große Armee aber vernichtet. Kaum glaubte man der inhaltsschweren Nachricht. Da kamen im Januar des Jahres 1813 Jammergestalten durch die Stadt, bleiche, verhungerte, halb erfrorene und verkrüppelte Menschen, Reste der großen Armee, — die Reiter ohne Pferde mit Sätteln auf dem Rücken, die Fußsoldaten, notdürftig bekleidet,

auf Vorspannwagen oder mühsam am Stabe dahinkriechend. Den Januar und Februar hindurch dauerten diese Durchzüge, und immer mußte einquartiert, verpflegt und geliefert werden. Schon hoffte man am Ende dieser unerträglichen Plackereien zu sein, da erschienen am 20. Februar die Kosacken. Freudig begrüßte man sie und gab willig alles her, was noch übrig war; hoffte man doch die Franzosen jetzt los zu werden. Und in der That schien dies auch der Fall zu sein. Denn von ihrem Lager jenseits der Spree kamen die Kosacken in die Stadt und stachen alles nieder, was von Franzosen ihnen in die Hand fiel. Ein Sergeant von den reitenden Grenadieren wurde unweit der Scheunen erstochen, ein Trupp kranker Franzosen, der von einem Bauern gefahren, aber von diesem beim Anblick der Russen vom Wagen geworfen war, wurde durch die Kosacken an der Spreebrücke in den Fluß geworfen mit den Worten: „Kamerad, taugst nichts mehr." Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Die Kosacken zogen ab, und die Franzosen kamen wieder. Diese nahmen nun Rache, drohten dem Bürgermeister Sydow mit Totschießen und quälten die arme Stadt, weil sie die Kosacken zu freundlich aufgenommen hatte. Auf den Straßen lagerten sie und setzten die Einwohner, indem sie Kanonen vor der aufgezogenen Spreebrücke aufpflanzten, in Schrecken, da man vor einem blutigen Gemetzel

beim Zusammenstoß mit den rückkehrenden Kosacken sich nicht sicher glaubte. Neue Regimenter, und diesmal solche, welche nicht die Schrecknisse des russischen Winters durchzumachen gehabt hatten, zogen ein, und diese betrugen sich schon als Feinde. Für jeden Mann forderten sie ein Kostgeld von 1 Rth. pro Tag, eine für Charlottenburg damals unerschwingliche Last; Angst und Schrecken wuchs, als durch Unvorsichtigkeit eines Soldaten eine Scheune in Brand geriet, — da befreite der 4. März, an welchem die Franzosen aus Berlin durch die Russen vertrieben wurden, auch Charlottenburg von seinen unholden Gästen.

Aber auch von den Freunden geschah den armen gequälten Bürgern Unbill. Am 18. August kamen die Schweden. Diese quartierten sich zwar nicht in der Stadt ein, aber von ihrem Lager auf dem Spandauer Berge aus machten sie Streifzüge auf die Felder und in die Gärten, wo sie die Früchte stahlen und auch sonst großen Schaden anrichteten. Als sie abmarschierten, nahmen sie viele Pferde mit, forderten auch Vorspann, gaben dies aber nachher nicht wieder zurück, so daß mancher Bürger Pferd und Wagen einbüßte.

Alles hatte unter der Not der Zeit zu leiden. Dennoch war man überall bereit, Gut und Blut zu opfern, und wenn je ein Blatt unserer Preußischen Geschichte erhebend ist, so

ist es dieses, wo gerade der kleine Mann seine geringe Gabe — nach dem Ausdruck damaliger Zeit — „auf dem Altar des Vaterlandes" niederlegte. Und so war es auch in Charlottenburg. Die kleinen stillen Opfer, welche damals gebracht wurden, wer vermöchte sie anzugeben! Aber die Reihe von Namen der in den Freiheitskriegen Gefallenen, wie sie auf der Tafel in der Luisenkirche verzeichnet ist, zeugt dafür, daß auch hier auf den Ruf des Königs alles, was Waffen tragen konnte, herbeieilte, um das Leben einzusetzen für die so heiß ersehnte Freiheit.

Auch der König brachte Opfer. Einen Teil des Küchengartens hatte er bereits früher abgetreten und auf demselben ein Lazareth für die Garnison der Gardes du Corps erbauen lassen; in der Zeit der Not verkaufte er auch das noch übrig bleibende Stück für 4000 Rth. an den Bankier Levi, aus dessen Händen es in den v. Wartenbergschen Besitz überging.

Noch schwebte das Damoklesschwert über der Stadt. Bernadotte wollte bekanntlich, vor den Franzosen zurückgehend, Berlin preisgeben und die Spreebrücke bei Charlottenburg abbrechen. Die arme Stadt wäre dann noch schlimmer als die Hauptstadt dran gewesen und würde ohne Zweifel von neuem schrecklich unter der Wut der Franzosen gelitten haben. Der mannhafte Widerstand Bülows

und Tauenziens retteten sie zugleich mit der Hauptstadt. Die Scharen eines Bertrand, Reynier und Arrighi wurden am 23. August 1813 bei Großbeeren durch die Kolben märkischer Grenadiere zurückgeworfen und die Bürger, welche bei den Kanonenschlägen, die sie in ihrer Nähe vernahmen, gezittert hatten, von ihrer Furcht befreit. Nur ein Feind war zurückgeblieben, welcher allerdings auch noch verheerend wirkte. Die durchmarschierenden Franzosen hatten das Lazarethfieber mitgebracht, in dessen Gefolge sich ein Nervenfieber einfand, welches nicht wenige Opfer forderte.

Endlich, nach langem und heißem Ringen, war der Löwe, der so lange die Völker in Schrecken gesetzt, gefesselt. Napoleon war auf St. Helena.

Jetzt kehrte auch der vielgeliebte König, der mit seinem Volke so viel gelitten, unter dem Jubel der Bevölkerung nach Charlottenburg zurück. Doch er kam allein. Bereits fünf Jahre vorher war Luise, mit der er so gerne hier geweilt, zur ewigen Ruhe eingegangen. Nach Charlottenburg aber führte den König ein wichtiger Akt. Der junge Prinz Wilhelm, der bereits bei Bar sur Aube Proben seiner Tapferkeit abgelegt und das eiserne Kreuz erhalten hatte, sollte durch die Einsegnung als selbständiges Glied in die evangelische Kirche aufgenommen werden. Die heilige Handlung fand am 8. Juni des Jahres 1815 statt und wurde

in der Schloßkapelle durch den Hofprediger Ehrenberg vollzogen. Der junge Prinz sprach hier in Gegenwart des ganzen Hofes das von ihm selbst verfaßte Glaubensbekenntnis mit fester, klarer Stimme und legte mit tiefem Ernste vor dem Altar das Gelöbnis ab, getreu den in demselben niedergelegten und seinem innersten Wesen entsprechenden Vorsätzen wandeln zu wollen.

Vieles fesselte den Monarchen an Charlottenburg. Die reizende Lage, der herrliche Schloßpark, die Nähe von Berlin, vor allem aber die Erinnerung an die so glücklich mit seiner entschlafenen Gemahlin verlebte Zeit, deren sterbliche Hülle in dem Mausoleum beigesetzt war, welches er bald nach ihrem Tode hier hatte erbauen lassen. Die weiten Räume des ausgedehnten Königsschlosses sagten jedoch dem einfachen und bescheidenen Sinne Friedrich Wilhelms nicht mehr zu. Deshalb ließ er sich neben dem Friedrichsbau an der Stelle, welche auch Eosander mit einem abschließenden Bauwerk hatte besetzen wollen, ein behagliches Heim erbauen. Es war dies der sogenannte Pavillon, welcher sich zwar nicht durch Pracht auszeichnet, aber ebensowohl in Anlage wie Ausstattnng künstlerischen Geist verrät. Das Vestibulum mit der runden Nische, in deren Mitte eine Figur mit einem Blumenkorb vor einer Ruhebank sich befindet, die pompejanischen Wandmalereien

und die Loggia mit den zierlichen Säulen lassen den durch das Studium griechischer und römischer Meister gebildeten Schöpfer desselben erkennen. Der Bau wurde 1824 begonnen und 1825 vollendet. Die spezielle Bauleitung war Schadow übertragen; der Entwurf des ganzen Gebäudes wie insbesondere der Innen-Dekoration war indessen ein Werk des berühmten Schinkel.*) Auch diese Stätte wird pietätsvoll in der Ausstattung, die sie zu jener Zeit hatte, erhalten. Man sieht die Bilder der Preußischen und Russischen Königsfamilie, Bilder russischer Truppengattungen, eine reiche Sammlung von Porzellantellern, welche, in ihren Malereien Scenen aus dem russischen Militärleben darstellend, in goldenen Rahmen an den Wänden hängen, — alles Geschenke des russischen Kaisers. Man bemerkt den einfachen Schreibtisch, die eichenen Möbel, wie sie zu der Väter Zeit waren, und es fehlt in dem am Kamin befindlichen Korbe nicht das zur Heizung aufgeschichtete kräftige Eichenholz. In dem Schlafzimmer entdecken wir eine Sammlung von Modellen der verschiedenen Truppengattungen damaliger Zeit in den altfränkischen Uniformen; aber gerührt weilt unser Blick auf dem einfachen Bette des Hausherrn. Noch ist es bedeckt mit der Decke, welche derselbe allabendlich selbst abzunehmen und zusam-

*) Nach den freundlichst gemachten Mitteilnngen des Kgl. Hausministeriums und des Kgl. Hausarchivs.

menzufalten pflegte; denn dies war ein Tuch, welches früher die Schultern Luisens bekleidet hatte. Endlich weilt unser Auge bei einer entzückenden Büste, welche in einem der Wohnzimmer aufgestellt ist. Es ist die der edlen Fürstin Liegnitz, welche die letzten Jahre des vielgeprüften Monarchen durch Anmut und echt weibliches Wesen erhellte.

Als die Wunden, welche die Napoleonische Zeit dem Lande geschlagen, sich einigermaßen wieder geschlossen hatten, konnte der König daran denken, der Liebe zu seiner verstorbenen Gemahlin noch einmal dadurch einen fürstlichen Ausdruck zu geben, daß er die Grabesstätte derselben glanzvoll schmückte. Das Mausoleum, welches in der Zeit, wo noch die Hand Napoleons schwer auf Preußen lastete, erbaut worden war, hatte zwar ungefähr dieselben Formen, wie sie sich jetzt den Blicken des Beschauers darstellen; die Fassade war indessen nur von Sandstein aufgeführt worden. Diese sollte nunmehr aus edlem Gestein hergestellt werden. Der von Schinkel im Jahre 1826 entworfene Plan wurde vom König angenommen und zur Ausführung gebracht. Unter dem 5. Februar 1827 schrieb derselbe: „Ich will ein Peristyl von inländischem roten Granit. Dasselbe soll durch die Steinmetzmeister Wimmel und Trippel für Rechnung meiner Schatulle ausgeführt werden.“ Kaum war es bekannt geworden, daß der König die Säulen des Eingangs

von inländischem Granit hergestellt zu wissen wünschte, als sich ein Graf von der Schulenburg meldete und unterm 7. Juni 1827 schrieb, es befände sich auf seiner Feldmark Trampe ein Granitblock, den er mit Freuden dem König für das pietätsvolle Werk zur Disposition stellen wolle. Gern nahm der König dies Anerbieten an, und Schinkel hatte die Freude unter dem 8. Juli 1829, in welchem Jahre das Ganze vollendet wurde, dem König melden zu können, daß durch besondere Geschicklichkeit der ausführenden Steinmetzmeister es gelungen wäre, nicht nur eine, sondern alle vier Säulen des Eingangs aus dem zum Geschenke dargebrachten Steine herzustellen. So erhielt das Mausoleum seine jetzige Gestalt, und es entstand jener weihevolle dorische Tempelbau am Ausgang der schwermütigen Tannenallee im Schloßparke mit dem *A* und *Ω* (Christus ist der Anfang und das Ende), dem Bekenntnis des Königlichen Erbauers, an der Stirne. Dem weihevollen Eindruck des Äußeren entsprach der innere. Säulen von grünem Marmor mit weißen Kapitälen*) auf roten Marmorsockeln und Wandpfeiler von sizilianischem Jaspis, welche den oberen Raum von dem unteren scheiden, empfan-

*) Diese Säulen sind von hohem Altertum. Sie sollen aus dem Orient nach Rom, von da nach Polen und endlich an König Friedrich I. gekommen sein, der sie im Schlosse zu Oranienburg aufstellte.

gen den über die acht Stufen des Eingangs Eintretenden. Das bläuliche Licht, welches durch die Fensteröffnungen des Vorbaues von oben eindringt, wirft magische Strahlen auf das Marmorbild der entschlafenen Königin, das über der Krypta, wo Luise ruht, von der Meisterhand eines Rauch geschaffen wurde.*) Herrliche Sprüche zieren die Flächen unterhalb des Gesimses der Apsis und der Wände. Ein Altarbild in der Apsis stellt den König und die Königin dar, wie sie ihre Kronen dem Heiland überreichen. Es ist ein Meisterwerk von Pfannschmidt; das Kruzifix des Altars ist von Achtermann, die mit Parzen und Horen geschmückten Kandelaber sind von Rauch und von Tieck ausgeführt.

Diese erhebende Stätte hatte nun der König ganz in seiner Nähe, während er getreu dem Spruche, den sein Grabstein trägt, lebte: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott," und oft sah man ihn in das Mausoleum treten, wo er längere Zeit in Gebet und Nachdenken hinbrachte. Als er am 7. Juni 1840 starb, wölbte sich das Grabmal, welches seine Luise umschließt, auch über ihn, und über seiner sterblichen Hülle führte der geniale Künstler, welcher Luisens Bild geschaffen, auch sein Bild aus.

Dies Denkmal innigster Gattenliebe, welches

---

*) Rauch arbeitete das Kunstwerk im Jahre 1813.

so ernst aus dem dunklen Tannengrün hervorblickt, wurde eine Weihestätte der gesamten Königlichen Familie. Friedrich Wilhelm IV. ließ hier sein Herz zu den Füßen seiner Königlichen Eltern beisetzen, Wilhelm I. aber betrat diese Stätte, als er, durch fränkischen Übermut frech herausgefordert, die Waffen zu ziehen gezwungen wurde, um an dem Grabe seiner Eltern zu beten, und himmlischer Friede strahlte beim Verlassen derselben auf seinem Antlitz. Eine Weihestätte ist aber dieses Denkmal geworden, auch für alle Vaterlandsfreunde, so daß die Zahl der Pilger, welche zu ihm wallfahrtet, wöchentlich nach Tausenden zählt.*)

Nach den Freiheitskriegen vermehrte sich die Einwohnerzahl der Stadt beträchtlich. Hatte sie im Jahre 1812 nur 3000 ausgemacht, so stieg sie schon bis zum Jahre 1823 auf 4715 und zählte 350 Privatwohnungen, im Jahre 1840 hatte sich die Zahl schon mehr als verdoppelt. Die Stadt zählte damals 6925 Civileinwohner und 313 Militärs.

Das Straßennetz wurde innerhalb der Stadt mehr und mehr ausgebaut und schon erhob sich

*) Weniger bekannt dürfte sein, daß die Pietät Kaiser Wilhelms auch die Beisetzung der Fürstin Liegnitz, als dieselbe 1873 starb, im Mausoleum anordnete. Auch Prinz Albrecht schlummert hier. Der Bau des Peristyls war auf 39097 Thlr. 3 Gr. 2 Pf. veranschlagt. Er kostete in Wahrheit 39681 Thlr. 13 Gr.

manche Villa inmitten der Stadt wie die große schöne inmitten der Wilmersdorfer Straße (heut von Mannlich-Lehmann), die von Wartenbergsche in der Berliner Straße u. a. Dennoch trug man Bedenken, mit dem Häuserbau über die Circumwallationslinie hinauszugehn, und noch lange war im Süden der Stadt weites, freies Feld. Das Bedürfnis, in dem Lustort anmutige Stätten zur Aufnahme von Gästen zu schaffen, ließ zuerst das Weichbild erweitern. Im Jahre 1817 wurde an den Berliner Hecken das „große Kaffeehaus" erbaut, jenes geschmackvolle einstöckige Gebäude mit der Freitreppe und den beiden einen Vorgarten umschließenden Flügeln, welches man in dem untern Stock des Königlichen Gymnasiums, das heute sich an dieser Stelle befindet, noch sehr wohl herauserkennt. Lange Zeit war dies das erste Gebäude von Charlottenburg und trug deshalb die Nummer 1 in der Berliner Straße. Nur sehr spärlich folgten Ansiedelungen in dem Zuge der Hauptstraße, noch spärlicher in den jetzt so reich bebauten Nebenstraßen.

Auch andere Vergnügungsorte entstanden. So das „türkische Zelt," welches Gasthaus diesen Namen erhielt, weil hier früher ein höherer Offizier, der hier wohnte, ein Zelt, das er im Türkenkrieg erobert, aufgestellt gehabt hatte. Noch manchem älteren Berliner wird vielleicht aus seiner

Jugend die Zeit vorschweben, wo er mit seinen Eltern nach Charlottenburg hinauspilgerte, in der Zipterschen Konditorei Kuchen kaufte und „bei Morellis" (Becker-sches, später Reichenkronsches Kaffeehaus) Kaffee trank. Auch der Muskausche Kaffeegarten neben dem Schlosse kam in Aufnahme, wo „der Hund begraben lag," ein Hund des Wirtes, des früheren Schauspielers Quien, welcher einst einen Holzknecht aus der Isar gerettet hatte.

So prägte Charlottenburg immer mehr den Charakter aus, den es lange tragen sollte, den einer Sommerfrische. Hier wählte denn auch wohl mancher am Lebensabend seinen Ruhesitz, mancher zog sich auch, um ungestörter seinen Studien leben zu können, hierher zurück. So lebte hier der freisinnige Theologe Bruno Bauer, welcher, nachdem er im Jahre 1842 aus dem Staatsdienst entlassen war, sich hier ansiedelte, eine „Allgemeine Litteraturzeitung" und mehrere politische Zeitungen herausgab, auch eine Buchhandlung anlegte, und später, als diese nicht gedeihen wollte, einen Tabakladen eröffnete. Sein jüngerer Bruder Edgar Bauer wurde 1821 in Charlottenburg geboren, studierte Theologie und Jurisprudenz, spielte dann als Radikaler eine Rolle, vertauschte aber später dieselbe, indem er ins konservative Lager überging. Auch eine originelle Persönlichkeit lebte zeitweis hier. Besitzerin des „türkischen Zeltes" war

nämlich, ehe dasselbe Gasthaus wurde, Madame Du Titre, von der manche ergötzliche Anekdote noch heute gern erzählt wird und noch immer dieselbe erheiternde Wirkung übt, wie in jenen früheren Tagen.*) Das Haus am „Hippodrom", welches

*) Zur Charakteristik dieser originellen Persönlichkeit mögen folgende weniger bekannte Anekdoten dienen:

Ein Schwiegersohn hatte Madame du Titre vor einer notwendigen Reise gebeten, die Taufe seines jüngsten Kindes bei dem Pastor zu bestellen. Auf die Frage, die derselbe nach seiner Rückkehr that, ob der Auftrag ausgeführt sei, erhielt er die Antwort, daß dies allerdings geschehen sei, der Pastor aber den Namen des Kindes nicht habe annehmen wollen. Verwundert forschte nun der junge Vater, welcher Name denn dem Geistlichen angegeben sei, worauf ihm die Schwiegermama antwortete: „Nun der von Ihnen gewünschte „Manchester". Lächelnd erwiederte nunmehr der Sohn: „Aber Mutterchen, ich habe Ihnen ja gesagt, er soll „Kasimir" heißen." Frau du Titre schlug sich hierauf vor den Kopf und entgegnete: „Ach wußt' ich doch, daß es solch Hosenzeug war." — Friedrich Wilhelm III. unterhielt sich gern mit der originellen Persönlichkeit. Als nun einmal Madame du Titre den Monarchen mit ihrer gewöhnlichen Anrede begrüßt hatte: „Wie geht es Majestäten Friedrich Wilhelm dem Dritten?", sagte dieser achselzuckend: „Wie soll es so einem armen Witwer gehn?", worauf Frau du Titre entgegnete: „Ja, und wer nimmt auch gleich wieder einen Witwer mit sieben Kindern?" — In einer Vorstellung des „Macbeth" bemerkte Frau du Titre, wie Lady Macbeth in der Scene, wo sie, von Gewissensqualen gefoltert, nachts umherirrt, das Licht schief hielt, und rief laut auf die Bühne: „Macbethen, Sie drippen!"

später dem Gastronomen Buder gehörte und jetzt das „Kaffee Dellner“ ist, war lange Zeit Eigentum der berühmten Schauspielerin Crelinger. Der Volksmund brachte die Ortsbezeichnung „am Knie“, welche der daselbst befindlichen Straßenbiegung gegeben wurde, in engste Beziehung zu dem Knie der schönen Frau.

Und wie stand es um den geistigen und sittlichen Sinn der Bürger?

Es war noch ein patriarchalischer Zustand, dem wir hier begegnen. Wie dem Berliner der „Onkel Spener“ und die „Tante Voß“ auf solidem Löschpapier die politischen Nachrichten unter dem Drucke der Zensur sparsam und vorsichtig zumaßen, so war es auch hier. Das „Charlottenburger Wochenblatt“, dessen Redaktion später in die Hände des biederen Andreas Sommer gelangte, enthielt die Königlichen Erlasse, die Ordensauszeichnungen und etwa noch die Unglücksfälle und Mißgeburten, welche sich in Deutschland und den angrenzenden Ländern zugetragen hatten. Während aber in breitem Rahmen berichtet wurde, wenn „hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlugen,“ erfuhr der Leser von dem, was in Charlottenburg passierte, nichts. Und wie der Berliner seinen „Beobachter an der Spree“ hatte, dessen rührende und moralische Geschichten er mit innerer Erhebung las und dessen matte Witze er für echt attisches

Salz hielt, so erhielt auch Charlottenburg einen solchen. Im Jahre 1846 erschien „der Charlottenburger Beobachter" von Hopf.

Indessen ein guter Geist war es, der im allgemeinen in der Bürgerschaft herrschte. Man stand noch unter dem Einflusse der geistigen Strömung, welche in den Freiheitskriegen die Herzen gewaltig bewegt hatte. „Mit Gott für König und Vaterland," das war die Devise für jedermann hier, um so mehr, als man dem Königshause viel näher stand und jetzt noch besonders das Beispiel eines bürgerlichen Lebens auf dem Throne in dem allgeliebten König, dem Patriarchen und ersten Bürger Charlottenburgs, vor Augen hatte. Unter dem Einfluß dieser Strömung bildete sich im Jahre 1837 ein Verein von Kriegskameraden, welche die Erinnerung an die große Zeit der Freiheitskriege pflegen nnd „ihre Gefühle in betreff des großen Werkes in brüderlicher Liebe austauschen" wollten. Es war einer der ersten Kriegervereine, welcher entstand, ein Verein, der, durch einen jüngeren Zweigverein verstärkt, zu ansehnlicher Blüte gelangte und jetzt in Ehren sein fünfzigjähriges Jubelfest hat feiern können.

So wurde Charlottenburg das, was es auch trotz mancher Gegenströmung bis auf den heutigen Tag geblieben ist, und noch lange bleiben möge, eine patriotische Stadt.

Charlottenburg wird Großstadt.

(1840—1876.)

Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV., welcher im Jahre 1840 den Hohenzollernthron bestieg, fand für seine Baulust weder im Schloß noch im Schloßpark etwas zu thun; war doch durch seine Vorfahren der weite Raum des ausgedehnten Territoriums reichlich ausgenutzt und mit Prachtbauten besetzt worden, von denen jede einzelne das Gepräge der Zeit ihrer Entstehung und die Eigenart des Erbauers versinnbildlichte; der historische Sinn des geistvollen Monarchen erlaubte es aber nicht, etwas an dem Bestehenden zu rütteln oder die Schöpfungen seiner Vorfahren gar durch einen Umbau bezw. Neubau zu zerstören. Desto mehr hatte er Sinn

für die Schönheit jedes Einzelnen und genoß es in kunstsinniger Weise. Erstaunt vernahmen die Stadtbewohner den Ton der Glocken in der Kuppel, welche so lange verstummt waren, jetzt aber zum Gottesdienst in der Kapelle einluden. Mit innerer Bewegung bemerkten Lustwandelnde, wie die Pforte des Belvedere, welche über 50 Jahre geschlossen gewesen war, sich öffnete, und das geistvolle Auge des Königlichen Herrn von den Balkonen hinabschaute auf die vorüberfließende von Kähnen belebte Spree, die grünen Wiesen im Schloßpark und den nahen schattigen Wald der Jungfernheide.

Nach anderer Seite hin konnte aber der vierte Friedrich Wilhelm seine Baulust bethätigen, und diese kam der Stadt zu Gute.

Die alte Lützower Kirche, welche schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts baufällig gewesen, war inzwischen sehr verfallen. Zu Dressels Zeiten hatte man den morschen Thurm abgetragen und in der Not einen neuen von Fachwerk aufgesetzt. Jetzt drohte die Kirche geradezu den Einsturz. Der König ließ nun auf den alten Grundmauern eine neue Kirche aufbauen, und die Kennerschaft des kirchlichen Baustils, welche er in hervorragendem Maße besaß, gab ihm den für den Ort passendsten Plan an die Hand. Er wählte den gotischen Stil, ließ zu beiden Seiten des Eingangs

die zwei zierlichen Türme aufsetzen, zierte das Giebelfeld mit einer Gruppe und schuf so jenes liebliche Kirchlein inmitten des baumbeschatteten Friedhofs, dessen wir bereits oben (S. 14. f.) gedacht haben.

Auch die Umgebung des Schlosses wurde verschönert, und hier war es der romanische Stil, welchem der König bei der Anlage zweier Gebäude folgte, die er täglich von seinem Königschlosse aus vor Augen haben wollte. Es sind dies die beiden Kasernen, deren Umgebung noch außerdem von dem Russischen Kaiser durch das Geschenk der beiden Rossebändiger geziert wurde.

Endlich erbaute der König auch die zierlichen Chausseehäuser am Ausgang des Tiergartens, welche, unscheinbar zwar, doch in ihrer Vorhalle mit dem Giebelfeld darüber den Stempel griechischen Geistes tragen.

Das patriarchalische Stillleben, welches Charlottenburg auch in jenen vierziger Jahren noch genoß, wurde rauh unterbrochen durch die Kanonenschüsse, welche am 18. März 1848 aus der Hauptstadt herübertönten. Eine Königsstadt wie diese konnte nicht in das wüste Treiben einstimmen, welches sich bald in den Straßen Berlins breit machen sollte. So wurden denn die Maulhelden, welche von dort hinüberkamen und Propaganda für die Sache der Revolution machen

wollten, gebührend von den Bürgern empfangen und mancher Besucher des Lustorts, welcher sein volles Herz nicht wahrte, und „dem Pöbel“ hier sein Gefühl, sein Schauen offenbarte, wurde zwar nicht gekreuzigt und verbrannt, doch wurde ihm stark eingeheizt. Unter den Eindrücken der von den entgegengesetztesten Strömungen unruhig bewegten Zeit trat die Schützengilde ins Leben, deren Waffenübung nicht nur ein müßiges Spiel sein, sondern auch patriotischen Zwecken dienen sollte. Auch als die Wogen der unruhigen Strömung, von der in jener Zeit alle Gaue Deutschlands berührt wurden, sich einigermaßen gelegt hatten, blieb Charlottenburg eine königstreue Stadt.

Der König liebte darum seinen Königssitz nur um so mehr und schlug hier, namentlich in den letzten Jahren seiner Regierung, gern seinen Wohnsitz auf. Die in ihrer Einrichtung wohlerhaltenen Wohnzimmer desselben zeigen noch heute die mannigfachen Beschäftigungen des fleißigen und denkenden Monarchen. Da fehlt es nicht an Karten, Plänen und allerhand Studienmaterial, und auf dem Tische liegt noch das Buch aufgeschlagen, welches er zuletzt hier in den gesunden Tagen las. Es sind dies die Memoiren Guizots, eines Staatsmannes, dessen Gedanken den König besonders fesselten.

Abends pflegte der Königliche Schloßherr

sich gern in dem herrlichen Park zu ergehen. Er trug alsdann eine einfache Haustracht, welche dem Uneingeweihten den König nicht verriet. Zu dieser Zeit war keinem Anderen der Zutritt in den Schloßgarten gestattet, und es waren Posten aufgestellt, welche jeden Unberufenen, der die Parole nicht wußte, festnehmen mußten. Da passierte es einmal, daß der König, von einem Wachtposten angerufen, um die Parole gefragt wurde. Es war ein Pole, welcher dort stand, und als nun der Angerufene dieselbe nicht angab, sondern nur erwiederte, er sei der König, machte dieser, der die Worte nicht verstand, den König zu seinem Arrestanten und hielt ihn so lange fest, bis ein höherer Offizier kam und ihn unter vielen Entschuldigungen befreite. Der König, keinen Augenblick ungehalten über das kleine Abenteuer, belohnte den braven Polakken wegen seiner Pflichttreue und erzählte unter heiterem Lachen die Begebenheit seinen Adjutanten. Noch mehr als dieser Vorfall ergötzte den Monarchen, welcher für Humor sehr zugänglich war, ein anderes Begebnis entgegengesetzter Art. Einstmals nämlich wurde er von dem auf Posten stehenden biederen Märker wirklich erkannt. Der König ließ sich nun, wie er dies liebte, in ein Gespräch ein und fragte unter anderem den Soldaten, woran er ihn denn eigentlich erkannt habe. Der Märker wollte erst nicht recht mit der Antwort heraus; durch die Aufforde-

rung des Königs aber dreist gemacht, sagte er unter Grinsen: „an die dicke Kopp". Der König gebot ihm darauf mit herzlichem Lachen, am folgenden Tage zur Mittagszeit im Schlosse zu erscheinen, und als nun daselbst zu dieser Zeit eine große Gesellschaft versammelt war, mußte der Soldat vortreten und auf dieselbe Frage laut und vernehmlich dieselbe Antwort geben wie am Tage vorher. Man kann sich vorstellen, wie ergötzlich dies Examinatorium auf alle Zuhörer gewirkt haben mag, nicht am wenigsten aber auf den Königlichen Schloßherrn mit dem guten und dabei doch so heiteren Herzen.

Nach dem Tode des edlen Königs wurde das Schloß ein Witwensitz seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth. Sie war die dritte der hohen Frauen aus der Hohenzollernfamilie, welche in dem Königlichen Lustschloß zu Charlottenburg walteten. Ihrer heilig gesprochenen Namensschwester, der Thüringischen Elisabeth, gleich, brachte sie hier ihre Tage nach dem Tode ihres hohen Gemahls in Spenden und Wohlthun zu, bis sie im Jahre 1873 der trauernden Stadt entrissen wurde, die ihr Andenken als das einer unermüdlichen Wohlthäterin hoch und teuer hält.

Charlottenburg wuchs unterdes in steigender Progression.

Es stieg die Einwohnerzahl im Jahre

1843	auf	7285	Civileinwoh.	u.	315	Militär.
1846	„	8028	„	„	214	„
1849	„	8159	„	„	1054	„
1852	„	9133	„	„	224	„
1855	„	10 018	„	„	198	„
1857	„	11 010	„	„	—	„
1858	„	11 284	„	„	—	„
1861	„	12 027	„	„	—	„
1864	„	13 277	„	„	—	„
1867	„	14 849	„	„	150	„
1871	„	19 379	„	„	139	„
1875	„	25 678	„	„	169	„ .

Im Jahre 1875 zählte es 1216 Häuser, wovon 51 unbewohnt, bei 6300 Haushaltungen.

Wenn sich so vom Jahre 1861—75 die Einwohnerzahl mehr als verdoppelte, so konnte dies nur geschehen, indem die Stadt sich den Anforderungen der Neuzeit nicht verschloß. Jene dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, welche in der Geschichte fast als ein Stillstand erscheinen, waren in Wirklichkeit nichts weniger als dies. In der That waren sie eine Vorbereitungszeit. Zum ersten Male wurden in Deutschland Eisenschienen gelegt, und ein von Dampf getriebener Wagen rollte auf den Geleisen dahin; Drähte wurden gezogen, welche in geheimnißvoller Weise Mitteilungen von Ort zu Ort, von Person zu

Person überlieferten; das Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen brach an. Sollte Charlottenburg in solcher Zeit wachsen und gedeihen, so mußten ganz andere Verkehrsmittel geschaffen werden, als sie bisher vorhanden waren. War der neue Weg durch den Tiergarten schon ein Fortschritt gewesen gegen die alte Treckschuyte und die viermalige Postverbindung auf der neuerbauten Chaussee gegen die alte Kommunikationsweise, so reichte doch selbst eine Vermehrung der Postkurse nicht mehr für das gesteigerte Bedürfnis aus. Für den Warentransport zu Wasser freilich war schon 1847 eine Erleichterung geschaffen. Es schlängelte sich nämlich früher an Stelle des Kanals der „Landwehrgraben" durch die Feldmark, ein schmales Wässerchen, über das ein sehr ursprünglicher schmaler Übergang etwas seitwärts von der heutigen Brücke führte. Noch im Jahre 1840 kam es vor, daß in der Dunkelheit ein Mann und eine Frau vom Steg hinabstürzten und in dem sumpfigen Graben versanken. Die Chaussee ist hier jetzt bedeutend höher gelegt. Im Herbst des Jahres 1845 nun zogen zwei Arbeiter-Kolonnen von je 500 Mann unter klingendem Spiel mit Karren, Spaten und Schippen nach Charlottenburg und stellten sich zu beiden Seiten des Landwehrgrabens auf. Ein Choral wurde von der Musik geblasen, in den die Arbeiter einstimmten, darauf ertönte ein lauter Tusch und

mit Hurrah begann die Arbeit. Der erste Spatenstich wurde gemacht zu einer neuen Wasserverbindung. Es war der Schifffahrtskanal, der an die Stelle des alten Landwehr-, oder, wie der Volksmund ihn nannte, Schaf-Grabens trat. Derselbe war in der That eine wichtige Verbindung und ist es auch heute noch, wie die Ausführung eines neuen Schleusenbaues vom Jahre 1884 erkennen läßt, wenngleich dieselbe heute weniger Charlottenburg zu Gute kommt, als anderen Orten.

Aber auch der Personenverkehr und der Transport zu Lande mußte entsprechend der Neuzeit verbessert werden. Dieser lag damals noch ganz in der Hand jenes Geschlechts der Rosselenker, welches wir oben geschildert haben, und dieses verwaltete ihr Geschäft in alt-patriarchalischer Weise. Jetzt aber war es antiquiert.

Da war denn Charlottenburg der erste Ort, welcher mit der Hauptstadt durch ein Mittel verbunden wurde, wie es bisher noch nicht angewendet war, wie es aber dem Geiste der Zeit entsprach.

Es bildete sich nämlich eine Gesellschaft, welche Eisenschienen nach Charlottenburg legen wollte, auf denen Wagen, von Pferden gezogen, kursieren sollten. Es war die „Berliner Pferdeeisenbahn-Gesellschaft, Kommanditgesellschaft auf Aktien, E. Beeskow“ (seit 1875, J. Lestmann & Co.). Das Aktien-

kapital wurde zusammengebracht und das Geleise vom Kupfergraben bis zum Bahnhof in der Spandauerstraße gelegt. Am 22. Juni 1865 wurde die neue Verbindung eröffnet, und damit eine Errichtung geschaffen, deren Segen die Stadt sehr bald empfinden sollte. Es war die erste Pferdeeisenbahn in Deutschland.

Anfangs hatte man an der Ertragsfähigkeit des Unternehmens stark gezweifelt, nach und nach mußte aber auch der Blödsichtigste sehen, was die Stadt gewann, zumal das verdienstvolle Institut rüstig auf der Bahn des Fortschritts vorwärts ging und für Erweiterung und Verbesserung keine Mittel scheute. Die steigende Zahl der Fahrgäste bewies, daß diese Pferdebahn bald nicht nur eine Annehmlichkeit war, sondern geradezu ein Bedürfnis erfüllte, und die Unternehmer ernteten goldenen Lohn für ihre wohlangewandten Mühen. Nun war die Schranke zwischen der jungen Residenzstadt und der Hauptstadt gefallen, und damit fiel auch manche andere Schranke, welche den freien Verkehr bislang gehemmt hatte. So wurde mit Ablauf des Jahres 1874 die Hebestelle auf der Berliner Chaussee aufgehoben, ein bedeutungsvoller Schritt, welchen die Fuhrherren und Fuhrwerksbesitzer Charlottenburgs dadurch feierten, daß sie sich mit ihren Wagen und Schlitten in der Neujahrsnacht vor dem Chausseehause aufstellten und nach

dem letzten Glockenschlage des alten Jahres mit Hurrahgeschrei unter dem geöffneten Schlagbaum, der nun nicht wieder für sie geschlossen werden sollte, hindurch die Straße entlang fuhren.

Das sich stetig steigernde Verkehrsbedürfnis machte nach nicht langer Frist die Legung eines zweiten Geleises notwendig. Die großen Schwierigkeiten, welche den Unternehmern teils durch die Bedenken der Behörden, wenigstens so weit es die Linie innerhalb der Hauptstadt betraf, teils durch die Einwohner Charlottenburgs selbst entgegengesetzt wurden, schreckten diese nicht ab. Schon 1875 am 18. September konnte das zweite Geleise in Betrieb gesetzt werden, welches auch in den Jahren 1877 und vollständig im Jahre 1884 durch die Hauptstadt hin fortgeführt wurde.

Es folgte auch die Erweiterung der Hauptbahn durch eine zweigeleisige Zweigbahn vom großen Stern nach dem Zoologischen Garten, die am 3. Juli 1875 eröffnet wurde. Nach der Gründung von Westend, über das wir später zu sprechen haben werden, wurde die Bahn bis dorthin verlängert, und nachdem sie der Konkursverwaltung durch die Pferdeeisenbahngesellschaft abgekauft war, im Jahre 1879 nach dem Spandauer Berge hingeführt. Auf dieser Strecke war auch zeitweis eine elektrische Leitung nach dem System Siemens zur Fortbewegung der Wagen

thätig. Ein zweites Geleise wurde daselbst nach Eröffnung der Rennbahn im Jahre 1885 gelegt. Endlich legte die Gesellschaft im Jahre 1880 eine eingeleisige Zweigbahn vom Hippodrom bis zum Treffpunkt des Kurfürstendammes und der Kurfürstenstraße, welche in neuester Zeit bis zum Lützowplatz in Berlin fortgeführt wurde, eine Zweigbahn nach dem Joachimsthalschen Gymnasium und ist jetzt beschäftigt, ein neues Geleise vom Wilhelmsplatz nach dem Bahnhof „Charlottenburg" zu legen.*)

Auch die „Berliner Pferdeeisenbahn-Aktiengesellschaft" wollte hinter den glücklichen Unternehmungen ihrer älteren Schwester nicht zurückbleiben. Sie eröffnete am 29. Juli 1875 die Linie von Moabit nach dem Luisenplatz in Charlottenburg.

Der Telegraph war schon seit einiger Zeit in Betrieb, ruhte aber freilich in wichtigen Geschäftsstunden und wurde dann durch Boten ersetzt, welche dem Empfänger eines sogenannten Telegramms die unangenehme Ueberraschung einer hohen Forderung für Botenlohn machten.

Noch fehlte eine Dampfbahn der Stadt. Auch diese sollte derselben werden. Große Territorien wurden seitens des Staats der städtischen und der kirchlichen Verwaltung abgekauft; das Land ward aus-

*) Der Wagenbestand belief sich im Jahre 1865 auf 18 Wagen bei 129 Pferden, vermehrte sich bis zum Jahre 1876 auf 49 Wagen bei 209 Pferden. Im Jahre 1886 hatte die Gesellschaft 77 Wagen und 265 Pferde.

gerodet, der dürre Dünensand ausgeschachtet, und Schienengeleise wurden darauf gelegt. Die Ringbahn entstand mit dem Bahnhof Westend. Nachdem bereits im Jahre 1871 der Güterverkehr auf ihr vermittelt worden war, wurde sie am 1. Januar 1872 auch für den Personenverkehr eröffnet. Wer damals über die neuangelegte Eisenbahnbrücke nach Westend hinaufging und den Dampf aus dem Schlott der vorüberbrausenden Lokomotiven aufsteigen oder abends die buntfarbigen Laternen auf der Bahnstrecke in langer Linie leuchten sah, der fühlte wohl, daß eine neue Zeit für Charlottenburg hereingebrochen, und daß hier kein Stillstand mehr möglich war.

Für die Fortentwickelung Charlottenburgs fehlte nach der Vervollkommnung der Verkehrsmitttel noch die Erfüllung einer Bedingung. Sollten sich Leute aus den vermögenden und gebildeten Kreisen der Gesellschaft entschließen, nach Charlottenburg überzusiedeln, so mußte eine höhere Unterrichtsanstalt vorhanden sein, in welche sie ihre Söhne schicken könnten. Bisher mußten diejenigen jungen Leute aus Charlottenburg, welche eine höhere Laufbahn einschlagen wollten, nach Berlin pilgern, um eine der dortigen Anstalten zu besuchen, während für die Bildung der jungen Mädchen des Ortes sich schon eher durch Privatschulen sorgen ließ. Selbst ein Institut, wie es not that, zu errich-

ten, dazu fehlten der Stadt, welche nur eben erst in der Entwickelung begriffen war, die Mittel; das Glück, welches Charlottenburg so oft zur Seite gestanden hat, sollte auch hier fördernd eintreten.

Im Jahre 1818 war in Berlin noch unter den begeisternden Eindrücken der Freiheitskriege ein Institut ins Leben gerufen worden, das einen ganz eigenartigen Charakter trug. Schüler des berühmten Philosophen Fichte waren die Gründer, welche die Idee ihres großen Lehrers über Volkserziehung zu verwirklichen bestrebt waren. Das Institut wurde im Jahre 1826 nach Charlottenburg verlegt, wo es lange unter dem Namen „Cauersche Erziehungsanstalt" bestand. Das Programm derselben ging dahin, „die intellektuelle und sittliche Anlage des Zöglings von der ersten Bildungsstufe an bis dahin zu entwickeln, wo nach der sicheren Entscheidung seines inneren Berufes der Schüler seine eigentliche Bestimmung stelbständig weiter verfolgen kann. Die freie Entwickelung der Individualität des Zöglings, die nicht als so oder so gestaltet vorausgesetzt wird, ist hier Hauptsache, das Unterichtsobjekt nur Mittel für diesen Zweck." Diesem Programm gemäß wurde der Anstalt keine feste Klasseneinteilung zu Grunde gelegt, der Schüler vielmehr bei den einzelnen Gegenständen in der seinem Können entsprechenden Abteilung fortgebildet. Neben der Wis-

senschaft wurden auch die Künste liebevoll gepflegt. Ein eigenes Atelier bestand, in welchem Zöglinge, deren Anlagen es zuließen, zu der Anfertigung plastischer Kunstwerke angeleitet wurden. Die Musik wurde fleißig geübt, und zu den Aufführungen größerer Tonwerke daselbst strömte ein kunstsinniges Publikum aus Berlin herzu. Diese schönen Ziele, welche sich die Stifter gesteckt hatten, konnten nicht lange aufrecht erhalten werden, auch kam die Anstalt nicht der Stadt selbst, in der sie sich befand, zu Gute, da sie sich nur der kleinen Zahl von Zöglingen öffnete, deren Eltern die hohe Pension zu zahlen imstande waren. Immer mehr sank die Anstalt herab und die Zahl der Pensionäre minderte sich schließlich bis auf sechs. Endlich im Jahre 1858 legte sich der Staat ins Mittel und erklärte die Schule unter Entkleidung des Charakters eines Privaterziehungsinstitutes für eine öffentliche Lehranstalt. So wurde sie ein Institut, welches im Verein mit den gesteigerten Verkehrsmitteln zur Fortentwickelung Charlottenburgs nicht unwesenlich beitrug. Im Jahre 1866 war sie bereits so weit gediehen, daß sie zu einem Progymnasium mit der Berechtigung Zeugnisse für den einjährig freiwilligen Dienst ausstellen zu dürfen erhoben wurde; endlich im Jahre 1869 wurde nach Übernahme einer Schulgeldgarantie seitens der Stadt dem sich entwickelnden Institute der Ab-

schluß gegeben, indem dasselbe unter Berufung eines Direktors zu einem vollberechtigten Gymnasium gemacht ward. Die Anstalt verursachte der Stadt anfangs keine Kosten, da das Minimalschulgeld durch die Schülerzahl aufgebracht wurde. Da jedoch ihr Fortbestand nicht gesichert erschien, verstand sich die Stadt auf Andringen des Staates zu einem jährlichen Zuschuß von 3000 Mk., und nun übernahm der Staat gänzlich die Unterhaltung. Im Jahre 1876 wurde dem neuen, nunmehr „Königlichen" Gymnasium die Auszeichnung zuteil, daß ihm der Name „Kaiserin-Augusta-Gymnasium" gegeben wurde*). Seit dieser Zeit besucht die Kaiserin Augusta alljährlich das Institut, welches ihr von Jahr zu Jahr lieber geworden ist, ermuntert durch huldvolle Worte das Streben der Lehrer und ermahnt in eindringlicher Rede die Schüler zu Gehorsam, Pflichttreue und Vaterlandsliebe. Die Schülerzahl des Gymnasiums stieg bald von 200 Schülern, die es anfangs besucht hatten, auf 400 und darüber. Zu Michaelis 1886 konnte es den hundertsten Abiturienten entlassen.

---

*) I. Maj. schrieb unterm 27. März 1876: In Anerkennung der hervorragenden Verdienste, welche sich das Charlottenburger Gymnasium um die Bildung einer dem Königl. Hause so nahe stehenden Stadt erworben hat, will ich gern gestatten, daß es den Namen „Kaiserin-Augusta-Gymnasium" annehme. Augusta.

Nachdem einmal die Stadtgrenze auf der Berlinerstraße überschritten war, konnte man noch einen Schritt weiter gehn und für die vermehrte Zahl der Einwohner neue Straßen anlegen.

Hatte früher nur schüchtern sich ein Bauherr auf der Hauptstraße hinausgewagt, so daß hier die Bebauung ei ne spärliche und zerstreute gewesen war so wurde jetzt auch in Straßen, die noch nicht in gehörigen Stand gesetzt waren, gebaut. Privatstraßen entstanden. Schon im Jahre 1845, als der Schifffahrtskanal ausgestochen wurde, hatte der Fabrikbesitzer March auf seinem Acker eine Straße angelegt, die er nach seiner Gemahlin Sophienstraße nannte, und dieselbe mit Linden bepflanzt. Zugleich hatte er über den Landwehrgraben eine Brücke erbaut, welche nach Vollendung des Schifffahrtskanals den Namen „Marchbrücke" erhielt. Zu dieser Brücke führte von dem Knie der Chaussee kein anderer Weg als der, welchen Fußgänger über den Acker durch Betreten desselben gemacht hatten. Der Fabrikbesitzer Freund war es nun, welcher den Acker mittels gebrannten Formsandes und mittels Eisengußschlacken auf eigene Kosten erhöhte und so den Grund zu der Straße legte, welche heute den Namen Marchstraße trägt.

Die erste Frucht des Aufschwungs der Verhältnisse nach 1848 erntete die Berliner Straße, wo sich nach und nach die Häuserreihe bis zum

Knie zu schließen begann. Demnächst ging man nach Südwesten weiter, wo die „Kurfürsten-“ (jetzt „Leibniz-“) Straße, sodann die „Mühlen-“ (jetzt „Bismarck-“) Straße bebaut wurde. Im Jahre 1862, wo einer der ersten Bebauungspläne Charlottenburgs entworfen wurde, zeigt die Berliner Straße in ihrem Zuge nach dem Schifffahrtskanal auf der rechten Seite nur die Villa Bleichröder, auf der linken das Wohlgemuthsche (jetzt Gebauersche) Haus, die Villa Herz und das Lehmannsche Haus in der Nähe des Wassers. Die Leibnizstraße war auf der linken Seite schon ziemlich vollständig bis zur Bismarckstraße, auf der rechten nur spärlich bebaut, die Bismarckstraße zeigte erst Anfänge der Bebauung. In der Sophienstraße stieß die Villa Beringer an das Charlottenburger Ufer, während letzteres noch fast gar nicht bebaut war; am Salzufer lagen einige Fabriken, wie die von Heyl, Lieber u. a., an die sich der Königliche Salzspeicher anschloß. Die jetzige Hardenbergstraße war noch „Lützower Triftweg“. An diese und die Kurfürsten-Allee schloß sich die Königliche Baumschule, während an der Berliner Chaussee nahe den Chausseehäusern sich das Königliche Institut der Porzellanmanufaktur erhob. Sehr spärlich wurde der Westen bebaut; weder die Spandauerstraße noch der Reitplatz, geschweige denn Potsdamer- und Feldstraße, zeigen erhebliche Anlagen. Dagegen ist diese Zeit

recht eigentlich die Zeit der Gärten. Die Gärtnerei wurde hier in großartigem Stil betrieben, so z. B. von Kunze, denen sich später die Baumschule von Schultze, die Blumengärtnerei von Niemeyer u. a. anschlossen. In dem nahen Witzleben genoß die Rosenzucht von Deppe wohlverdienten Ruf; nicht lange mehr und die Gartenausstellungen von Charlottenburg zählten zu den bedeutendsten ihrer Gattung.

Das milde Regiment des gutmütigen Bürgermeisters Bullrich wurde in dem ersten Abschnitt dieser Periode den wachsenden Ansprüchen einigermaßen gerecht. Straßen wurden gepflastert, freilich in altväterlicher Weise, auch blieben die Rinnsteine, welche die gesunde Luft mit üblen Düften füllten, unbedeckt; aber ein bedeutender Fortschritt wurde gemacht, eine Gasanstalt wurde im Jahre 1860 gegründet. Indes blieb Charlottenburg noch längere Zeit im Dunkeln.

Nachdem im Jahre 1833/34 bereits ein Schulhaus in der Wilmersdorferstraße erworben und eingerichtet war, wurde im Jahre 1853 ein solches in der Kirchhofstraße erbaut. Zu dem Bau gab der König eine hübsche Summe und entwarf die Risse für das Gebäude, welches denn auch ein recht gefälliges Ansehen gewann. Ein wesentlicher Fortschritt war, daß im Jahre 1856 der Stadt das Recht erworben wurde, Kram- und Pferdemärkte

abhalten zu dürfen. Auf die Bedeutung des Pferdemarktes für Charlottenburg hatte schon Dressel aufmerksam gemacht; Jahrmärkte wurden aber nur selten und dann immer auf besondere Königliche Erlaubnis abgehalten. Die Märkte fanden anfangs in der Spreestraße statt, bis in dem zweiten Abschnitt dieser Periode das Land auf der Höhe des Spandauer Berges hierfür eingerichtet und mit den erforderlichen Schankstätten ausgestattet wurde. Sonst aber blieb alles im alten Geleise.

An Wasserversorgung wurde nicht gedacht; selbst als Berlin zuerst ein großes Wasserrohr durch die Stadt legen wollte, blieb dieser günstige Umstand unbenutzt. Die Feuerwehreinrichtung blieb in dem alten patriarchalischen Zustande, und noch lange sah man mit Ergötzen manchen biederen Feuerwehrmann heranziehen, angethan mit Schlafrock und Pantoffeln und auf dem Kopfe einen Feuerwehrhelm.

Als nun die Pferdebahn ihre ersten Fahrten zu machen begann, da wurde bald ersichtlich, daß für den alten bequemen Gang der patriachalischen Stadtleitung kein Raum mehr war. Denn sofort begann die Baulust sich zu regen. Die glücklichen Erfolge des Krieges von 1866, die Stiftung des Norddeutschen Bundes, hoben das Zutrauen und übten auch auf Charlottenburg eine Rückwirkung. Indessen lag noch immer ein Alp auf Deutschland,

der die Unternehmungslust lähmte. Hatte man früher bei jeder Neujahrsrede des dritten Napoleon gezittert, so fühlte man jetzt, daß erst Abrechnung mit Frankreich zu halten sei, ehe an einen gesicherten Bestand der Dinge und somit an glücklichen Fortgang der Unternehmungen gedacht werden könnte. Es kamen die großen Siegestage der Jahre 1870 und 71; Napoleon war von seinem Throne gestürzt und wie ein Phönix aus der Asch entstand ein neugeeinigtes deutsches Reich — da änderten sich mit einem Schlage die Verhältnisse. War bisher der Unternehmungslust zu wenig gewesen, so wurde deren jetzt zu viel. Jener Hexensabbat begann, der uns noch unter dem Namen der „Gründerperiode“ in unliebsamer Erinnerung ist. Und fast nirgends raste der Tanz toller als in dem lieben Charlottenburg. Jedermann gedachte reich zu werden, und so mancher gab gern das Land, welches er genügsam bebaut, den Garten, aus dessen Pflanzen und Früchten er ein bescheidenes aber sicheres Einkommen gezogen, das Haus, welches ihm ein auskömmliches Erträgnis gesichert hatte, hin, um es in — Papier umzuwandeln, welches zu schwindelhaften Preisen an der Börse verhandelt wurde. Es war so, als stände ganz Charlottenburg auf dem Kopf. „Das Geld liegt auf der Straße, man muß es nur aufnehmen“, hörte man den einen sprechen. „Man muß nur

eine Idee haben", brüstete sich ein anderer, stolz auf die Ideenlosen herabblickend, „dann wird man reich." Damals teilte ein Kind dieser Zeit die Bewohner Charlottenburgs in folgende Klassen:

1) Spießbürger: Sie können sich in die jetzigen Verhältnisse nicht hineinfinden und begreifen die Zeit nicht. Weil sie mit der Zeit nicht fortschreiten wollen, werden sie fortgerissen und bisweilen schlagen sie sich vor den Kopf und sagen: Dummer!!!

2) Superkluge: Sie wissen, wie alles am besten zu machen, wo das meiste Geld zu verdienen sei. Sie reden unermüdlich hin und her, aber unternehmen nichts und erreichen daher nichts. Nach ihrer Meinung haben sie immer Pech!

3) Reiche: Sie leben angenehm und sorglos, lassen sich durch die Zeitumstände nicht beunruhigen und üben keinen merklichen Einfluß auf die städtischen Verhältnisse.

4) Glückskinder: Alles, was sie unternehmen, gelingt; wo sie kommen, werden sie freudig begrüßt und von vielen gerne gesehen. In den Mußestunden essen sie Lachs, Caviar und dergl. und trinken Champagner.

Alle schlechten Leidenschaften der Menschen wurden entfesselt, und es fehlte nicht an hämischen Angriffen und boshaften Unterstellungen im öffentlichen Leben. Im unmittelbaren Gefolge stellte sich ein

häßliches Gewürm ein, das jämmerlichste und dennoch äußerst gefährliche Reptil, — die Revolverpresse. Wenn am Sonntag die „rote Laterne" erschien, wurde sie förmlich verschlungen, und mancher lachte sich ins Fäustchen, wenn er die angesehensten Namen mit Schmutz bewerfen sah. Die Träger derselben konnten freilich lächelnd dem Treiben solcher Unholde zusehen, aber bei einem oder dem anderen Bürger gab es doch einen wunden Punkt, mancher hatte auch ein ängstliches Gemüt, und diese Leute zahlten, während der Herausgeber des Schandblattes in Champagner schwelgte, — bis er endlich, gänzlich herabgekommen, sich und seine Feder für ein paar neue Stiefel an eine unpatriotische rückschrittliche Kotterie verkaufte. Allerdings wurde mancher Bürger Charlottenburgs, der die Zeitumstände mit Umsicht zu benutzen wußte, reich, mancher jedoch vertauschte den vergoldeten Spazierstock, den er sich in den Tagen des Wohllebens zugelegt, mit dem Bettelstabe. Charlottenburg aber war vollständig verändert. Was war noch von der alten Ackerstadt geblieben, was noch von den wohlbestellten Gärtnereien? Nur einige feste Säulen aus der alten Zeit zeugten von verschwundener Pracht. Die Ackerkommune löste sich auf, die Gärtnereien zogen sich mit wenig Ausnahmen immer weiter aus der Stadt zurück.

Aber freilich, wie der böse Geist zwar stets das

Böse will, doch stets das Gute schafft, so war es auch hier. Das Ungesunde schied sich von dem Gesunden; das Gesunde aber blieb bestehen. Vornehmlich gilt dies von einer Schöpfung, welche zwar ihren Ursprung nicht unmittelbar der Gründerzeit verdankt, aber doch mit dieser Zeit aufs engste verflochten ist, nämlich — Westend.

Der Charakter einer Villenstadt, welcher sich Charlottenburg nach und nach immer mehr aufzuprägen begann, gab den Ausschlag, hier die Durchführung einer Idee zu versuchen, deren Fruchtbarkeit man in England kennen gelernt hatte. Es galt, im Gegensatz zu den großen ungesunden Miets-Kasernen der Hauptstadt Niederlassungen in gesunder Luft und fern von dem Geräusche der volksbelebten Straßen zu gründen, in denen immer je eine Familie ihr von Garten und Hof freundlich umgebenes Heimwesen für ein mäßiges Kapital, dessen Zinsen etwa dem Mietpreise jener Wohnungen in der Stadt entspräche, sich erwerben könnte. Der Plan wurde von dem Fabrikbesitzer Albert Werkmeister gefaßt, welcher mit dem Bankier Eichborn, dem Kommerzienrat Joh. Quistorp in Stettin und dem General-Lotterie-Direktor Tucher eine Gesellschaft zu diesem Zwecke im Jahre 1866 gründete. Die Grundstücke auf dem Spandauer Berge, welche man für die neue Niederlassung ausersehen hatte, gehörten zum Teil Ackerbürgern

Charlottenburgs; ein großer Teil, das sogenannte Robertgut, war Eigentum des Hoftischlers Arnold in Berlin. Der Morgen dieses Terrains wurde von der Gesellschaft für den Preis von 3—500 Thlr. erworben.

Im Jahre 1867 begann man zu bauen; indessen das auf gesunden Prinzipien gegründete Unternehmen scheiterte an dem Mangel genügender Mittel. Die Gesellschaft mußte sich bereits im April 1868 wieder auflösen. Aber in richtiger Erkenntnis der gesunden Grundlage eines solchen Unternehmens wurde schon im Juli 1868 eine neue Gesellschaft auf der Basis der alten ins Leben gerufen. Dies geschah durch H. Quistorp und F. Scheibler.

Westend nahm jetzt einen schnellen Aufschwung. Wege wurden geebnet, Bäume gepflanzt, die Verkehrsmittel durch Fortführung der Pferdebahn bis zur neuen Ansiedelung bereichert, endlich wurden — und dies sollte vorzugsweise Charlottenburg zu Gute kommen — Wasserwerke errichtet. Die raschen Erfolge machten die Unternehmer kühn, und während hier in der That ein neuer und schöner Stadtteil entstand, faßte man unter dem Einfluß der Gründerzeit bereits Pläne, denselben zu einem der großartigsten Vororte der Hauptstadt und vielleicht der Welt zu machen. Ja eine eigene Stadt und Kirchengemeinde wollte man gründen, und schon

bezeichnete man die Stelle für einen großartigen Tempel, in dem Protestanten und Katholiken, Juden und Mohamedaner in ungetrübter Einigkeit ihren Gott verehren sollten. So entstand auch der Entwurf zu dem prachtvollen Wasserturm „Germania“, welcher im vollständigen Schmuck der Ornamente und Bildsäulen alles hinter sich gelassen haben würde, was in dieser Art versucht worden ist, aber auch in seiner jetzigen Gestalt einen bedeutenden Eindruck macht. Eine eigene Chaussee wurde erbaut, um den Verkehr mit dem Teufelssee, dessen reines Wasser man für die Leitung benutzte, zu erleichtern, auch ein Telegraph angelegt. Ein neues Eldorado schien auf der luftigen Höhe zu erstehen, und es klang fast wie Märchen, wenn man von den Zauberfesten der Könige und Kronprinzen von „Westindien“ hörte. War es doch auch, als waltete da oben ein Zauberütchen, mittels dessen täglich neue Gründungen erstanden und neues Geld herbeifloß. Aber der Zauber verschwand. Es kam das Jahr 1873. Die Gesellschaft hatte sich in dem maschenreichen Netz von Unternehmungen, das sie mit hatte knüpfen helfen, stark verwickelt, und der Sturz der Vereinsbank, in deren Händen die Kapitalien ruhten, führte auch ihren Sturz herbei.

Der weiteren Entwickelung Westends war damit vorläufig ein Ziel gesetzt. Bis 1878 ruhte

die Bauthätigkeit fast gänzlich; dann aber begann die Baulust sich wieder zu regen, und es wurde sogar ein neuerworbenes Stück Land im Grunewald mit herangezogen. Dasselbe hatte dem bekannten Herrn von Schäfer-Voit, dem Begründer des „Bazar“, einer der verbreitetsten Modezeitungen, gehört, welcher, ohne zu den Begründern Westends zu gehören, doch dessen Interessen zu fördern stets bemüht gewesen war. In seinem Besitz war lange Zeit das herrlich am Spreeufer gelegene Schloß Ruhwald, gegenüber von Westend; das chinesische Theehäuschen, welches jeden Besucher beim Eintritt in Westend anheimelt, gehört ihm noch jetzt.

Im Jahre 1881 standen 79 Villen auf Westend, und die Niederlassung zählte 680 ständige Einwohner, wozu noch die Sommergäste kamen. Heut zählt sie 90 Villen.

Wenn auch bei dem Zusammenbruch der Verhältnisse auf Westend mancher verlor, der Gewinn für Charlottenburg war ein bedeutender. Nicht nur war ein anmutiger Stadtteil der Stadt hinzugefügt, dessen wohlhabende Ansiedler imstande waren, die Kosten der Erhaltung selbst zu bestreiten, es waren auch Wege gebaut und verbessert, wie z. B. der nach dem Spandauer Berge, welcher früher noch „den Sand, dem aber mehr Konsistenz zu wünschen wäre“, enthielt, vor allem aber waren

Werke geschaffen, welche das segenspendende Wasser in die Häuser und Vorgärten Charlottenburgs entsandten, ein Gewinn, der viele Sünden gutmachte und für den die Stadt der Kolonie nicht dankbar genug sein konnte.

Eine zweite Gründung, von dem unser obiges Wort gilt, ist die Flora. Die Gesellschaft, welche sie begründete, hatte erlauchte Namen unter ihren Mitgliedern aufzuweisen, auch war der Plan, das ehemalige Besitztum der Gräfin Lichtenau in einen Tempel der Blumengöttin zu verwandeln, gar nicht so übel. Aber man hatte die Tragkraft der Idee überschätzt und war auch nicht rüstig genug an die Ausführung gegangen. Als endlich die Arbeiten begannen, mußte alles überhastet werden und wurde dadurch doppelt so kostspielig als es sonst geworden wäre. Besaß auch die anmutige Anlage anfangs Anziehungskraft genug, mit dem Mangel an Abwechselung verlor der Magnet nach und nach seine Kraft. Die Gesellschaft teilte das Schicksal der meisten aus der Gründerperiode: sie machte bankerott, und alle Versuche, den schönen Vergnügungsort zu erhalten, so geschickt sie auch oft angestellt wurden, haben nur das Leben desselben etwas gefristet; die Zeit, wo man das schöne Grundstück wieder in seine ursprünglichen Teile, die 15 Bürgergüter oder gar mehr, zerlegen wird, scheint nicht mehr fern zu sein.

Gründungen anderer Art, die leichtsinnig unternommen waren, wie u. a. die „Marezzomarmorfabrik" verschwanden sehr bald — das für letztere aufgeführte Gebäude wurde ein Familienhaus, das noch immer den alten Namen bewahrt —; dagegen rettete sich der Charlottenburger Bauverein, der nach und nach immer solidere Grundlagen gewann, in eine bessere Zeit hinüber und gewann sogar später einen nicht unerheblichen Aufschwung.

Unter dem Einfluß dieser Periode entstand manche Privatstraße, wie z. B. die Braunsche, und höheren Ortes mußte gegen die planlose Anlage solcher Wegebauten zum Zwecke der Hausspekulation eine Verordnung erlassen werden, zumal der Stadt bei der endlich kaum zu vermeidenden Uebernahme erhebliche Kosten erwuchsen.

Aus jener famosen Zeit stammt auch das sogenannte „Industriegebäude" her in der Spandauerstraße, welches im Volksmunde den klassischen Namen „Radaubau" erhielt.

Durch alle diese Umstände erfuhr Charlottenburg eine Vergrößerung, wie dies in keiner Periode seines Bestehens bisher der Fall gewesen war. Nach Westen zu begann die Stadt näher an Westend heranzurücken, welches selbst das bebaute Areal der Stadt erheblich ausdehnte. Im Süden bog sich die Krummestraße herum nach der Bismarck-

straße, welche dichter mit Häusern besetzt wurde, die Leibnizstraße streckte ihre Arme weiter nach Wilmersdorf zu; schon begann man die Grollmann- Schiller- und Göthestraße zu bebauen, während schüchtern der Anfang mit der vielversprechenden Hardenbergstraße gemacht wurde. Wo Lücken in der Bebauung waren, füllte man sie aus; in der Marchstraße begann die „Cottage" nach englischer Manier einen Square zu errichten und ihn mit kleinen Häusern zu besetzen, welche ein freundliches Daheim für je eine Familie bilden sollten; gleichzeitig aber wurde das ganze Land im Süden, wo früher die Hütung den Charlottenburgern durch die Wilmersdorfer streitig gemacht war, ausgerodet und ein Straßennetz gezogen, welches man allmählich zu verwerten gedachte. Eine „Kaiserstraße„ wurde abgesteckt, welche, vom Grunewald ausgehend, auf die großartige, gleichnamige Verkehrsader, die man in Berlin vorbereitete, treffen sollte.

Nun folgte die Bebauung der Kieljanschen Gartengrundstücke, auch der früher so beliebte Park des Birkenwäldchen*) wurde geopfert, und Straßen wurden auf dem alten Lützower Terrain geschaffen, welche, wie die um den Nollendorfplatz sich gruppierenden Motz-, Kleist-, Maien- und Ahorn-

*) Der Besitzer war der Baron Kil-Mar, welcher bei seinem vor kurzen erfolgten Tode der Stadt eine ansehnliche Summe für wohlthätige Zwecke vermachte.

straße, mit den elegantesten Berlins wetteifern konnten. Freilich sollte der neue Stadttheil, welcher hier entstand und bei der späteren Einteilung der Bezirke als der 18. gezählt wurde, der Stadt nicht nur große Opfer abverlangen, sondern auch ein recht schwer zu befriedigendes Kind seiner Mutter Charlottenburg werden, ja sogar die Adoption durch eine andere, das schon so kinderreiche Berlin, dringend wünschen und erstreben.

Solcher Erweiterung vermochte die Stadtleitung nur schwer nachzukommen. Straßen mußten übernommen, gepflastert, entwässert, gereinigt und erleuchtet werden. Die Verwaltung der Kämmerei, die Einrichtung des Steuerwesens, die Fürsorge für Kirche und Schule und vieles andere bereitete große Schwierigkeiten, denen das alte patriarchalische Regiment nicht mehr gewachsen war. Aus der Bürgerschaft erhoben sich rüstige Kräfte, welche demselben in der Stadtverordnetenversammlung heftige Opposition machten. Eine solche war aber oft nötig, denn nur so ward ein Fortschritt möglich. Das Interesse an den städtischen Angelegenheiten hob sich zusehends, und unter reger Teilnahme der Bürgerschaft wurde der Kampf fortgeführt. Auch in der Versammlung selbst gab es Kampf, und es standen sich hier Parteien, bald schroff bald weniger schroff, gegenüber. Man nannte die eine die „Doktoren-,“ die andere die „Bürgerpar-

tei". In letzterer zeichnete sich der thatkräftige Behm, welcher ihr aber bald entrissen werden sollte, durch praktische Vorschläge und geschickte Taktik aus, erstere zählte manchen nicht nur in seinem gelehrten Berufe, sondern auch in praktischen Dingen tüchtigen Mann zu ihren Mitgliedern. Wie heftig aber auch oft die Geister auf einander platzten, in einem Punkte waren sie alle einig: alle wollten das Wohl der Stadt. Und dies gedieh auch trotz der großen entgegenstehenden Schwierigkeiten. Eine Anleihe auf 500000 Thlr. wurde aufgenommen, wozu die Barmittel vom Invalidenfonds hergegeben wurden, und wurde verwendet, um durch Thonkanäle eine geordnete Abführung der Schmutzwässer aus den Häusern herzustellen. Die Beleuchtung wurde verbessert und die Gasanstalt zu gewinnbringenderer Erzeugung des Leuchtgases und zu besserer Verwertung der Nebenprodukte gefördert, die Straßenreinigung wurde geregelt und das Feuerlöschwesen reformiert. Endlich wurde auch die Steuererhebung verbessert und der Stadthaushalt einer schärferen Kontrolle unterzogen. Dies war um so mehr nötig, als die Schlacht- und Mahlsteuer aufgehoben wurde und der Ausfall durch Steuern gedeckt werden mußte. Dazu kam, daß Ausgaben ebensowohl wie Einnahmen sich gewaltig vergrößert hatten, die Stadtverwaltung aber in ängstlicher Besorgnis vor der Opposition der

Vertreter nicht immer die notwendigen Aufwendungen vor der Versammlung rechtfertigte und dann die Verausgabung peremtorisch forderte, sondern nicht selten sorglos die Sachen schleichen ließ, bis es nicht weiter ging. Bis zum Schluß dieser Ära Bullrich stieg der Etat auf 837407 Mk. im Ordinarium und 319111 im Extraordinarium.

In diese Zeit fällt auch die Erbauung eines Krankenhauses, dessen Ausstattung und Verwaltung nach und nach immer zweckmäßiger gestaltet wurde, und dem später in der Zeit des Notstandes ein Familienhaus folgte.

Die Kirche hatte früher nur einen Prediger gehabt, welcher sowohl in der Hauptkirche als auch in der Kirche zu Lützow, hier mindestens alle vier Wochen, zu predigen hatte. Dressel hatte es durchgesetzt, daß an die von ihm verbesserte Schule ein studierter Rektor berufen wurde, welcher auch zu predigen hatte. Seit dieser Zeit nannte der erste Prediger sich „Oberprediger", welchen Titel auch seine Nachfolger führten, falls sie nicht, wie der Oberprediger Mann zum Superintendenten der Diöcese ernannt wurden. Bei der vermehrten Seelenzahl wurde im Jahre 1851 eine zweite Predigerstelle gegründet, welche dem früheren Konrektor Geyer übertragen wurde, einem Manne, der sich nicht nur durch Gelehrsamkeit, ondern auch durch eine hervorragende Kunstbegabung auszeichnete. Neben

ihm hatte auch der Rektor zeitweis Predigten zu halten. Als im Jahre 1874 die Einrichtung eines Gemeindekirchenrates und einer Gemeindevertretung erfolgte, fand die Kirchenvertretung bereits eine Diakonatsstelle, die seitens der Stadt errichtet war, vor. Diese wandelte sie dann später in eine dritte Predigerstelle um.

Auch die Schule erfuhr ganz bedeutende Erweiterung. Und hier war Charlottenburg eine der ersten Städte, welche, dem Vorgang Berlins folgend, das Schulgeld in den Gemeindeschulen aufhob. Lehrer wurden dem sich stetig steigernden Bedürfnis gemäß angestellt, eine höhere Töchterschule wurde errichtet, endlich wurden Schulhäuser erbaut, das eine zwischen der Rosinen- und Kirchhofstraße schon im Jahre 1873, ein anderes in der Schloßstraße auf dem Grundstück des alten Rathauses ein Paar Jahre später.

So war Charlottenburg eine ganz andere Stadt geworden, eine Stadt, welche kaum noch etwas mit den Interessen des Kreises gemein hatte. Auch die Behörden erkannten dies an, und so trat denn im Jahre 1876 Charlottenburg aus dem Teltower Kreise aus und bildete vom 1. Januar 1877 an einen eigenen Stadtkreis. Es war nunmehr in Wahrheit das geworden, was es der Zahl der Einwohner nach schon längere Zeit war,

eine Großstadt.

Charlottenburg, eine Villen- und Musenstadt.

(1876—1887.)

Nachdem die Königin-Witwe Elisabeth im Jahre 1873 gestorben war, blieben die schönen Räume des Schlosses längere Zeit unbewohnt. Immer aber blieb das Mausoleum eine Stätte, welche die Stadt mit dem Herrscherhause der Hohenzollern aufs engste verknüpfte. An jedem 10. März, dem Geburtstag Luisens, und an jedem 7. Juni, dem Sterbetage Friedrich Wilhelm III., sah man die Glieder desselben zu der Grabstätte wallfahren, und in jener entscheidungsschweren Zeit des Jahres 1870 betrat König Wilhelm die Schwelle desselben, um sie nicht anders denn als Kaiser wieder zu betreten. Und daß auch Kaiser Wilhelm sich mit Charlottenburg eng verbunden fühlte, das hatte er schon früher

dadurch bekundet, daß er seine innig geliebte Tochter, die spätere Großherzogin von Baden, hier einsegnen ließ, wo er selbst in den Bund der evangelischen Kirche aufgenommen war; das bezeugen vor allem die Worte, welche er am Jubeltage seiner goldenen Hochzeit zu der glückwünschenden Deputation sprach: „Sie haben mein teuerstes Vermächtnis zu bewahren, das Grab meiner Eltern.“

Vorübergehend weilten wohl hohe Herrschaften im Schlosse. So nahm der Prinz Wilhelm in den Jahren 1880, 81 und 82 auf einige Wochen daselbst Wohnung. Auch wurde auswärtigen Fürsten und Herren, welche zu hohen Hoffestlichkeiten nach Berlin kamen, hier Wohnräume angewiesen, wie denn u. a. bei Gelegenheit des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms König Karol von Rumänien und seine geistvolle Gemahlin, die Dichterin Carmen Sylva, hier wohnten.

Bisweilen kamen auch Mitglieder der Kaiserlichen Familie zum Besuch. So wurde am Hochzeitstage des Kronprinzlichen Paares im Jahre 1885 hierher eine Schlittenfahrt bei Fackelbeleuchtung seitens der Kronprinzlichen Familie veranstalt. Auf dem Karpfenteich, welcher von fackeltragenden Garde du Corps-Soldaten umgestellt war, lief man Schlittschuh und kehrte nach eingenommener Mahlzeit in derselben Weise, wie man gekommen, zurück.

Im Schloßtheater waren noch bis spät in die siebziger Jahren hinein Vorstellungen durch Schauspieler ab und zu gegeben worden. Nur selten öffneten sich jetzt die Pforten des Schauspielhauses einem Kreise von Dilettanten, welcher hier eine Vorstellung zu wohlthätigen Zwecken gab.

Aber auch an einer andern Stätte sollte sich ein Band anknüpfen, welches Charlottenburg mit dem Herrscherhause verbindet.

In dem Kriege 1870/71 war so mancher brave Offizier gefallen, der Kinder als Waisen zurückgelassen hatte. Für die Knaben ließ sich durch Militärwaisen- und Kadettenhäuser schon eher sorgen; für die standesgemäße Erziehung der Töchter aber gab es keine Anstalt. Hier trat nun die Kaiserin Augusta mit ihrer nie ermattenden Liebesthätigkeit ein. Ein Verein wurde durch sie ins Leben gerufen, welcher unter dem Vorsitz des Ministers v. Patow die Grundlagen einer zu errichtenden Anstalt, in der die Töchter gefallener Offiziere erzogen werden sollten, feststellte und durch Beiträge mildthätiger Herzen ein Stiftungskapital aufbrachte, das, durch die Kaiserin ansehnlich vermehrt, den Bestand derselben sicherte. Der Kaiser gab das ehemalige Ordonnanzhaus zu dem Zwecke der Stiftung her, schenkte derselben auch eine Meierei mit dem daran stoßenden Garten, und so entstand die Anstalt, welche unter dem Namen

„Kaiserin-Augusta-Stiftung" weithin bekannt ist. Dieselbe wurden unmehr für die Kaiserin selbst eine Stätte, in der liebevoll und mütterlich zu wirken ihr eine hohe Freude und innere Befriedigung gewährte. So blieb es auch, als die Stiftung nach und nach ihren ursprünglichen Charakter, wie es ja nicht anders sein konnte, verlor und auch anderen als Offizierstöchtern ihre Pforten öffnete. Jetzt strömten von allen Seiten junge weibliche Zöglinge herbei — vom Ausland stellten insbesondere England und Rumänien ein starkes Kontingent —, aber auch an Zuwendungen aller Art fehlte es nicht, so daß die Stiftung auf das Vortrefflichste mit allem ausgestattet wurde, was die Erziehung gedeihlich machen kann. Die Kaiserin kennt jede einzelne Schülerin, nimmt herzlichen Anteil an ihrem Ergehen und erhält sich in ununterbrochener Kenntnis ihrer Fortschritte, zu welchem Ende sie mindestens einmal wöchentlich die Anstalt besucht. Bisweilen speist sie mit ihren jungen Pflegebefohlenen, wie dies auch einmal mit ihr der Kaiser gethan hat, zu Mittag; jedes Jahr werden diese aber einmal in den Kaiserlichen Palast beschieden, wo sie bei brennendem Weihnachtsbaum die Bescheerung ihrer Kaiserlichen Pflegerin erhalten. Die Kaiserin wählt die besten Lehrkräfte aus, veranlaßt auch wohl namhafte Gelehrte, Vorträge wissenschaftlicher Art vor den jungen Mädchen

zu halten. Einmal im Jahre kommen berühmte Künstler und Künstlerinnen nach der Anstalt, um durch gediegene Vorträge den musikalischen Geschmack der Kunstjüngerinnen zu bilden und zur Nacheiferung anzureizen. Einem solchem Konzerte wohnt auch ein kleiner von der Kaiserin selbst eingeladener Kreis Fernerstehender bei. Derselbe wird nach dem Konzerte in das Zimmer der Kaiserin beschieden, wo die hohe Frau selbst den Thee schenkt. Alljährlich gegen Ostern wird eine Prüfung der Schülerinnen gehalten, zu welcher ein etwas größerer Kreis von Gästen eingeladen wird. In demselben befinden sich hochfürstliche Personen, Minister, Vertreter der Hofchargen und Freunde der Anstalt. Diese Prüfung ist gewissermaßen das Familienfest der Stiftung. Nach derselben findet die Entlassung der Abgehenden statt, welche durch die Kaiserin selbst erfolgt.

So wurde die Stadt in beständiger Verbindung mit dem Herrscherhause gehalten. Aber auch die Räume des Schlosses sollten sich wieder beleben, als im Oktober 1882 der durch hohe Geistesbildung ausgezeichnete und durch seine Leutseligkeit äußerst beliebte Schwiegersohn des allverehrten Kronprinzen, der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen Hildburghausen, mit seiner hohen Gemahlin in dasselbe einzog. Allgemein war die Freude in der Stadt, und die Bürger derselben bewillkomm-

neten das fürstliche Paar durch festlichen Fackelzug und Gesang. In der Ansprache, welche bei dieser Gelegenheit an den hohen Schloßbewohner gehalten wurde, hieß es: „Als die freudige Nachricht die Stadt durcheilte, daß Eure Hoheit, der treue Verbündete Preußens, mit Ihrer Königl. Hoheit, der Tochter unseres vielgeliebten Kronprinzen, der Enkelin unseres allverehrten Kaisers, dieses in der Geschichte Preußens so hochbedeutende Schloß als Wohnstätte gewählt, da fühlte sich jedermann gehoben, und mit Sehnsucht erwartete die patriotische Bürgerschaft den Augenblick, wo sie in Eurer Hoheit den vornehmsten Bürger dieser Stadt begrüßen konnte. Endlich ist heute dieser Tag gekommen. Mögen Eure Hoheit viele glückliche Tage in unserer Stadt verleben; möge es Eurer Hoheit, getragen von der Liebe und Verehrung unserer Einwohnerschaft, gefallen, in unserer Mitte dauernd Wohnung zu nehmen!“

Immer weiter streckte die junge Großstadt ihre Arme nach Berlin. War doch ihr Areal so ausgedehnt, daß es an weit auseinandergelegene Stadtteile Berlins heranreichte. Zwar war die Bebauung eine zerstreute, dennoch grenzten bereits zusammenhängende Häusergruppen auf der einen Seite an Moabit, auf der anderen Seite an das Tiergartenviertel und das elegante Westende der Hauptstadt. Unter solchen Umständen mußte sich

ein enges Verhältnis beider Städte zu einander bilden, das der Regelung bedurfte. Der Gedanke einer Einverleibung Charlottenburgs in die Gemeinde Berlin lag nahe. Merkwürdigerweise begegnete derselbe anfangs in Charlottenburg einer entschiedenen Abneigung, während die Reichshauptstadt auf den kleinen in seinem Wert und seiner Bedeutung wenig gekannten „Vorort" stolz und spröde herabsah. Da tauchte bei den Behörden, welche wachsam beide Städte im Auge behielten, der Gedanke auf, eine organische Verbindung beider Städte durch Bildung einer eigenen „Provinz" herzustellen. Die „Provinz Berlin", deren Einrichtung man im Jahre 1875 ins Auge faßte, vereinigte zwar zunächst die Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung zu einem staatlichen Verwaltungskörper, dennoch war auch eine kommunale Zusammengehörigkeit dadurch angebahnt, da ein Provinziallandtag, der aus den Vertretern der drei neu zu bildenden Kreise sich zusammensetzte, alle Angelegenheiten regeln sollte, welche, über das engere kommunale Interesse hinausgehend, die Allgemeinheit berührten.

Der sorgfältig gearbeitete Plan wurde trotz mancher warmen Fürsprache zu Grabe getragen. Und vielleicht war dies auch für Charlottenburg nicht gerade von Nachteil. Denn noch einmal und schneller als je in der ganzen Zeit des Be-

stehens, ja schneller selbst, als es sonst je irgendwo der Fall gewesen ist, sollten die Verhältnisse der Stadt einen Aufschwung nehmen. Noch aus der Gründerzeit stammte ein Projekt, die Hauptstadt durch eine das Centrum derselben durchschneidende Dampfeisenbahn mit den Vorstädten und Vororten in Verbindung zu setzen. Das Projekt hatte vielfache Wandlungen erfahren, bis es, vom Staat aufgegriffen, seiner Ausführung entgegenging. Die neue Bahn sollte zuerst militärischen Zwecken dienen, weshalb man sie anfangs mit dem Namen „Kanonenbahn" belegte, nach und nach gestaltete sich aber der Plan der Anlage zu einem der großartigsten, der überhaupt gedacht werden konnte. Ein Centralbahnhof sollte in Charlottenburg angelegt werden, von dem aus man eben sowohl nach Paris wie nach St. Petersburg und ebenso nach Copenhagen wie nach Rom gelangen könnte. Es war die „Stadtbahn," deren Ausführung man in Angriff nahm, eine Bahn, deren Bedeutung mancher wohl ahnte, ein Teil unterschätzte, keiner aber voll zu würdigen imstande war.

Die kleine Großstadt Charlottenburg schien trotz des auf seinem Gebiet projektierten Centralbahnhofs stiefmütterlich behandelt. Wurde doch der eigentliche Kern der Stadt durch das Schienennetz gar nicht berührt. Alle Bemühungen städtischer Vertreter, wenigstens eine Haltestelle am

Tiergarten zu erlangen, schlugen fehl; man gab vor, eine Haltestelle in solcher Nähe eines anderen Bahnhofes sei „aus technischen Gründen unmöglich.“

Indessen die Ausführung des so vielfach durchgesprochenen und bekrittelten Unternehmens wurde in die Hand genommen, und schon der Angriff der Arbeiten hatte in seinem Gefolge neue Pläne. Gern, sagte man sich, würde nicht nur, wenn einmal eine Dampfeisenbahn die Hauptstadt mit den Vororten verbinde, ein guter Teil der Bewohner in der gesunderen Luft der Vororte seine Heimstätten suchen, sondern es läge auch kein Hindernis mehr vor, große Institute dorthin zu verlegen. Schon im Jahre 1879 wurde daher die Artillerie- und Ingenieurschule nach Charlottenburg verlegt, welche jedoch — wohl ein einzig dastehender Fall — nicht der Gemeinde, auf deren Grund und Boden sie gebaut war, zugelegt, sondern der Hauptstadt zugesprochen wurde.

In der Nähe erhob sich, allerdings schon auf Wilmersdorfer Grund und Boden, das Joachimthalsche Gymnasium, welches in seinen ausgedehnten Räumen ein schülerreiches Alumnat umschloß.

Nun wurde aber auch der Plan gefaßt, die technische Hochschule, eins der größten und bedeutendsten wissenschaftlichen Institute, das die Neuzeit kennt, in die anmutige an den schönen Tiergarten grenzende Gartenstadt zu verlegen.

Dadurch wurde die Bestimmung der Stadt, welche von Anfang ihres Bestehens an ihr durch Natur und Umstände vorgezeichnet war, erfüllt und das Gepräge, dessen Züge bereits in den Umrissen deutlich erkennbar waren, ihr vollends aufgedrückt. Eine Stadt wie Charlottenburg, welche auf ihrem weiten Areal trotz städtischer Anlage ausgedehnte Gärten umschloß, in der an die Stelle der Häuser mit Sommerwohnungen bereits zahlreiche Landhäuser reicher Bewohner der Hauptstadt getreten waren, was konnte sie einerseits anders werden als eine Villenstadt? Eine Stadt aber, welche, in der Nähe der Hauptstadt gelegen, den Bewohnern ebenso stille Beschaulichkeit in ländlicher Stille wie tiefgreifende Anregung durch das lebhaft pulsierende Leben der Weltstadt sicherte, wozu konnte sie sich mehr eignen als zu einem Musensitz? War es da nicht ein glücklicher Gedanke, der Villenstadt auch noch ein anderes Gepräge aufzudrücken, das sich wohl mit dem bereits vorhandenen vertrug, das einer Musenstadt?

Und mit raschen Schritten ging die Stadt dieser Bestimmung entgegen. Rüstig bereiteten die Einwohner alles vor, um der einziehenden Wissenschaft Thor und Thür zu öffnen. Jetzt ging es in allen Teilen der Stadt an ein Regeln von Straßen und ein Bauen von Häusern; aus der zerstreuten Bebauung wurde eine zusammenhän-

gendere; schon besetzten sich die Straßen, die bisher nur auf dem Bebauungsplan gestanden hatten, mit Häusern; vom Tegeler Weg im Norden bis zum Botanischen Garten im Süden, vom Spandauer Berge im Osten bis zum Tiergarten im Westen gingen Straßenzüge, in denen Wohnstätten aller Art für Reiche und Arme hergerichtet wurden, und man hatte zu thun, passende Namen unter den Berühmtheiten zu finden, um die Straßen, welche früher nur nach Nummern gezählt worden waren, zu bezeichnen.

Voran diesem Fortschritt waren schon die staatlichen Behörden gegangen. Die Polizeiverwaltung war schon seit einigen Jahren in engere Beziehung zur Hauptstadt gesetzt, eine Verbesserung, welche Charlottenburg allerdings mit der Abtrennung des Zoologischen Gartens und des Seeparks hatte bezahlen müssen. Die nie rastende Postverwaltung hatte mehrere Postbezirke eingerichtet, das alte unzeitgemäße Postgebäude zweckentsprechend und nicht ohne Geschmack umgebaut, ein Hauptpostamt errichtet und hierfür ein stattliches neues Gebäude aufgeführt, auch Briefannahmestellen eröffnet. Seit 1881 beförderte bereits die Rohrpost mit Windeseile die Korrespondenz der beiden Residenzstädte mit einander. Endlich überzog bald, nachdem der Telegraph, dessen schläfrige Beförderungsweise noch in den sechziger Jahren zu gerechter Klage

Anlaß gegeben, zu ausgiebiger Benutzung tauglich gemacht war, ein Telegraphennetz die Dachfirsten und trug das lebendige Wort von Ort zu Ort, von Haus zu Haus.

Aber auch die städtische Verwaltung war nicht stehen geblieben.

Der alte wohlbeliebte Bürgermeister Bullrich hatte, kurz ehe die Stadt aus dem Gängelbande des Teltower Kreises, durch das sie so lange gehemmt gewesen war, sich loslöste, seinen Abschied eingereicht. Wer sollte unter den schwierigen Verhältnissen, welche durch die schnelle Entwickelung der Stadt herbeigeführt waren, ihm folgen? Wer war dem gewachsen? Die Frage war eine brennende, und heftig wütete der Kampf der Parteien. Es war eine der interessantesten und zugleich folgenschwersten Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung, die, in welcher die Wahl des neuen Bürgermeisters erfolgte. Drei Kandidaten waren aufgestellt. Beim ersten Wahlgang schied der eine derselben aus. Der zweite Wahlgang blieb unentschieden. Der dritte kam heran, schon schien Stimmengleichheit sich herausstellen zu wollen, da zeigte sich, daß eine Stimme schließlich den Ausschlag geben mußte. Es war ein dramatisch spannender Moment. Atemlose Stille herrschte im Saale. Der Stadtverordnetenvorsteher nahm den entscheidenden Zettel aus der Urne, noch ein-

mal atmete er tief auf, dann verkündete er mit lauter Stimme: „Herr Bürgermeister Fritsche aus Guben ist gewählt.“ Alles war bewegt, und die noch kurz vorher schroff sich gegenüberstehenden Parteien näherten sich einander mit dem Wunsche, daß die Wahl der Stadt Glück bringen möge, und in der Hoffnung, unter der Führung des neuen Oberhauptes in Einmütigkeit arbeiten zu können. Die Sitzung mußte abgebrochen werden, und man beeilte sich, den neugewählten Bürgermeister willkommen zu heißen.

Es war der Kandidat der Doktorenpartei, welcher aus der Wahl hervorgegangen war. Diese machte nicht den Anspruch, daß der Neugewählte blindlings sich ihr in die Arme werfen sollte; als sie daher sah, daß die Leitung der Stadt in sicherer Hand ruhe, zog sie sich nach und nach immer mehr vom Schauplatz zurück. Das Wohl der Stadt gedieh aber unter dem neuen Oberhaupt sichtlich, und die Angehörigen aller Parteien freuten sich gemeinsam, als nach 11jähriger segensreicher Thätigkeit, in schwieriger Stellung diesem der Titel „Oberbürgermeister“ beigelegt wurde.*)

Die neue Leitung machte sich bei der Stadtvertretung bald merkbar. Unterstützt von tüchtigen Kräften beider Körperschaften, brachte der Ma-

*) Das Verzeichnis der Bürgermeister s. Beilage VII.

gistrat schon im folgenden Jahre einen Etatsentwurf, der an Uebersichtlichkeit und einsichtiger Verwertung der Einkünfte alle vorhergehenden weit hinter sich ließ. Das Bureauwesen wurde geordnet, den Beamten ein fest umschriebener Wirkungskreis zugewiesen, und zunächst die Reform im engeren Kreise durchgeführt. Dann ging es an die Beratung eines Ortsstatuts, welches für die ganze Zukunft der Stadt entscheidend werden mußte. Nach Feststellung desselben konnte nunmehr planvoll in der Anlegung der Straßen und dem Anbauen von Häusern vorgegangen werden. Eine neue Einteilung in 18 Stadtbezirke wurde getroffen. Ein ganz wesentlicher Fortschritt wurde ferner hinsichtlich der Beleuchtung gemacht. Es wurden nicht nur die Laternen der Zahl nach vermehrt, sondern auch die Brenner ihrer Beschaffenheit nach verbessert;*) eine von dem guten Willen einzelner unabhängige Feuerwehr wurde organisiert; endlich aber wurde im Jahre 1880 eine neue Gasanstalt nach dem Muster der besten vorhandenen erbaut und einer einsichtigen Leitung

---

*) Elektrische Beleuchtung wurde wenigstens von Privaten eingeführt Voran eilte hier der berühmte Elektrotechniker Herr Geheimrat Siemens, der Haus und Park auf diese Weise ins hellste Licht setzte. Ihm folgten die Holzplätze von Schramm und Zimmermann & Sohn, endlich fast alle Fabriken am Salz- und Charlottenburger Ufer.

unterstellt. Straßen, teils vorhandene, wie die Schloßstraße, teils neuangelegte, wurden geregelt, befestigt, gepflastert, mit Bürgersteigen versehen, Promenaden, wo sie vorhanden waren, unterhalten, neue, wie z. B. in der Schloßstraße, angelegt und mit ausreichender Besprengung vor Staub gesichert; Brunnen wurden gegraben und die Wasserwerke von Westend auch der Stadt dienstbar gemacht. Alle diese Fortschritte wurden nicht ohne Kampf durchgesetzt; ja bisweilen erhitzte sich der Kampf bis zur Leidenschaft; die unleugbaren Fortschritte lagen aber klar zu Tage; wie und durch wen sie gemacht worden waren, das konnte der Bürgerschaft im Grunde gleichgültig sein.

Was aber der jungen Musenstadt Charlottenburg besonders zur Ehre gereicht, das ist, abgesehen von der Sorge für die Armen, die Fürsorge für das Schulwesen. Denn hier begnügte sich dieselbe nicht nur mit der Begründung immer neuer Gemeindeschulen und dem Bau neuer Schulhäuser, sondern sie stiftete auch eine höhere Lehranstalt, ein Realprogymnasium, das sich unter gewissenhafter Leitung zu einem vollberechtigten Realgymnasium zu entwickeln beginnt. Und noch nicht genug, sie traf auch Anstalt, eine der segensreichsten Schulen der Neuzeit ins Leben zu rufen, eine höhere Bürgerschule, welche ihren Zöglingen eine,

wenn auch nicht gelehrte, doch über das Elementare hinausgehende, abschließende Bildung giebt und sie mit dem Zeugnis für den einjährig freiwilligen Militärdienst entläßt.

Charlottenburg war freilich imstande, für alle diese Vervollkommnungen Aufwendungen zu machen. Die alte Stadt hatte nur geringes Vermögen gehabt; außer einigen Legaten und den zur Ausbeutung überwiesenen kleinen Seeen besaß sie einige Ackerstücke, welche ihr in der Zeit Friedrich Wilhelm I. zugelegt waren, von denen aber noch die Hälfte der Kirche gehörte. Letztere waren nun bei den großartigen Eisenbahnanlagen, welche die Neuzeit brachte, teuer verwertet worden. Dann hatte sich aber die Einwohnerschaft ganz gewaltig vermehrt, und insbesondere waren es reiche Einwohner, die herbeigezogen, so daß die Einnahmen zu einer Höhe wuchsen, welche größere Aufwendungen möglich machte, und auch das Vertrauen hob, so daß eine neue Anleihe gemacht werden konnte.

Es ist nun wohl an der Stelle, jetzt einen Blick auf das Steigen der Einwohnerzahl und die damit verbundenen Verhältnisse zu werfen.

Im Jahre 1875 waren 25847 Einwohner gezählt worden, im Jahre 1880 zählte die Stadt bereits 30483.

Eine Fläche von 2089 Hektar war Stadt-

gebiet. An Wohnstätten waren vorhanden in bewohnten Gebäuden 1714, in sonstigen Wohnräumen 279. An Haushaltungen hatte man Einzelhaushaltungen 622, Familienhaushaltungen 6702, Anstaltshaushaltungen 25.

Unter der Einwirkung der neuen Verhältnisse stieg die Zahl der Einwohner bis zum Zähljahr 1885 auf 42371, die der bewohnten Gebäude auf 2040, der Haushaltungen auf 9738, und jetzt darf nach oberflächlicher Schätzung angenommen werden, daß die Zahl 50000 nicht nur erreicht, sondern sogar nicht unbedeutend übertroffen ist.

Bei so außerordentlichem und stetig steigernden Wachstum der Stadt durfte die Stadtleitung sich nicht damit begnügen, nur für die Gegenwart Fürsorge treffen, sondern mußte auch an die Zukunft denken. Eine so große Stadt, wie Charlottenburg jetzt war, konnte nicht mehr die alten Pfade der Abfuhr innehalten, um Reinlichkeit und Gesundheit ihren Wohnstätten zu sichern. Viele Pläne wurden gemacht und verworfen, zu immer kühneren Entwürfen wurde man gedrängt, bis endlich der kühnste, aber einzig der Zeit angemessene, den Sieg davontrug, eine Schwemmkanalisation nach dem Muster großer Städte und vor allem nach dem Muster Berlins einzurichten. Ein folgenreicher Gedanke! Aber wie war er auszuführen? Wäre es, so mußte sich ein jeder sagen, nicht

das Richtigste, wenn die geplante Kanalisation an die der Reichshauptstadt angeschlossen würde? Rückten nicht die Städte immer näher an einander heran, war nicht beim Tiergarten das neugeschaffene Berliner Viertel bereits ganz dicht an die Berliner Straße herangedrungen, ja war nicht in der Kurfürstenstraße der seltsame Fall eingetreten, daß die eine Seite zu Berlin, die andere zu Charlottenburg gehörte? Nur die Spree schien noch die sich mächtig entwickelnden Teile im Centrum Moabits von Charlottenburg zu trennen. Und auch hier konnte die Verbindung nur eine Frage der Zeit sein. Denn schon wurde der alte Plan einer Spreebrücke, welche die Marchstraße mit jenen Stadtteilen verbinden sollte, in dem Projekt der „Gotzkowski-Brücke" wieder aufgenommen. Was lag wohl näher als zu glauben, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo die Stadt als solche aufhören müsse fortzuleben, und eine Einverleibung in Berlin sich wie ein Naturprozeß vollziehen müßte. Das sahen auch die stärksten Zweifler und die eingefleischtesten Lokalpatrioten ein.

Und nun übte Charlottenburg die Selbstverleugnung, unter Besiegung der alten Abneigung der Reichshauptstadt sich zu nähern und den Vertretern derselben diesen Gedanken zu unterbreiten. Es geschah dies in würdigster Weise. Eine gründliche Denkschrift wurde verfaßt, welche die Beziehungen

beider Städte erörterte, die Vorteile einer Vereinigung darlegte und das, was Charlottenburg als Mitgift mitbrächte, in helles Licht setzte. Die Vertreter der Reichshauptstadt zeigten allerdings der Nachbargemeinde freundliches Entgegenkommen, wurden aber von anderen Gesichtspunkten geleitet und lehnten die Einverleibung der ganzen Stadt ab. Zu einer Einverleibung eines Teils freilich hätte man sich wohl verstanden. Denn schon seit längerer Zeit war eine heftige Bewegung im Süden Charlottenburgs in Scene gesetzt worden. Der achtzehnte Stadtbezirk, jenes schöne Villenviertel, welches so schnell auf dem alten Lützower Acker emporgeschossen und aufgeblüht war, betrieb aufs Eifrigste die Einverleibung in Berlin. Es war seitens der Stadtleitung Charlottenburgs nach Kräften für denselben gethan, was unter den Verhältnissen geschehen konnte; es war aber freilich dieser unmöglich, alle Wünsche des vornehmen Stadtviertels sofort zu erfüllen, und diesem fehlte die Geduld zu warten. Eine Abtrennung eines Stadtteils, und noch dazu eines so schönen und bedeutenden, konnte sich aber Charlottenburg nicht gefallen lassen, und so wurde der gesamte Plan einer Einverleibung sang- und klanglos zu Grabe getragen. Mancher seufzte vielleicht: „es wär' so schön gewesen, allein es hat nicht sollen sein." Indessen Charlottenburg wurde dadurch genötigt,

sich wieder auf eigene Füße zu stellen, und die Zukunft wird lehren, ob die Stadt es zu bereuen hat.

Die neue Anleihe fand bei dem Vertrauen, welches die Stadt genoß, unter Begünstigung des flüssigen Geldstandes die günstigste Aufnahme und stieg bald im Kurse. Die Techniker konnten nunmehr die Pläne für die neue Kanalisation auf sicherer Grundlage ausarbeiten und Verhandlungen über den Erwerb von Grundstücken für Rieselfelder einleiten. Hieran wurde eifrig gearbeitet, und wenn auch die Unterhandlungen bis jetzt nicht zum Abschluß gediehen sind, so versprechen sie doch erfolgreich zu werden.

Unterdessen war aus den Plänen, welche so mächtig in die Zukunft Charlottenburgs eingriffen und alle diese Vorbereitungen hervorriefen, Wirklichkeit geworden. Am 6. Februar des Jahres 1882 fuhr der erste Zug der Stadtbahn von der Station „Charlottenburg" durch das Weichbild der Stadt nach dem Zoologischen Garten und weiter durch den Tiergarten. Alles drängte sich herzu, und die dichtbesetzten Wagen wurden an dem Bahngeleise und bei den Stationen von dem vielstimmigen Jubelgeschrei Schaulustiger begrüßt.

Mächtig erhob sich aber schon der stolze Bau der technischen Hochschule aus dem Erdboden. Zunächst erregte der weite Umfang des Studien-

palastes, der ein ganzes Stadtviertel einzunehmen schien, das Staunen der Beschauer. Nach und nach wuchs die imponierende Fassade mit den hohen Bogenfenstern empor, deren Wandflächen mit solidem Sandstein in verschiedener Färbung verblendet wurden. Die reiche Architektur des Mittelbaues mit Säulenbalkon trat prachtvoll hervor, und eine Reihe von Bildsäulen zierte die Nischen, die Loggien und die Attika des Gebäudes. Trat man aber in das Innere hinein, so durchschritt man das mit Marmorsäulen ausgestattete Vestibulum und gelangte in den wundervollen Lichthof, von dessen weihevollem Eindruck man erfüllt wurde. Man durcheilte die Korridore mit den Solenhofer Kalksteinfliesen und betrat, nachdem man die Treppenstufen von Granit überschritten, die kunstvoll ausgestattete Aula.

Glänzend war alles und prächtig, aber es war auch zweckmäßig nach den Erfahrungen der neuesten Technik hergerichtet und dabei zugleich einladend zur Vertiefung in ernste Studien. Man konnte glauben, daß sich hier der Ernst der Wissenschaft mit der Heiterkeit der Kunst vermähle. Und nun öffneten sich am 2. November 1884 diese Räume, und ein zogen über die herrschaftliche Rampe die Sterne der Wissenschaft, die hohen Würdenträger des Staates, die gottbegnadeten Künstler, die Behörden der Stadt und endlich die Musen-

söhne im glänzenden und geschmackvollen Burschenschmuck mit farbigen Mützen und Bändern. Und in die Mitte dieser Versammlung trat festen Schrittes, ungebeugten Hauptes der allverehrte und allgeliebte Kaiser, gefolgt von dem Kronprinzen, welcher die Erbprinzessin von Meiningen, und dem Prinzen Wilhelm, welcher seine erlauchte Gemahlin führte. Weihevoll war die Einweihungsfeierlichkeit, und manches treffliche Wort der Redner wurde vernommen, keines aber drang tiefer zu Herzen als das des Kaisers, der den studierenden Jünglingen ans Herz legte, daß die prachtvollen Räume erst dann ihren schönsten Schmuck erhielten, wenn darin die Arbeit herrsche. — Die Vertreter Charlottenburgs hatten die Bedeutung des Tages voll erkannt. Sie legten daher der Hochschule, in welcher die Technik und die Kunst der Architektur als Geschwister sich die Hände reichen sollten, eine Stiftung — ein Stipendium im Betrage von 20 000 Mark Kapital — in die Wiege.*) Die Bürger feierten den Tag der Einweihung am Abend durch eine glänzende Illumination ihrer Häuser.

Bald sah man die Musensöhne in den Straßen umherwandern und mit Freuden bemerkte man, wie sie sich bestrebten, ein freundliches Verhältnis

*) Die Gesamtkosten für den Riesenbau des Polytechnikums beliefen sich nach dem „Centralblatt für Bauverwaltung“ auf 9 300 000 Mark.

mit den Bürgern einzugehen. Noch allen dürfte in der Erinnerung sein, wie sie am Tage nach dem großen Einweihungskommers auf gemieteten Pferdebahnwagen in den tollsten Kostümen durch Charlottenburg zogen, um zu der sogenannten „Katerkneipe" sich zu begeben, wie sie dann in der Hardenbergstraße Sr. Maj. dem Kaiser begegneten und ein dreimaliges donnerndes Hoch erschallen ließen und wie sie endlich bei der Rückkehr teils in Trupps auf Leiterwagen oder Karren einen Umzug durch die Stadt machten, teils einzeln, ein brennendes Stearinlicht in der Hand, durch die Stadt schwärmten.

Außer diesem großartigen Institut der technischen Hochschule erhält Charlottenburg noch ein neues von höchster Bedeutung, wie es wohl bis jetzt einzig in der Welt dastehen möchte,

die physikalisch-technische Reichsanstalt.

Dieselbe hat den Zweck, eine nationale Arbeitsstätte zu sein und ein Verbindungsglied zwischen Wissenschaft und Technik zu bilden, indem sie der technischen Praxis die wissenschaftlichen Forschungsresultate und Methoden zugänglich und dienstbar macht. Sie besteht aus zwei Abteilungen, welche unter der Oberleitung eines Präsidenten stehen, der zugleich Direktor der wissenschaftlichen Abteilung ist, während die zweite (technische) Abteilung einen besonderen Direktor hat. Diese letztere Ab-

teilung hat ihre Thätigkeit bereits begonnen und ist einstweilen in den unteren Räumen des Polytechnikums untergebracht worden. Sie richtet sich im wesentlichen darauf, der Technik verifizierte wissenschaftliche Maße, zunächst für Temperatur, Licht und Elektrizitätsmessungen, zur Verfügung zu stellen. Sie wird ferner die Verifizierung von Meßinstrumenten', die Ausführung von Teilungen für die Präzisionsmechanik übernehmen und der Technik mit wissenschaftlichem Beirat und thätiger Beihilfe zu Diensten stehn. Die erste Abteilung wird in einem besonderen Haupt- und mehreren Nebengebäuden untergebracht werden. Für die Aufführuug derselben hat Herr Geheimrat Dr. Siemens in hochherziger Weise ein ihm gehöriges ausgedehntes Terrain dem Reiche geschenkt, und schon erheben sich die ersten Grundmauern der Gebäude in der Marchstaße, welche das hochwichtige Institut in sich aufnehmen werden. Es soll in demselben naturwissenschaftliche Forschung getrieben werden mit Ausschluß jeder Lehrthätigkeit. Die Arbeiten werden durch angestellte Assistenten des Direktors oder durch deutsche Gelehrte ausgeführt, welche im Institute einzelne wissenschaftliche Arbeiten mit den Instrumenten unternehmen wollen. Die erste Abteilung führt für die zweite wissenschaftliche Versuchsweisen aus, welche für die Technik von Wichtigkeit sind, ent-

wickelt für sie verbesserte Untersuchungsmethoden und sorgt durch den gemeinschaftlichen Präsidenten für die Entwickelung wissenschaftlichen Geistes und Strebens auch in der technischen Abteilung.

Eine natürliche Folge dieser Umwandlung der Verhältnisse war, daß die Haltestelle am Tiergarten, welche früher so energisch von der Bauleitung verweigert worden war, eingerichtet wurde. Und auch hier zeigte sich Charlottenburg weitsichtig und großherzig, indem es ein ihm gehöriges Stück Land zu Gunsten der neuen Anlage abtrat.

Wie sehr sich die Verhältnisse der Stadt geändert hatten, das zeigte in erster Linie der Etat der städtischen Verwaltung. Hatte im Jahre 1877 Einnahmen und Ausgaben noch nicht eine Million erreicht, so betrugen dieselben im Jahre 1887/88 bereits 2 Millionen und noch außerdem 169261 Mark. Für die Schulverwaltung waren dabei 335156 Mk. 26 Pf., für die Armenpflege 88932 Mk. 46 Pf., für die Unterhaltung der allgemeinen Verkehrsanstalten (Straßen, Brücken, Kanäle, Bohlwerke, Anpflanzungen, Besprengung) 359520 Mk. ausgeworfen, worunter für Pflasterung und Regelung der Straßen, Unterhaltung der Bürgersteige und Promenaden allein 195600 Mk. sich befanden.

An öffentlichen Verkehrsmitteln besitzt Charlottenburg jetzt an Dampfbahnen: die Berliner Ring- und Stadtbahn mit vier Bahnhöfen: Westend,

Charlottenburg, Zoologischer Garten, Tiergarten, von denen Charlottenburg und seit kurzem auch Zoologischer Garten dem äußeren Verkehr sich öffnen, während die anderen dem inneren Verkehr dienen, Westend aber auch einen Güterbahnhof hat. Die Züge, welche in die großen Bahnhöfe einlaufen, kommen von Osten (Direktion Berlin und Bromberg) und von Westen (Direktion Frankfurt a. M. für die Wetzlarer, Direktion Magdeburg für die Berlin-Potsdamer und Berlin-Lehrter, Direktion Altona für die Berlin-Hamburger Bahn.) Eine Dampftramway-Verbindung ist seit dem Jahre 1886 von dem Kurfürstendamm nach dem Grunewald eingerichtet.

Die Pferdebahn befördert nach dem Brandenburger Thor und Kupfergraben, dem Zoologischen Garten, dem Lützow-Platz auf der einen und nach Moabit auf der andern Linie.

Charlottenburg besitzt zwei evangelische Kirchen, die Luisen- und die Lützower Kirche. Bei einer Seelenzahl von ca. 30000 Seelen wirken an derselben drei Geistliche.*) Ein Gemeindekirchenrath von 11 und eine Gemeindevertretung von 22 Mitgliedern leitet die kirchlichen Angelegenheiten. Die Kirche ist im Jahre 1881 in zweckmäßiger und würdiger Weise durch Herrn Baurat Orth

---

Das Verzeichniß der Oberprediger s. Beilage VII.

umgebaut und hat eine neue Orgel und herrlich klingende neue Glocken erhalten, deren Inschriften von Se. Majestät dem Kaiser selbst bestimmt sind. — Die Anfänge einer katholischen Gemeinde reichen in das vorige Jahrhundert hinein. Gegründet wurde eine feste Gemeinde in den vierziger Jahren, und zwar wurde der erste Gottesdienst im Jahre 1848 in der evangelischen Kirche von Lützow abgehalten. Im Jahre 1855 wurde eine Kapelle in der Lützowerstraße erbaut und am 19. August desselben Jahres durch den Probst Pelldram eingeweiht. Der Grundstein zur katholischen Kirche ebendaselbst wurde am 8. September 1875 gelegt. Dieselbe wurde von Stier erbaut, und bereits am 17. Mai 1877, wenn auch nur teilweis vollendet, dem Gottesdienst überwiesen, bis im Jahre 1884 auch der Chor fertig gestellt wurde. Die Seelsorge liegt in den Händen eines Geistlichen Rates und eines Kuratus. Auch eine Schule ist mit der Kirche verbunden, an der mehrere Lehrer wirken. Das Kloster, welches Schwestern „vom guten Hirten" umschließt, wurde auf Grund einer Kabinetsordre vom Jahre 1857 am 11. Februar 1858 gegründet. Die Schwestern leiteten früher eine Erziehungsanstalt, zeichnen sich aber besonders durch Arbeitsamkeit aus, welche auch durch das Publikum der Stadt reichlich in Anspruch genommen wird.

In den ersten Zeiten des Bestehens verhielt

sich die Stadt vollständig abschließend gegen die Juden, denen nicht einmal erlaubt wurde, auch nur eine Nacht daselbst zuzubringen. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts änderte sich dies, und Dressel erwähnt bereits einiger reichen und wohlthätigen Juden, welche Wohnung in Charlottenburg nahmen und ihres Glaubens lebten, später jedoch zum Christenthum übertraten.

In dem Anfang dieses Jahrhunderts lebte hier ein gewisser Heymann Flies, der lange als sogenannter „Schutzjude“ ein Haus in der Schloßstraße (42) besaß. Sein Enkel ist der durch Kriegslorbeern ausgezeichnete General Flies. Ein gewisser Delmar, welcher gleichfalls Schutzjude gewesen war, verwaltete eine Zeitlang die Kämmerei der Stadt. Als man vor einiger Zeit nach seinen Nachkommen forschte, fand man sie unter den Lords Englands in der Familie Cavendish. Eine eigentliche jüdische Gemeinde besteht nicht in Charlottenburg, da die meisten Juden sich zu der Berliner Gemeinde halten, doch wurde eine Vereinigung zu gottesdienstlichen Zwecken im Jahre 1873 gegründet, welche am 1. September 1887 35 beisteuernde und 50—60 sonstige Mitglieder zählte.

An Behörden sind in der Stadt eine Königl. Polizeidirektion, ein Königl. Amtsgericht, zwei Kaiserliche Postämter mit zwei Briefannahmestellen, zwei Rohrpostämtern und einer Fernsprech-

stelle, ein Steueramt. Als Garnison hat sie die vierte Schwadron des Regiments Garde du Corps.

Die Stadtverwaltung liegt in den Händen eines Oberbürgermeisters, eines Beigeordneten, eines Stadtbaurats, eines besoldeten Stadtrats und neun unbesoldeter Stadträte. Die Stadtverordneten-Versammlung zählt 42 Mitglieder. Ein Stadtausschuß von fünf und eine Schuldeputation von zehn Mitgliedern steht diesen Körperschaften zur Seite. Dazu kommen die Armenkommission, die Bezirksvorsteher, die Waisenräte und die Armenpfleger in den 18 Bezirken der Stadt.

An Instituten hat Charlottenburg die Artillerie- und Ingenieurschule, die technische Hochschule, die physikalische-technische Reichsanstalt, ein Königliches Gymnasium, ein städtisches Realprogymnasium, eine Fortbildungsschule, eine Bürgerknabenschule, eine höhere Mädchenschule, eine Bürger-Mädchenschule und fünf Gemeindeschulen. Außerdem sind fünf höhere Privat-Mädchenschulen vorhanden, von denen sich insbesondere die von Fräulein Weyrowitz eines wohlverdienten Rufes erfreut, und zwei Kindergärten. Auch eine private Erwerbs- und Fortbildungsschule für Mädchen besteht hier.

Unter den zahlreichen Fabriken der Stadt heben wir hervor die Königliche Porzellanmanufaktur, neben der die fleißige Sanitäts-Porzellanmanu-

faktur von Haldenwanger und Ludlofs Berliner Porzellanfabrik zu nennen sein dürften, die Telegraphenbauanstalt von Siemens und Halske, die Farbenfabrik von Heyl, welche die bereits sehr in Aufnahme gekommenen leicht trocknenden Malerfarben herstellt und nach England hin eine Flüssigkeit zur Tränkung von Schiffstauen lebhaft vertreibt, die Farbenfabrik von Beringer, die Wagenfabrik von Kühlstein, die Teppichfabrik von Protzen, die Thonwarenfabrik von Ernst March und Söhne, deren kunstreiche Produkte weit verbreitet sind*), die Glashütte von Otte, die Dachpappenfabrik von Lutter und Feder u. a., die chemischen Fabriken von Schering, Jaffé, Kayser, Dr. Schaefer, die Eisengießereien und Maschinenfabriken der Berliner Aktien-Gesellschaft, die Berlin-Anhalter-Maschinenbauanstalt-Aktien-Gesellschaft, die Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, die Maschinenfabrik (zugleich Textil-Industrie) von Gebauer, die Knochenmehlfabrik von Dr. Cohn, die Lederfabrik von Caprano, die Schieferfabrik von Neumeister, die Seifenfabrik von Dr. Pieper und Flatau. Einige legen sich auf eine Spezialität, wie die Fabrik botanischer Modelle von Brendel, die Holzimprägnierungsanstalt von Rütgers, die Lanolin-

*) Einige Reliefs vom Berliner Rathause, von dem Charlottenburger Bildhauer Geyer modelliert, sind von der Marchschen Fabrik hergestellt.

fabrik von Benno Jaffé und Darmstädter, die Palmkernölfabrik von Zimmermann, die Spiritus-kontroll-Apparatfabrik von Gebr. Siemens u. Co., die thermoplastische Holzfabrik von Wittkowsky, die Waagenfabrik von Ubrich und Co., die Konserven-fabrik von Dennerlein.

Es würde zu weit führen, alle die gewerb-thätigen Fabriken aufzuführen, welche die Stadt zieren, doch wollen wir nicht unterlassen, auf einen eigenartigen Gewerbszweig hinzuweisen, der im Aufblühen ist. Es ist die Hut- und Filzwaren-fabrik von Verch und Flothow, welche Theater-rüstungen und Theaterwaffen in entsprechender und zweckmäßiger Weise auf galvanischem Wege herstellt.

Charlottenburg hat*) 34 Ärzte, 3 Apotheken, 5 Irrenheilanstalten,**) 3 Zahnärzte, 6 Zahntech-niker, 2 Tierärzte, 14 Heilgehülfen, 15 Hebeammen; neuerdings ist eine Sanitätswache eingerichtet.

An Rechtanwälten zählt die Stadt 10.

Bis 1876 hatte die Stadt kein Bank-geschäft. Als ein solches von E. Maaß gegründet wurde, erwarb sich dasselbe bald großes Vertrauen

---

*) Nach dem Adreßbuch von 1887 mit einigen Nachbesserungen.

**) Eine sechste wird durch Herrn Dr. Bauer auf Westend erbaut, die den besten Erfahrungen der Neuzeit gemäß eingerichtet und mit allem Komfort ausgestattet werden soll.

und erweiterte sich bedeutend. Jetzt bestehen außer diesem Bankgeschäft 2 Filialen in der Stadt; der Agenturen sind 44, der Spediteure 4.

Chemiker giebt es 6, Farben- und Drogenhandlungen 6, Färbereien 4.

Musikinstitute befinden sich 5 daselbst, Buchhändler hat die Stadt 8, Buchdrucker 3, Buchbinder 9, Lithographen 1, Zeitungsverleger 9, Zeitungsspediteure 2.

Für Haus und Wohnungen sorgen 11 Architekten, 21 Bauunternehmer, 7 Baumaterialienhändler, 27 Mauermeister, 25 Zimmermeister, 46 Tischler-, 18 Glaser-, 25 Schlosser-, 22 Schmiede-, 28 Maler-, 12 Töpfer- und 12 Klempnermeister, 11 Stuckateure, 14 Tapezierer und Dekorateure, 5 Fabrikanten von Gas-, Wasser- und Kanalisations-Anlagen, 9 Steinmetzmeister, 28 Brennmaterialwarenhändler, 2 Nutzholzhändler, 5 Schornsteinfegermeister und 1 Stubenbohner.

Für Nahrung sorgen 41 Bäcker, 32 Schlächter, 2 Fleischwarenhändler (auch 2 Fleischbeschauer), 28 Obst- und Gemüsehändler, 5 Fouragehandlungen, 75 Colonial- und Viktualienhändler, 3 Bärmehändler, 5 Fisch- und 6 Wild- und Geflügelhändler, 5 Weinhandlungen, 2 Brauereien, — eine dritte mit Bierpalast ist am Wilhelmsplatz im Bau begriffen — 7 Destillateure, 52 Milchhändler, 5 Konditoreien und 191 Gast, Schank- und Speisewirte.

Für Bekleidung sorgen 10 Garderobehandlungen, 49 Schneider- und 120 Schuhmachermeister, 5 Schuhwarenhandlungen, 4 Pantinenhändler, 4 Handschuhhandlungen, 10 Putzgeschäfte, 22 Posamentierwaren-, 6 Manufakturwarenhändler, 3 Kürschner, 12 Leinen-, Weißwaren- und Wäschehandlungen, 4 chemische Waschanstalten, 4 Hutmacher, 1 Tapisseriegeschäft, 1 Gummi- und drei Wollwarenhandlungen; für die Haartracht achtzehn Barbiere und 12 Friseure. Gegen Regen schützen 2 Schirmfabrikanten.

Das Fuhrwesen besorgen 85 Fuhrherren, denen 4 Pferdehändler, 10 Sattler und 7 Stellmacher und Wagenbauer zur Seite stehen.

Für Möbel und Geräte sorgen 6 Möbelhandlungen, 10 Böttcher, 3 Kupferschmiede, 7 Glas- und Geschirrwarenhandlungen, 1 Gelbgießer, 2 Drechsler, 1 Nadlermeister, 2 Nähmaschinenhandlungen, 3 Kamm- und Bürstenhandlungen, 3 Gürtler, 1 Kinderwagenniederlage, 4 Korbmacher, 4 Lackierer, 1 Messerschmied, 3 Feilenfabriken, 1 Instrumentenmacher, 1 Marmorschleiferei, 1 Sägenschleifer, 5 Galanteriewarenhandlungen. Hierzu kommen noch 9 Trödler und Produktenhändler.

Schiffbaumeister giebt es 3, Segelmacher und Seiler je 2, Ankerschmiede 1.

Gärtner zählt die Gartenstadt 69. Gartenausstellungen werden hin und wieder veranstaltet.

In der alten Ackerstadt giebt es nur noch 32, welche sich Ackerbürger nennen. Einige treten als Gärtner, die andern als Viehhändler auf, oder sie nennen sich Rentiers.

Uhrmacher giebt es 11, Optiker 4, Juweliere 5.

Für Reinlichkeit sorgen außer den chemischen Waschanstalten 13 Wäschereien und 2 Badeanstaltsbesitzer; ferner neben den Wasserwerken 1 Brunnenmacher, 2 Bettfederreinigungsanstalten, allerdings dings nur eine Seifenhandlung (freilich neben den chemischen Fabriken), endlich 2 Kammerjäger.

Für Kühlung in des Sommers Hitze sorgen 3 Eiswerke.

An Hotels hatte Charlottenburg lange kein einziges, jetzt besitzt es 2 in den Außenteilen, auch einige Gasthöfe.

Für das Gesinde sorgen 4 Gesindevermieter, für Todesfälle treffen 6 Sargmagazine Vorkehrungen, ferner eine Sargfabrik mit Dampfbetrieb und 1 Steinsargfabrik.

Spezialitäten betreiben 2 Glaskünstler und 1 Grottenbauer.

Groß ist bei der Zahl der Fabriken auch die Schar der Arbeiter. Diejenigen, welche einen selbstständigen Hausstand haben, sind 1277.

Die Eisenbahnen stellen ein großes Kontingent von Beamten.

Auf den vier Bahnhöfen Charlottenburgs:

„Zoologischer Garten" } für Stadtbahn-Fern-
„Charlottenburg" } und Vorort-Verkehr,
„Westend" für Stadtbahn und Lehrterbahn,
„Tiergarten" für Stadtbahn allein,

sind 469 Beamte stationiert, und zwar 4 Stationsvorsteher, 20 Stationsassistenten, 19 Stationsdiätare, 9 Telegraphisten, 1 Materialienverwalter, 4 Billet- und Gepäckexpedienten, 1 Güterexpedient, 4 Güterassistenten, 1 Güterdiätar, 2 Betriebswerkmeister, 2 Wagenmeister, 4 Rangiermeister, 30 Packmeister, 73 Lokomotivführer, 55 Zugführer, 78 Lokomotivheizer, 8 Billetschaffner, 94 Schaffner, 37 Bremser, 15 Weichensteller, 5 Bahnwärter, 3 Portiers. Hierzu kommen noch 353 Hilfsbeamte und Arbeiter, Hilfstelegraphisten, Schreiber und Hilfsschreiber; Revisionsschlosser, Hilfsrevisionsschlosser und sonstige Schlosser; Hilfsbremser und Bremswärter; Schaffneraspiranten, Schlafwagenwärter, Hilfsheizer; Eilgutlader und Gepäckträger; Hilfsschmierer und Wagenputzer; Rangierer, Centralwärter, Perronwärter, Lampiers, Hilfsnachtwächter, Hilfsweichensteller, Ofenheizer, Scheuerfrauen u. s. w.

Auch die Pferdeeisenbahn weist ein großes Personal auf. Das gesamte Personal besteht aus 192 Personen, worunter 43 Kondukteure, 78 Kutscher, 10 Bahnwärter und 10 Lohnarbeiter.

Die Garnison zählt ca. 170 Mann.

Die Zahl der Königl. Beamten mit Aus-

nahme der von der Eisenbahn ist verhältniß-
mäßig klein.

Das Königl. Amtsgericht hat 1 Amts-
gerichtsrat und 3 Amtsrichter, 7 Gerichtsschreiber,
5 Rechtsanwälte; die Polizeidirektion 1 Polizei-
direktor, 1 Polizeilieutenant, 1 Königlichen Bau-
inspektor für die Baupolizei, dem 1 Amtszimmer-
und 1 Amtsmauermeister zur Seite stehen, 1
Kriminalkommissarius, 7 Sekretäre und Assistenten,
2 Amtsanwälte und 1 Standesbeamten, 5 Wacht-
meister, 38 Schutzleute, 9 Bureaubeamte.

Die Königl. Postämter zählen 2 Post-
direktoren, 1 Ober-Postsekretär, 6 Postsekretäre,
11 Postassistenten, 1 Ober-Telegraphenassistenten,
2 Postgehülfen, 20 Briefträger, 2 Stadtpostboten,
1 Geldbriefbesteller, 3 Packetbesteller, 1 Post-
schaffner, 21 Posthülfsboten.

Das Königl Steueramt zählt 1 Steuer-
einnehmer, 1 Steueramtsassistenten, 1 Steuer-
Aufseher.

Die technische Hochschule umschließt fünf
Abteilungen: I. für Architektnr mit 8 etatsmäßigen
Professoren, 9 nicht etatsmäßigen Dozenten und
6 Privatdozenten; II. für Bauingenieurwesen mit
6 etatsmäßigen Professoren, 4 nicht etatsmäßigen
Dozenten, 3 Privatdozenten und 5 ständigen
Assistenten; III. für Maschinen- und Ingenieur-
wesen mit 5 etatsmäßigen Professoren, 3 nicht

etatsmäßigen Dozenten. In der hierzu gehörigen Sektion für Schiffbau unterrichtet 1 Kaiserlicher Marineingenieur, 1 geheimer Admiralitätsrat, 1 wirklicher Admiralitätsrat und 1 Admiralitätsrat. 2 Privatdozenten sind in der dritten Abteilung habilitiert, einer derselben ist zugleich ständiger Assistent; IV. für Chemie und Hüttenkunde mit 5 etatsmäßigen Professoren, 3 nicht etatsmäßigen Dozenten, 5 Privatdozenten und 8 Assistenten; V. für allgemeine Wissenschaften mit 6 etatsmäßigen Professoren, 2 nicht etatsmäßigen Dozenten, 8 Privatdozenten und 1 ständigen Assistenten. Unterricht in neueren Sprachen erteilen 2 Dozenten.

Das Königl. Gymnasium hat 1 Direktor, 4 Oberlehrer, 5 ordentliche Lehrer, 1 Gymnasial-Elementar-, 3 Vorschul-, 2 Hilfs- und 3 technische Lehrer, wozu noch 2 außerordentliche Hilfslehrer und 2 Probanden kommen, endlich 1 Schuldiener.

Außer diesen Königl. Beamten, welche ihre Wirksamkeit in der Stadt selbst haben, leben noch viele daselbst, welche in Berlin angestellt sind.

An städtischen Beamten hat Charlottenburg 4 besoldete Magistratsmitglieder, 1 Hauptkassenrendanten, 1 Kanzleidirektor, 1 Stadtsekretär, 3 Bureauvorsteher, 1 Einnehmer der Steuerkasse, 2 Kontroleure, 1 Kalkulaturvorsteher, 3 Kalkulatoren, 1 Einnehmer der Krankenkasse, 2 Buchhalter, 2 Bauassistenten, 6 Sekretäre, 11 Kassen-

und Bureauassistenten, 1 Straßeninspektor, 8 Steuererheber, 6 Boten, 1 Gefangenwärter.

Das städtische Realprogymnasium hat 1 Rektor, 1 Oberlehrer, 5 ordentliche Lehrer und 3 Vorschullehrer.

Die höhere Mädchenschule hat 1 Rektor, 5 Lehrer und 3 Lehrerinnen; die Bürgerknabenschule 1 Rektor und 15 Lehrer, die Bürgermädchenschule 1 Hauptlehrer, 7 Lehrer und 7 Lehrerinnen; die Gemeindeschulen haben 5 Hauptlehrer, 46 Lehrer, und 17 Lehrerinnen. Außerdem haben die Anstalten 6 Schuldiener.

Von den milden Stiftungen der Stadt ist wohl die älteste das „Luisen-Andenken". Als im Sommer 1831 die asiatische Cholera viele Opfer forderte und viele Kinder Waisen wurden, veranstalteten edelgesinnte Männer Sammlungeu zur Begründung eines Waisenheims. Der Magistrat nahm sich der Sache an, womit die Anfänge eines städtischen Waisenhauses gemacht waren. Der stets gütige und mildthätige König Friedrich Wilhelm III. machte der jungen Stiftung mehrere Zuwendungen, sowohl bei Lebzeiten als auch durch Testament. Die reichste Spende reichte indes die Tochter desselben und der Königin Luise, die Prinzessin Alexandra, nachdem sie auf den russischen Kaiserthron gelangt war, in der Absicht, „ihrem Geburtsorte, der Stadt Charlottenburg, einen Be-

weis der teilnehmenden Erinnerung" zu geben. Es war ein Geldvermächtnis von 20000 Thlr., welches die Prinzessin ihrem „teuren in Gott ruhenden Vater" verdankte und nun zum Andenken desselben im Jahre 1840 der Stadt vermachte. In der Stiftungsurkunde schrieb sie: „In dem Herzen und in der Erinnerung der Glieder des Königlichen Hauses sowohl als des gesamten Preußischen Volkes ist Friedrich Wilhelms und Luisens Andenken unzertrennlich, und ich glaube die Absicht, ein Denkmal dauernder Erinnerung zu stiften, vollkommen dadurch zu erreichen, daß ich unter der Benennung „Luisen-Andenken" für Charlottenburger Kinder eine Waisenanstalt gründe und dazu ein Stiftungs-Kapital von 20000 Thlr. Preußisch bestimme." Dies „Luisen-Andenken" wurde mit dem Waisenhaus vereinigt und erweiterte sich auch noch in der Folge durch neue reiche Zuwendungen und Beiträge. Ungefähr 30 Waisen, Knaben und Mädchen, werden in demselben erzogen. Am 8. Januar 1882 feierte die Stiftung ihre 50jährige Jubelfeier, welcher der Kronprinz und der greise Prinz Karl beiwohnte.

Königlicher Mildthätigkeit verdankt auch die „Prinz Karlstiftung" ihre Entstehung. Als am 30. Januar 1853 König Friedrich Wilhelm IV. die Freude hatte, seinen Bruder Karl nach langem Krankenlager (infolge eines gefährlichen Sturzes)

zum ersten Male wieder im Gotteshause erscheinen zu sehen und zwar in Charlottenburg, seinem Geburtsort, in der Schloßkapelle, in welcher er getauft, konfirmiert und getraut worden, legte derselbe den Grund zu einem „Rettungshaus für Kinder", indem er alles Geld, welches an den Thüren der Schloßkapelle während seines Aufenthaltes daselbst jährlich eingenommen wurde, demselben als Stiftungskapital zuwandte und reichlichen Beitrag noch selbst hinzufügte. Durch freiwillige Spenden und Sammlungen ist die Anstalt so weit gediehen, daß sie 25 Kinder unterhalten kann.

Ein reicher Segen ruhte auf der unermüdlichen Thätigkeit eines Fräulein Abelone Jensen, der Nichte des Hofgärtners Fintelmann, zum Wohle der Menschheit, welche ein Stiftungskapital zu wohlthätigen Zwecken durch Sammlungen zusammenbrachte. Ein Grundstück in Charlottenburg wurde auf Fürsprache der Königin Elisabeth von König Wilhelm erlangt, und auf demselben ein Haus erbaut Es enthält 125 Wohnungen, in welchen alte alleinstehende Damen ein freundliches Daheim finden. Der wohlthätigen Anstalt, welche sich in der Spandauerstraße befindet, wurde der Name „Wilhelmstift" beigelegt.

Das Mariannenstift, welches der Geheime Kommerzienrat Alexander Mendelsohn im Jahre 1870 gründete, verfolgt ähnliche Zwecke. Hier

werden alte Frauen über 60 Jahre aufgenommen und erhalten freie Wohnung und Feuerung. Die sinnigen Reliefs des Stiftes, welches in der Scharrnstraße liegt, enthalten das wohlgetroffene Bild einer treuen Dienerin des Mendelsohnschen Hauses.

Von Bürgern der Stadt rühren auch her das „Johannastift“ und das „Mädchenheim“, ersteres von Herrn Justizrat Lazarus, für ältere Damen gebildeter Stände, in Spandau, letzteres vom verstorbenen Herrn Ferdinand Reichenheim für Ausbildung junger Mädchen zu einem Erwerbszweig in Berlin.

Eine eigenartige und segensreiche Anstalt ist das „Jugendheim“, welches von Herrn Kommerzienrat Heyl an dem Jubeltage des 50jährigen Bestehens seiner Fabrik gestiftet und seiner Gemahlin zum Geschenk dargebracht worden ist. Die Kinder der Heylschen Fabrikarbeiter werden darin nach Fröbelschen Grundsätzen unterwiesen, und die Knaben in lohnbringenden Beschäftigungen geübt, die Mädchen zur Haushaltung und Besorgung der Küche und Anfertigung weiblicher Handarbeiten unter persönlicher Leitung der Frau Gemahlin des Stifters angeleitet.

An wohlthätigen Vereinen ist besonders hervorzuheben der „Elisabeth-Frauen-Verein“, welcher sich zur Aufgabe stellt, arme Wöchnerinnen

zu verpflegen, die neugeborenen Kinder zu bekleiden und in gebotenem Falle auch mit guter gesunder Milch zu versorgen. Schon 50 Jahre hat der Verein seine segensreiche Thätigkeit ausgeübt und sie mit der Jubelfeier, die im Jahre 1887 stattfand, noch erweitert.

Hierzu gesellen sich der „vaterländische Frauen-Verein", der Verein „zur Unterstützung verschämter Arme", der Verein „gegen Verarmung und Bettelei".

In den Zeiten des Notstandes wurde eine „Armensuppenküche" errichtet, welche Speisen unentgeltlich an Arme gab. Der Versuch einer „Volksküche" wurde später gemacht und wenigstens für einige Monate des Jahres durchgeführt.

Auch eine Stadtfechtschule ist vorhanden und richtet seine Wirksamkeit auf Errichtung von Ferienkolonien.

Die Stadt besitzt ein Krankenhaus; für Leibesübungen ist auch jetzt ein Turnhalle vorhanden. Mit Badeanstalten im Freien hatte Charlottenburg wenig Glück. Vor 1847, also vor dem Bau des Landwehrkanals, badete die Jugend frei in der „kleinen Furt," wo jetzt die Gasanstalt steht, und der „großen Furt", jenseits des jetzigen Kanals. Beides waren nur Tümpel, in welchen sich Knaben und Mädchen ohne Unterschied des Geschlechts umhertummelten. Eine große Badeanstalt besaß

die Cauersche Anstalt in der Spree, zu der aber gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes auch anderen als Schülern der Eintritt gewährt wurde. Später hatte an dieser Stelle Herr Kräusel eine Badeanstalt. In den sechziger Jahren war ein Bassin von der Spree abgeleitet, welches man von Lützow aus betrat. Lange hatte dann Charlottenburg gar keine Badeanstalt. Jetzt ist eine solche im Koch-See eingerichtet; auch besteht eine Wannenbadeanstalt.

An Vereinen, welche nicht die Wohlthätigkeit zum Zweck haben, bestehen vier politische, vier Kriegervereine, ein Bezirksverein. Dazu gesellen sich ein Bürgerverein, sieben Arbeiter-Vereine, ein katholischer Gesellenverein, ein Gartenbau-, ein Gastwirtsverein.

Wissenschaftliche Zwecke verfolgen „Amicitia", der „Pädagogische", der „Pestalozzi-Verein", der Zweigverein für Verbreitung von Volksbildung. An musikalischen Vereinen ragen hervor der „für Kirchengesang" und der „Musikverein", ersterer lediglich für Vokal-, letzterer auch für Kammermusik. Beide haben bereits erfreuliche Proben ihrer Tüchtigkeit an den Tag gelegt. Außer diesen existieren noch 13 Gesangvereine.

Die Kunst der Stenographie fördern zwei Vereine, körperliche Geschicklichkeit und Gewandtheit bezwecken außer der Schützengilde drei Turnvereine,

ein Verein für Rudersport, ein Touristenklub, eine Reit- und Fahrschule.

Für die Ausschmückung der Stadt sorgt „der Verschönerungsverein", der Geselligkeit dienen „der „Hohenzollern-Klub", ferner „der Pfeifen-Klub", der „Bürger-Frauen-Verein" u. a.

An Zeitungen erscheinen drei politische, eine landwirtschaftliche, eine musikalische und eine Gemeindezeitung.

Geht man jetzt die Hauptverkehrsader der Stadt, die Berlinerstraße, hinunter, so begegnet man lauschigen Vorgärten, aus denen freundliche Villen hervorlugen. Die alten kleinen Häuser der Urzeit sind gefallen und große stattliche Gebäude an die Stelle getreten. Schon sieht man hie und da elegante Läden ihre Waren dem Käufer in geschmackvoller Aufstellung darbieten, hin und wieder ladet ein Kaffeehaus oder eine Konditorei mit Tischen und Stühlen im Vorgarten zu behaglichem Verweilen ein. Anschlagsäulen, das Geschenk eines wohlhabenden Bürgers, lenken den Blick auf die mannigfachen Anzeigen, mit denen sie bedeckt sind. Die schöne Lindenallee bietet wie in alten Zeiten dem Lustwandelnden kühlenden Schatten und auf der wohlgehaltenen Promenade, die von grünen Rasenbeeten eingefaßt ist, geht es sich weich und angenehm. An der blumenreichen Flora vorüberwandelnd, hat der Wanderer nicht mehr den

tiefen Sand, wie in alten Zeiten, zu durchmessen, um zum Schlosse zu gelangen. Ein freundlicher Platz empfängt ihn vor demselben, den er durchschreitet, um die Schönheiten des Schloßparkes aufzusuchen, die wie in alten Zeiten ihren Zauber nicht verfehlen. Und nun ein Blick in die Schloßstraße, wo eine freundliche Allee Rosenbeete einfaßt und der Blick weit hinausschweifen kann auf die ausgedehnte Landschaft! Wahrlich, ein anmutiger Weg ist es, den man hier durchmißt! Und nun durchwandre man ihn an einem Sonntag Nachmittage, wenn die auf dem Spandauerberge in den jüngsten Jahren angelegte Rennbahn zur Schau der kühnen Wettrennen einladet. Eine Menschenwoge bewegt sich auf den Promenaden, Karosse drängt sich an Karosse, von dem leichten Gig bis zur schwerbeladenen Mail-coatch sieht man aller Arten Gefährte, nicht einmal fehlt der bekannte Berliner Möbelwagen, der seine lustigen Fahrgäste zum Kampf der Wagen unter Gesängen trägt. Wenn Dressel jetzt auferstünde, der an einem Sonntagnachmittagsspaziergange in der Berlinerstraße nicht einen einzigen Menschen sah, was würde er bei diesem Schauspiel sagen? Würde er nicht an Wunder glauben?

Auch in den übrigen Stadtheilen erfährt man vielfach erfreulichen Eindruck. Abgesehen von dem 18. Bezirk und Westend ist es insbesondere die

Gegend der Hardenberg- und der Leibnizstraße, in welcher der Villencharakter zum Vorschein kommt. Allerdings wäre in demselben Einheitlichkeit zu wünschen, indessen wird eine solche bekanntlich ja fast nirgends erreicht, und man darf immerhin zufrieden sein, wenn das Auge nicht gestört wird. Freilich Stadtteile, wo die Häusermassen sich türmen und Gebäude mit vielen Stockwerken sich erheben, erstehen auch nach und nach unter dem Einfluß der Bauspekulation. Insbesondere scheint dies mit dem Stadtteil der Fall zu sein, den man mit dem charakteristischen Namen der „Schwindelschweiz" belegt hat. Den ursprünglichen Charakter des ältesten Charlottenburgs kann man fast nur noch in der „Wallstraße" an der alten Circumwallationslinie und in der Kirchstraße erkennen, wo einige kleine Häuser vormaliger Ackerbürger stehn geblieben sind. Ja, eine anmutige Stadt ist Charlottenburg und wohl läßt es sich darin leben!*)

Charlottenburg ist daher auch der Anziehungspunkt für viele wohlhabende und angesehene ehe-

*) Nicht mit Unrecht setzte daher ein Bürger Charlottenburgs den Vers des Horaz (Carm. II, 6,13):

„Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet"

(Dieser Erdenwinkel lächelt mir vor allen andern zu) als Inschrift auf den Giebel seines Hauses.

malige Bürger der Reichshauptstadt geworden, die ihre Wohnung hier aufgeschlagen haben.

So wohnen hier namhafte Gelehrte wie v. Richthofen, Berner, Conze, Dieterici, Mommsen, Schmoller, Brugsch-Pascha, W. Siemens, A. Wagner, Waldeyer, berühmte Künstler wie die Maler: Bleibtreu, Bracht, Hildebrand, Knille, Spangenberg, die Bildhauer Hundrieser und Pfuhl, die Architekten Ende und Böckmann, der Dichter Julius Wolf, der Hofschauspieler Ludwig.

Die günstigen Vorbedindungen für Kunstübung haben denn auch die „Meisterateliers" hervorgerufen, welche seit kurzem hier erbaut sind. Die Zahl der Maler, die überhaupt in Charlottenburg ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, ist 26 und zwar sind 3 davon Historien-, 10 Landschafts- und Marine-, 13 Portrait- und Genre-Maler.

Insbesondere erfreut sich Charlottenburg einer Bevorzugung seitens der verabschiedeten oder zur Disposition gestellten Offiziere, und manchen berühmten Namen möchten wir wohl hier begegnen. Wir nennen u. a. den durch eine artilleristische Erfindung bekannten Oberst Lançelle. Auch der Kammerherr Ihrer Maj. der Kaiserin, Herr Schloßhauptmann von Ende, hat hier seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen.

Aber wie ist es mit dem Charakter der Bewohner? Hat nicht die Kultur, die alle Welt

beleckt, auch auf Charlottenburg sich erstreckt? Oder existieren wirklich noch daselbst jene seltsamen Originale, von denen wir gesprochen? Allerdings müßte man wie Diogenes mit der Laterne umhergehen, um sie zu suchen. Aber finden würde man immerhin noch einige charakteristische Typen, die sich in unsere Zeit hinübergerettet haben und uns anmuten, wie die sagenhaften Männchen grauer Vorzeit. Auch das „schönste Berlinisch" kann man noch bisweilen hören, wie zu Heines Zeiten. Indessen in jenen biderben Gestalten steckt doch ein gut Teil gesunden Mutterwitzes. Zeichnet sich der Berliner durch schneidigen Wortwitz aus, so zeigt der Charlottenburger mehr Humor. Und dieser tritt bisweilen in der plastischen Anschaulichkeit hervor, mit der er den Örtlichkeiten, die ihm auffallen, Namen verleiht. So nennt er z. B. ein gelbes kleines Arbeiter-Haus den „Strohsack", ein Haus, dessen blaue Eingangspforte dem Absatz eines Schuhes zu gleichen schien, zu dem die Spitze der gleichfarbige Balkon bildete, den „blauen Pantoffel," einen sandigen Weg den „grauen Esel." Am liebsten bezeichnete er die Schenken mit Kosenamen, wie „die puckliche Jacke" „die Kute", „die Padde" „der Katzenrachen" „der blaue Affe."

Allerdings die höhere Gesellschaft bleibt sich wohl überall gleich, und so unterscheidet sie sich auch hier nicht wesentlich von der anderer Groß-

städte; man müßte denn hervorheben, daß bei der hier vertretenen Geistesaristokratie die Gastlichkeit ein hervorragendes Moment bildet, und daß die Häuser derselben ebenso gern von Männern des Staats wie der Wissenschaft und Kunst betreten werden, so daß der Geselligkeit dort die anregendsten und belebtesten Gespräche als Würze dienen.

Aber ist es denn noch heute wahr, wie zu Dressels Zeiten, daß der vereinte Bürgersinn nirgends weniger heimisch ist, als in Charlottenburg?

Allerdings giebt es auch jetzt hier Kampf und Streit. Aber es ist ja nach dem Spruch der Alten die Eris die Mutter der Erkenntnis und auch ein Luther wollte, daß die Geister auf einander platzten. Gilt es aber einmal, bei schweren Unglücksfällen helfend einzugreifen, da sind alle einig. Und wenn hundertmal die Meinungen über die politischen Tagesfragen auseinandergehen, gilt es eine patriotische That, sind alle eines Sinnes. Das zeigt sich an den vaterländischen Festtagen, das zeigte sich u. a. an dem goldenen Hochzeitsfeste unseres Kaiserpaares, wo die Stadt eine große Summe zu einer Stiftung „Wilhelm-Augusta" zusammentrug. Ja Charlottenburg ist auch heute noch, was sie immer war, eine *patriotische* Stadt. Möge sie auch das bleiben, was ihr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nachgesagt wurde, eine *glückliche* Stadt!

Mag sie indessen auch weit, weit entfernt bleiben von dem hohen Ziele, welches ihr einst Leibniz prophezeit hat, mag sie auch eine bescheidene, ja zwerghafte Rolle spielen neben dem Riesen, der Reichshauptstadt, immer wird sie sein und bleiben eine Perle im Städtekranze der Hohenzollern.

Beilagen.

Beilage I.

Zu Seite 12.

Das Landbuch Karls IV. enthält unter „Teltow" Nr. 33 folgende Stelle:

Lusze (Lutze) sunt XIII mansi. Quilibet mansus soluit pro toto I talentum, Cossati VI, quilibet soluit III solidos et unum pullum; quelibet domus I pullum. Tota villa est, cum omni iure, appropriata monialibus in Spandow; et quondam fuit curia. Habent etiam predicte moniales unam curiam in ripa Sprewe, que dicitur Casow, quam coluerunt ab antiquo et adhuc colunt propriis sumtibus.

Also hatte Lützow 13 Hufen. Die Hufe à 30 Morgen gerechnet, ergiebt 390 Morgen. Jede Hufe zahlte 1 Goldgulden = 8,75 Rm.; 13 Hufen mithin 113,75 Rm. Jeder Kossät zahlte 3 Groschen, 6 Kossaten also 18 Groschen = 9,2 Rm. und 1 Huhn. Auch jedes Haus steuerte 1 Huhn.

Das Schoßregister von 1450 besagt (No. 50): Lucze hort den Junkfrawen zu Spandow. Uff der Feldmark seyn XIII Huben und czinszen iglich XXX gr. So syn VI Coseten, gibt iglich V gr. Alles gerechnet uff X stuck XVII gr.; geben 1 schock XLIV gr. XI den."

An Zinsen wurden mithin jährlich je 30 Groschen = 9 Rm.*) gerechnet, also von den Hufen insgesamt 117 Rm. Jeder der 6 Kossäten zahlte $4^1/_2$ Groschen, alle zusammen mithin 27 Groschen = 8,1 Rm. Alles gerechnet auf 10 Stück (Goldgulden) und 17 Groschen oder 87,5 Rm. und 8,1 Rm. = 92,6 Rm.; geben 1 Schock 44 Groschen 11 Pfennig = 16,5+13,2+0,77 Rm. = 30,47 Rm.

Mithin wurde Lützow abgeschätzt auf 92,6 Rm., und die Abgabe betrug 30,47 Rm.

Das Schoßregister von 1451 ist unverändert. Zum Schosse ist die Hälfte zu 52 Gr. 1 Pfg. berechnet = 15,67 Rm. Das Schoßregister von 1480 ist auch gleichlautend, nur werden statt fünf Kossäten sieben aufgeführt und wird eines Weinmeisters gedacht, welcher 5 Gr. schuldig blieb.

Abschätzung zum Schosse:

$10^1/_2$ Stück 6 Gr. oder 91,88+1,8 Rm. = 93,68 Rm.

Davon sollen sie geben 1 Schock 46 Gr. 4 Pfg., oder 16,5+13,8+0,3 Rm. = 30,6 Rm.

---

*) Bei dem veränderten Groschenwerte.

Beilage II.

Zu Seite 32.

Der Freibrief Peter Sauerwalds lautet:

Wir Sophia Charlotta, Von Gottes Gnaden Königin in Preüßen, Margräffin und Churfürstin zu Brandenburg, Souveraine Prinzeßin Von Oranien, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden auch in Schleßien, zu Croßen, Hertzogin, aus Churfürstlichem Stamm der Hertzoge zu Braunschweig und Lüneburg, Burg-Graffin zu Nürnberg, Fürstin zu Halberstadt, Minden, und Cammin, Gräffin zu Hohen Zollern, der Mark Ravensberg, Lingen, Moers, Bühren, und Lehrdam, Marquise zu der Vehre und Vlissingen, Frau zu Ravenstein, der Lande Lauenburg und Letow auch Arlay und Breda. Uhrkunden und Bekennen Hirmit: Nachdem uns Peter Sauerwald Bürger und Zinngießer in Berlin Allerunterthänigst Vortragen laßen, Wie er gesonnen Bey Unserm Schlosse Lützeburg, ein Vollständig Großes Gast und Wirths-Hauß anzulegen, und aufzubauen, fals Wir ihm Darzu einen Bequehmen Platz Wollten anweißen laßen, und darauff einige Privilegia allergnädigst ertheilen, und mit den Beneficien so die Freyhäußer in den Residentzien

genoßen, Begnädigen: Haben Wir sothanen seinem Allerunterthänigsten Ansuchen dergestalt deferiret und stattgegeben, daß Wir Ihm den Verlangten Platz zur Rechten der großen Allee Von Besagten Unsern Schloß ab, gerade, gegen Unseres Ober Stall Meisters Ausson de Willarnouc Hauße überhaltende in der Fronte 146 Fuß, in der Tiefe aber . . . . Haben laßen außmeßen und anweißen, jedoch unter ausdrücklichem Vorbehalt und Condition, daß er nicht nur solchen mit einem tüchtigen und zur Wirthschaft wohl aptirten Hauße, zusambt darzugehörigen Stallungen und Remisen Bebaue, auch die darin Verfertigten Apartements und Cammern mit Betten und sonstgewöhnlichen Meublen Besetze, Aus-Kleyde und unterhalte, sondern auch Was zur Wirthschafft nötig an Eß Waaren und Victualien allerhand einheimische und frembde Biere und Weine Anschaffe, und in Vorrath Habe; Darbey selbst oder solche leüte Halte, die fremden und Einkehrenden woll Zubegegnen wissen und zu Tractiren, niemanden Vervortheilen und übersetzen, und sich im übrigen also Verhalten, damit Unsere Intention darunter erreichet Werde, und Wie es an sich selbst einen erlichen Gastwirth eignet und gebühret. In solchen Absehen

nun Haben Wir ihm Peter Sauerwalden Besagten Platz in ob angeregten Gräntzen anweisen und einräumen laßen, Privilegiren und Befreyen auch denselben Hiermit und Krafft dieses Von Grundzinß, Contribution, Ein Quartierung, Wachten, Hoff-Diensten, so woll mit leüten als mit Pferden, und allen anderen oneribus publicis wie sie Nahmen haben mögen dergestalt und also, daß er seine Erben und Nachfolger daferne sie in denen obberührteu Conditionen Verbleiben, gleich andern in denen Residentzien zu Berlin und Cölln sollen gehalten und angesehen seyn.

Uhrkundlich und zu mehrerer Bekräfftigung haben Wir dieses unter Unsrer eigenhändigen Unterschrifft und Vorgedruckten Insiegel Geben und Außfertigen laßen. Lützenburg den Siebenzehnten Juny, Eintausend Siebenhundert und Zwey.

(L. S.)

Sophie Charlotte.

Beilage III.

Zu Seite 49.

Wir geben im Folgenden den Freibrief des Hauses von Friedrich Ali genannt Hassan, welcher uns seiner Zeit durch den verstorbenen Herrn Stadtrat Peitzer mitgeteilt wurde. Nach den

bereits S. 91 angezogenen Zusammenstellungen des Herrn Hauptmann a. D. Lutter „Alt Charlottenburg“ (Charlottenburger Intelligenzblatt 1885), die derselbe nach alten Hypothekenbüchern und Stadtrollen gemacht, wofür wir uns ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet fühlen, befand sich das Grundstück Hassans in der Schloßstraße auf No. 6 und 7. Diese Nummern haben wir deshalb auch in den Text S. 29 eingesetzt. Das Freihaus Hassans ist aber unzweifelhaft auf No. 4 (heute 4 und 4a), dem Peitzerschen Grundstück, gewesen. Der Freibrief dieses Hauses wurde dem Kammertürken auch durch Friedrich Wilhelm I. unter dem 15. April 1715 „confirmirt“. Am 20. April 1787 wurde das „vormals Ahlysche, nachher Alexandersche“ Freihaus durch Friedrich Wilhelm II. für den Wachtmeister der Garde du Korps Carl August Herthen, der es gekauft hatte, in seinem Privilegium bestätigt. Letzterer Besitzer ist auch bei Lutter unter Schloßstraße No. 4 aufgeführt. Danach könnte es zweifelhaft scheinen, ob Ali wirklich Besitzer auch der Grundstücke 6 und 7 in der Schloßstraße gewesen sei.

Urkunden

des Freihauses Schloßstraße Nr. 4.

No. I.

Wir, Friedrich von Gottes Gnaden König in Preußen, Markgraff zu Brandenburg &c. &c.

Bekennen hiermit, für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Könige in Preußen, als Marggraff und Churfürst zu Brandenburg, auch sonst gegen jedermännlich:

Nachdem Uns Unser Kammertürke Friederic Aly allerunterthänigst angelanget und gebeten, sein, in unserer neuen Stadt Charlottenburg erbautes Hauß Von allen und jeden oneribus in Gnaden zu befreyen, und Ihn deshalb mit einem allergnädigsten Privilegio zu versehen,

Und wir dann in Ansehung seiner Uns und Unserer in Gott, ruhenden Hertzgeliebtesten Gemahlin, Frauen Sophien Charlotten, Königin in Preußen pp. geboren aus dem Churfürstlichem Stamm derer Hertzoge zu Braunschweig und Lüneburg p. Liebden Christseel. Andenckens, geleisteten Vieljährigen treuen Dienste, solchem aller gehorsamsten Suchen in Gnaden deferiret und Vermittelst Rescripti vom Neunten May h. a. nnd unserer den dreyßigsten Nov. a. c. an unserem würklichen Geheimten Rath pp. dem von Prinz darüber ferner gethane allergnädigste Declaration das gebetene Privilegium auff folgende Art und Weiße auszuferttigen und zu ertheilen, Unser hiesigen Lehns Cantzeley allergnädigst anbefohlen

Als privilegiren und begnadigen Wir aus

der uns zustehenden Chur- und Landesfürstlichen Macht, und Gewalt hiermit und in Krafft dieses unseres offenen Brieffes, sothanes von Unserm Kammer Türken Friederic Aly erbauetes Hauß und Zugehörige Stelle in Charlottenburg, von Acht und Neuntzig Fuß breit und Dreihundert Sechs und Sechzig Fuß tieff, dergestalt und also:

Daß dieselbe von Grundzins, Schoß, Contribution, Einquartierung, Wachten, Hoff-Diensten sowol mit Gespann als mit der Hand, und allen und jeden oneribus, so bereits erfunden oder noch ins künfftige erdacht werden möchten, sie haben Nahmen wie sie wollen, auff Kindeskinder auch künfftige Besitzer zu ewigen Zeiten gänzlich befreyt sein und als ein Freyhaus tractiret werden, Er und seine genannte Nachkommen auch darin allerhand Gewerb und bürgerliche Nahrung zu treiben berechtigt seyn sollen.

Wir und unsere Nachkommen Könige in Preußen als Marggraffen und Churfürsten zu Brandenburg, wollen auch ihn, Frideric Aly, seine Kinder und Kindes Kinder, wie auch die künfftigen Inhaber dieses Haußes zu ewigen Zeiten, bei solcher concedirten Freyheit jederzeit allergnädigst schützen, handhaben und erhalten; Gestalt wir dann unseren hohen und niederen Gerichten

und Befehlichshabern, sonderlich aber dem Magistrat zu Charlottenburg hiermit allergnädigst und zugleich ernstlichen anbefehlen, solches an Unserer statt gleichfalls zu thun und den Impetranten, auch nach ihm seine Kinder und Kindes Kinder, und die künfftigen Besitzer dieses Haußes zu ewigen Zeiten wieder den Inhalt dieses unsres allergnädigsten Privilegii in keinerley Wege beschweren noch beeinträchtigen zu laßen, Getreulich ohne Gefährde. Jedoch uns an Unsern, auch sonst jedermänniglichen an seinen eigenen Rechten ohne Schaden.

Uhrkundlich unter Unser eigenhändigen Unterschrifft und auffgedruckten Lehn Siegel. Gegeben zu Cölln an der Spree, den dritten Decembr: Nach Christi, Unsers lieben Herrn und Seelig-Machers Geburth im Eintausend, Siebenhundert und fünften Jahr.

Friederich.

(L. S.)

Gr. v. Wartenberg.

No. II.

Wir, Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König in Preußen, Markgraff zu Brandenburg 2c. 2c.

Bekennen hiermit, für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Könige in Preußen, als

Marggraff und Churfürst zu Brandenburg, auch sonst gegen jedermänniglich:

Nachdem Unß beim Antritt Unserer Regierung unser Kammertürcke Friderich Aly umb allergnädigste Confirmation des von Unserem in Gott ruhenden Herren Vaters, König Friedrich Majestät Christseeligen Angedenckens unterm 3. Dec. a. c. 1705 erhaltenen Privilegy über sein Freyhauß zu Charlottenburg allerunterthänigst angelangt und gebethen, Und Wir dann in Ansehung seiner Uns und Unserer auch in Gott ruhenden Frau Muttern, Frauen Sophien Charlotten, Königin in Preußen p. p., gebohren aus dem Churfürstlichem Stamm derer Hertzoge zu Braunschweig und Lüneburg Mayestät, Christseel. Andenckens geleisteten Vieljährigen treuen Dienste solchem allergehorsambsten Suchen in Gnaden deferiret und statgegeben.

Also confirmiren, bekräfftigen und Bestätigen Wir nicht allein obberührtes unseres Herrn Vaters allergnädigstes Privilegium, in allen puncten und clausulen.

Sondern privilegiren etc. etc. (wie b. I.) . . .

Gegeben zu Berlin, den 15. Aprilis, nach Christi Gebuhrt im Eintausend Siebenhundert und Fünffzehndten Jahre. **Friederich**

(L. S.) **M. B. von Printzen.**

Beilage IV.

Zu Seite 102.

Das Original der Inschrift auf dem Grundstein der Kirche lautet:

Fridericus Primus Borussiae Rex
Elector Brandenb.
Postquam
Conjux, felicis memoriae Regina
Sophia Carolina Charlotta
hic loci
ante tria, et quod excurrit,
Lustra
adhuc inculti, magnifice incho-
ata Opera
Arcem, Porticus, Hortos
Vivaria
atque
ex pulvere obscuro primordia
surgentis oppidi, praeventa
morte
reliquit imperfecta;
in
Recordationem dulcissimi
amoris
largissimis sumptibus
promoveri
et quovis modo auctiora
reddi, curauit,
donec
quotidie accrescens Civium
Numerus
etiam spatiosiorem et proprium
Diuino cultui prosequendo

locum postularet, quem Deo de-
votissimus Rex
in hoc
Parochiali Templo
suis impensis condendo
alternaeque in perpetuum
Protestantium
utriusque Partis
Religioni dicando, peragi,
eiusque tutelam
Successoribus
maxime mandare voluit
Anno Aerae Christianae
quo
Augustus
Splendidissima comitatus Aula,
primo
a Natali suo auspicatissimo
die 13 Mensis July
primum Lapidem posuit
M.DCC. XII.

Beilage V.

Zu Seite 114.

Das Patent einer solchen neuen Stelle teilt R. Lutter im Neuen Intelligenzblatt, Jhrg. 1885, mit. Es betrifft wahrscheinlich das Grundstück Wallstraße 54 und lautet:

Nachdem Meister Martin Miller, ein Grob-Schmiedt aus Behrenklau umb eine Bau-Stelle zu Charlottenburg angehalten, und Seiner Königlichen Majestät allergnädigst verordnet daß, nach

dem davon angefertigten Plan, noch einige Bau-Stellen solten außgestochen und angewiesen werden; Alß ist von vorgedachten Martin Miller eine Bau-Stelle in der außwendigen Linie, im Hereinfahren in die Stadt von Berlin zwischen Johan Conrad Napell undt Mertin Nete, Einem Bauer auß Teltow so wie Ihm solche durchs Looß zugefallen, abgemeßen und angewiesen worden, Von fünf Ruthen breite und Sechszehn Ruthen tiefe, dergestalt und also, daß Er solche sogleich umbfahen undt außerhalb Einen tüchtigen Zaun setzen undt wenigsten innerhalb Eines Jahres mit Einem Zierlichen Wohnhause nach dem Modell bebauen solle, wobey Ihm zugleich bekandt gemacht, daß Er sich wegen Aecker und Wiesen zu dieser Stelle keine Hoffnung zu machen hätte, es sey dan, daß Se. Königliche Majestät Ihm hinkünftig darzu etwas wolten allergnädigst anweisen lassen, auf welchen Conditionen Er auch diese Baustelle angewiesen und angenommen und dabey bedeutet worden, daß so fern Er diesen Vorstehenden Conditionen in allen nicht nach kähme, Er so woll die Stelle, alß alle darauf verwandten Kosten verlustig gehen solte.

Berlin den 11 ten Oct. Anni 1719.

C. Fromme. H. Kracko. B. Gerlich.

Beilage VI.

Zu Seite 181.

Im Jahre 1801 hatte die Stadt: 7 Accisebedienten, 205 Ackerbürger, 1 Apotheker, 34 Armen, 2 Barbiere und Chirurgen, 1 Bauschreiber, 10 Bäcker, 12 Bierschänker, 3 Böttcher, 6 Branntweinbrenner, 15 Branntweinschänken, 5 Brauer, 2 Brauknechte, 1 Briefträger, 2 Bürgermeister, 1 Canonikus, 1 Cantor, 2 Castellane, 1 Conditor, 1 Director, 1 Domherrn, 1 Drechsler, 1 Fischer, 9 Fleischer, 10 Gastwirthe, 11 Gärtner, 1 Gerichtsdiener, 1 Glashändler, 3 Glaser, 2 Hebammen, 1 Heidebedienten, 7 Hirten und Feldhüter, 1 Holzhändler, 3 Höcker, 4 Hufschmiede, 1 Hutmacher, 1 Justitiarius, 4 Judenfamilien, 1 Knopfmacher, 1 Koch, 1 Kriegsmetz-Einnehmer, 1 Kupferschmidt, 1 Küster, 2 Leinenzeugdrucker, 13 Leinweber, 1 Magazinbedienten, 4 Magistratspersonen, 1 Mahler, 16 Materialisten, 5 Maurer, 2 Mehlhändler, 1 Mühlenbescheider, 1 Windmüller, 1 Nadler, 2 Nagelschmiede, 2 Nachtwächter, 1 Ordonanzwirth, 1 Organisten, 1 Pastetenbäcker, 13 Partikuliers, 1 Perrückenmacher, 1 Pferdebehändler, 1 Planteur, 1 Postmeister, 1 Präbendat, 4 Präzeptoren oder Schullehrer, 1 Prediger, 3 Rathmänner, 1 Rathsdiener, 2 Röhrmeister, 1 Sattler, 1 Secretär, 1 Servisrendanten, 5 Schlosser, 9 Schneider, 10 Schuhmacher, 54 Spinner, 4 Stadtverordneten,

1 Stallmeister, 5 Stell- und Rademacher, 1 Stempelrendanten, 1 Strumpfwirker, 72 Tagelöhner, 8 Tischler, 1 Todtengräber, 1 Töpfer, 1 Uhrmacher, 4 Zimmerleute. Außer einer Zitz- und Kattundruckerei, welche 1800 mit 40 Arbeitern für 16000 Rthl. fabrizirte und dazu für 2000 Rthl. rohes Material aus dem Auslande gebrauchte, und einer chemischen Bleiche an der Spree, sind keine eigentlichen Fabrikanlagen in der Stadt vorhanden. Ein Strumpfmacher verfertigte für 120 Rthl. und die Leinweber arbeiteten für Lohn. Im Jahre 1800 hatte Charlottenburg fünf Braustellen, welche 38 Wisp. 16 Sch. (1722 : 82 Wisp. 4 Sch.) Malz verbrauten, und 6 Branntweinblasen, welche 6 Wisp. 20 Sch. Schrot verschwelten. Berlin entzieht dem Orte in dieser Hinsicht fast alle Nahrung. Die Feldmark der Stadt ist sehr sandig, doch ziemlich groß. Im Jahre 1802 betrug die Aussat an Rocken 48 Wisp. 9 Sch., an Gerste 8 Wisp. 12 Sch., Hafer 45 Wisp. und Kartoffeln 93 Wisp. 5 Sch.

Der Ertrag an Rocken 194 Wisp., Gerste 34 Wisp., Hafer 135 Wisp., Kartoffeln 412 Wisp. 6 Sch. und die Consumtion, mit Einschluß der neuen Aussat, an Weizen 80 Wisp. 10 Sch. 8 Metz., Rocken 330 Wisp., Gerste 38 Wisp., Hafer 156 Wisp., Erbsen 13 Wisp. 12 Sch. und Kartoffeln 318 Wisp. Bei den nicht ganz schlechten Wiesen längs der Spree ist die Viehzucht bedeutender.

Im Jahre 1801 waren vorhanden: 297 Pferde, 64 Ochsen, 284 Kühe, 27 Kälber und 586 Schweine; konsumirt wurden: 121 Ochsen, 161 Kühe, 480 Kälber, 816 Hammel, 586 Schweine und 51 Ferkel.

Die Revenüen der Kämmerei, welche von den Erb- und Zeitpächtern der rathhäuslichen Ländereien, Wiesen, Gärten, von Gefällen, Interessen, Fischerei-Pacht u. s. w. aufkommen, betrugen im Jahre 1722 397 Rthl. 11 Gr. 9 Pf. und 17 Gr. 2 Pf., und die Aktiva 3255 Rthl.

(Bratring, Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg. Berlin 1805).

Beilage VII.

Zu Seite 257.

Namentliches Verzeichnis

der Bürgermeister der Stadt Charlottenburg vom Jahre 1717 ab.

A. Aus den vorhandenen Kämmereikassen-Rechnungen sub „Tit. I. Besoldungen“ ermittelt:

1717.	(König Friedrich-Wilhelm I).	
1724, 1725, 1729.	1. Bürgermeister Habichhorst. 2. Bürgermeister Pramann.	Die Verordnung bezüglich Gewährung der Besoldung soll vom 31. März 1721 bezw. 1722 datiren.
1731, 1732, 1735.	1. Bürgermeister Witte. 2. Bürgermeister Pramann.	
1/6 1750 bis ult./5 1752.	1. Bürgermeister Witte. 2. Bürgermeister Pahl.	
1/6 1752 bis ult./5 1753.	1. Bürgermeister ? 2. Bürgermeister Pahl.	Der Name des ersten Bürgermeisters ist nicht angegeben. — Anscheinend hat im Laufe des Jahres d. Wechsel zwischen v. Witte und v. Weider stattgefunden.

1/6 1753 bis ult./5 1766.	1. Bürgermeister Weider. 2. Bürgermeister Pahl.	
1/6 1766 bis ult./5 1774.	1. Bürgermeister Schomer. 2. Bürgermeister Pahl.	
1/6 1774 bis ult./5 1775.	Dirigent, Bürgermeister Schomer. Bürgermeister Schumacher.	
1/6 1775 bis ult./5 1788.	Dirigent, Bürgermeister Krull. Bürgermeister Schumacher.	
1/6 1797 bis ult./5 1798. 1/6 1800 bis ult./5 1801. 1810.	Dirigent, Justiz-Direktor Göring. Bürgermeister Sydow.	
1815.	1. Bürgermeister Sydow. 2. Bürgermeister Bandelow.	cfr. sub B.
1822.	Bürgermeister Geh. Rat v. Schulz.	Desgl.
1842.	Bürgermeister Trantschold.	Bis ult. April 1842 cfr. sub B.
"	Bürgermeister Alschefski.	vom 1. Mai 1842 ab bis ult. April 1848.
1848.	Derselbe.	

1848.	Bürgermeister Bullrich.	vom 1. Mai 1848 ab bis ult. Dezember 1876.
1876/77.	Derselbe.	
1887.	Bürgermeister Fritsche.	vom 1. Januar 1877 ab. — Durch A. K. O. vom 18. Mai 1887 zum Ober-Bürgermeister ernannt.

B. Aus verschiedenen alten Belägen wurden ferner unter der Firma des Magistrats die Unterschriften nachverzeichneter Bürgermeister ermittelt, wodurch die Angaben sub A teilweise ergänzt sein dürften:

1817 und 1818.	Bürgermeister Sydow.	cfr. sub A.	Beläge zu den Stadtkirchen-Rechnungen.
1819.	Bürgermeister Geh. Rat von Schulz.	cfr. sub A.	
1824, 1825, 1826, 1828, 1829.	Bürgermeister Thomas.	fehlt sub A überhaupt. (Ferner ist in einem Ausgabe-Manual der Kämmerei-Kasse von 1828 Gehalt für p. Thomas verausgabt).	
1830.	Bürgermeister Trantschold.	cfr. sub A.	
1831, 1834, 1837, 1839, 1840.	Derselbe.	Beläge zu den Rechnungen des Krankenhauses. cfr. sub A.	

Beilage VIII.

Zu Seite 270.

Namentliches Verzeichnis der Ober-Prediger der Stadt Charlottenburg.

Datum der Ernennung.	Name.	Zahl der Prediger.
1707.	Crusius.	1. Prediger.
1709.	Magister Calle.	2. do.
1721.	Köhnsen.	3. do.
1723.	Töllner.	4. do.
1728.	Protzen.	5. do.
1731.	Baumann.	6. do.
1737.	Stockfisch.	7. do.
1751.	Erdmann.	8. do.
1774.	Eberhardt.	9. do.
1778.	Dressel.	10. (Ober-) Prediger.
1825.	Superintendent Mann	11. do.
1853.	Kollatz.	12. do.
1871.	Müller.	13. do.

Beilage IX.

Auf mehrfach geäußerten Wunsch werden hier die im Mausoleum angebrachten Sprüche (S. 205) und Grabschriften veröffentlicht.

An der Hinterwand

links von der Apsis:

Siehe wir preisen selig, die erduldet haben.
Jac. 5, 11.

Wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden. Röm. 10, 13.

rechts von der Apsis:

Wo ich bin, da soll auch mein Diener sein.
Joh. 12, 26.

Nicht uns Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre. Ps. 115, 1.

in der Apsis (unter dem Altar-Bild):

Ich, ich bin der Herr, und ist ausser mir kein Heiland. Jes. 43, 11.

über der Apsis:

Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden. 1 Joh. 1, 7.

An der Seitenwand links:

Aber über das Haus Davids und über die Bürger Jerusalems will ich ausgiessen den Geist der Gnade und des Gebets Zach. 12, 10

Seitenwand rechts:

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens nicht hinfallen, spricht der Herr dein Erbarmer.
Jes. 54, 10.

Über dem Eingang:

oben:

Unser! keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn. Röm. 14, 7 u. 8.

darunter links:

Das Gedächtnis des Gerechten bleibt in Segen. Spr. 10, 7.

rechts:

Wenn mir Angst ist, so rufe ich den Herrn an. Ps. 16, 17.

in der Mitte:

Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und verdammet werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten. Hebr. 10, 39.

Links vorn die Grabschrift der Königin Luise lautet:

Hier ruhet in Gott.
Luise
Auguste Wilhelmine Amalie
Königin von Preussen
Prinzessin von Mecklenburg-
Strelitz
Geb. 10. März 1776
Gest. auf Hohen-Zieritz
den 19. Juli 1810
ihrem Wahlspruch getreu:
Wie es der Herr gewollt,
so ist es geschehen.

Rechts die Grabschrift des Königs:

Meine Zeit in Unruhe,
Meine Hoffnung mit Gott.

Hier ruhet in Gott in
Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung
Weiland. S. Majestät
König
Friedrich Wilhelm III.
Geboren d. 3. August 1770
Gestorben am heiligen Pfingst-
tage d. 7. Juni 1840.

Im 43. Jahre seiner
glorreichen Regierung.

Druck von Wilhelm Ißleib (Gustav Schuhr),
Berlin SW., Wilhelmstr. 124.



Hänsler